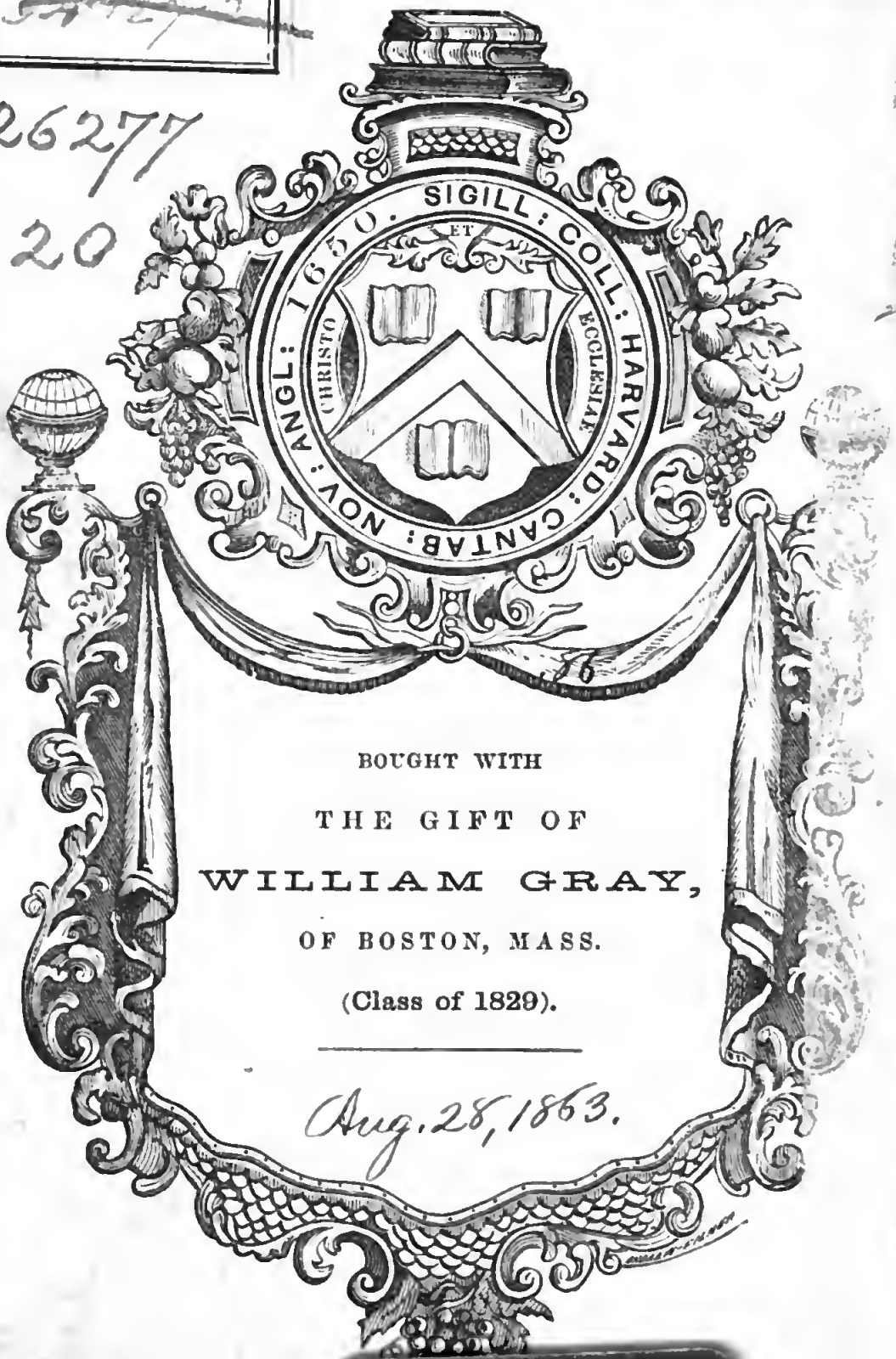
26277
20



BOUGHT WITH

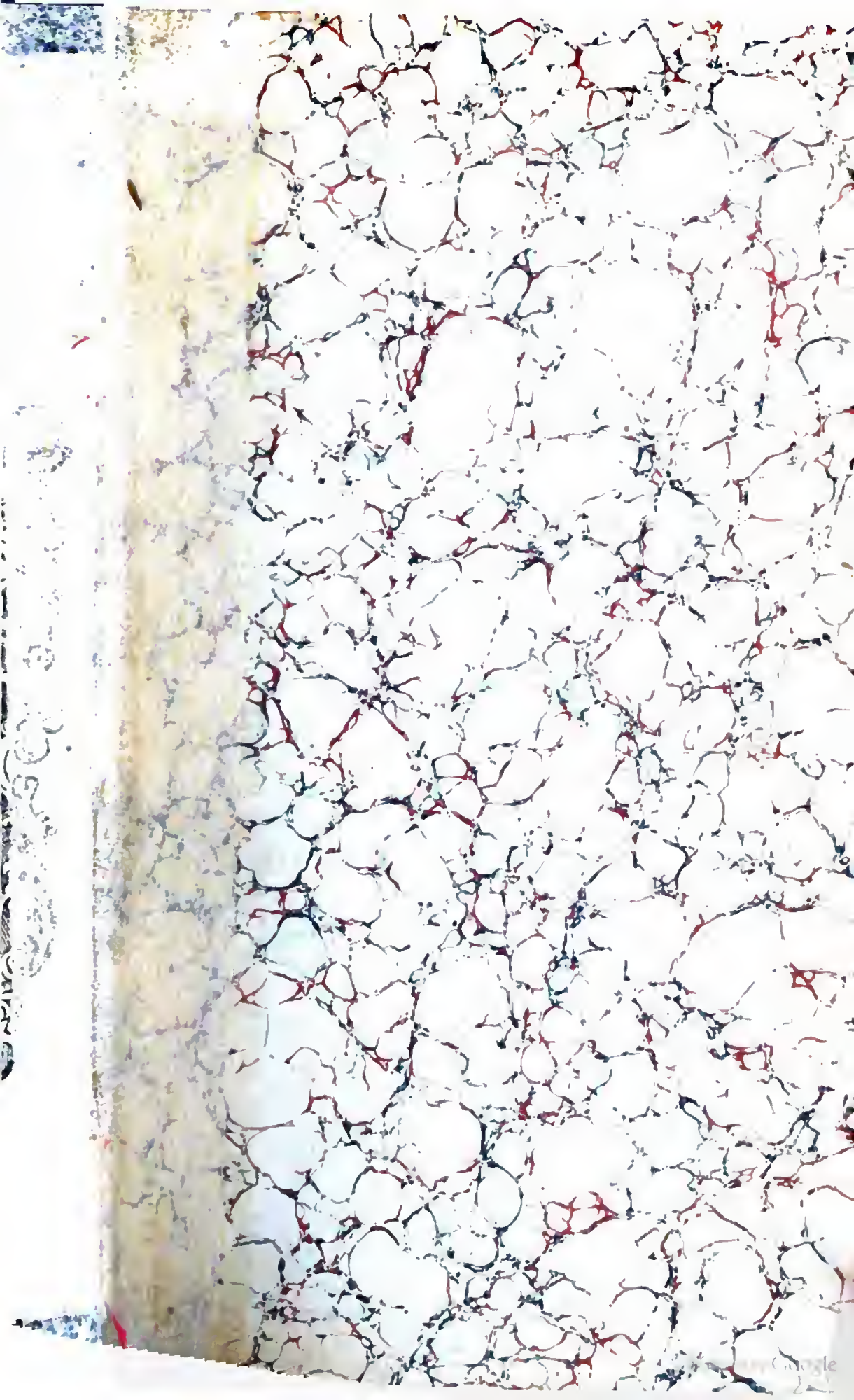
THE GIFT OF

WILLIAM GRAY,

OF BOSTON, MASS.

(Class of 1829).

Aug. 28, 1863.



Westphälische

Sagen und Geschichten

von

H. Stahl.

Zwey Bändchen.

Elberfeld,
Büschler'sche Verlags-Buchhandlung
1831.

26277.20

1863, Aug. 28.
(2 in) 1 vol. - .86
Gray Fund.

Vorerinnerung.

Die Sage ist zweyfacher Art; sie ist eine geschichtliche und eine Volkssage, je nachdem sie die Geschichte eines Volks, oder blos sein inneres Volksleben betrifft, und daraus hervorgegangen ist. So sind Sagen über merkwürdige geschichtliche Begebenheiten, geschichtliche, so sind alle Hexen und die meisten Schatzhebungsgeschichten, reine Volkssagen. In sofern aber die Geschichte, als das öffentliche Leben des Volks bildend, und in dieser Beziehung seinem inneren Leben entgegenstehend, doch immer zum Volksleben gehört, in sofern fällt jener Unterschied auch wieder weg, und jede Sage ist die Poesie des Volkslebens, seines inneren oder öffentlichen, geschichtlichen, wie der Roman die Poesie des geistigen Gemüthslebens des Menschen ist.

Die Phantasie des Volks hat die Sagen geschaffen, oft eine sanfte, oft eine bunte, oft eine wilde, aber immer, und dadurch unterscheidet sich die Poesie der Sagen von anderer Poesie, ruhet über ihnen, trotz ihrer Abentheuerlichkeit das Kleid der Einfachheit, und trotz ihres Individualisirens der Schleyer des Geheimnißvollen. Daher lebt in seinen Sagen ein Volk sein poetisches, aber sein wunderbar poetisches Leben.

Immer aber lebt es sein eignes Leben darin; und schon darum, um dessen individuelle und besondere Richtungen und aus diesen wieder die Eigenthümlichkeit seines Charakters kennen zu lernen, kann, abgesehen von allem historischen Werthe, die Sage eines Volks unmöglich dem unbedeutend seyn, dem die Kenntniß des Menschen überhaupt, und folglich die höchste Kenntniß im Leben nichts Unbedeutendes ist; denn, wie der heilige Augustinus sagt: „Wer den Menschen kennt, kennt Gott!“ (Prima dei cognitio est scire homo quid sit.) Wie außerordentlich interessant mußte es z. B. seyn, eine Sagensammlung der Deutschen, Franzosen, Engländer, Spanier u. s. w. zu haben und diese mit einander vergleichen zu können! Welche wichtige Aufschlüsse über Bildung, Sitte und Charakter dieser Völker würde man dadurch

gewinnen! Aber freylich, seit die Literatur sich nicht mehr um das Leben bekümmert, bekümmert man sich auch um so etwas nicht mehr. In früheren Zeiten war es anders, dem Griechen und Römer, dem Aegypter und Perser, dem Scyten und Scandinavier, und dem alten Deutschen war seine Sage Mythe, und in seiner Mythe lebte seine Poesie und seine Literatur. Jetzt sehen Poesie und Literatur höhnisch auf die Sage herab. Sollte die christliche Religion, die der Sage ihre höchste Bedeutung nehmen mußte, oder was sonst an dieser Vornehmheit Schuld seyn? —

Doch unser Volk hat seine Achtung und seine Liebe zu seinen Sagen nicht verloren. Und wenn wir hoffen dürfen, daß, so wie unser Adel nachgerade seine Ehre darin gefunden hat, mit den übrigen Ständen des Staats zusammen dessen Volk zu bilden, so auch die Poesie unserer großen Geister einst von unserer einfachen, demüthigen Volkspoesie sich nicht mehr absonderen, sondern immer mehr damit zusammenschmelzen, und so vielleicht jene universelle Bildung der Nation, die wir bey den Griechen antreffen, auch bey uns erblühen werde, so dürfen wir auch hoffen, daß unsere anspruchlosen Volkssagen immer mehr die Anerkennung finden werden, die man jetzt nur unseren Ro-

manen, Novellen, historisch-romantischen Darstellungen, Romanzen, Balladen und übrigen oft saft- und kraftlosen, und geistes- und gemüthsarmen Ausgeburten der Phantasie unserer Dichterlinge schenkt.

Ein Volk, das keine Sagen hätte, käme mir fast vor, wie ein Mensch, der nie geträumt hätte; wie arm müßte dessen Phantasie, wie stumpf sein Geist, wie vertrocknet sein Leben, sein ganzes Daseyn seyn! Westphalen ist lange Zeit die verschrieenste Provinz Deutschlands gewesen, und man hat ihr, konsequent, auch lange Reichthum an Sagen abgeläugnet; aber glücklicher Weise konnte dieß Läugnen den wirklich vorhandenen Reichthum nicht aufheben. Westphalen ist reicher an Sagen, an geschichtlichen, wie an eigentlichen Volkssagen, als irgend eine andere Gegend unseres Vaterlandes, den Rhein und einzelne Gebirge, z. B. das Riesengebirge, etwa ausgenommen. Die Sagensammlungen der Gebrüder Grimm haben darauf hingedeutet; die im Jahre 1824 von Fr. Steinmann und seinen Freunden herausgegebenen Münsterschen Sagen und Geschichten haben noch mehr dafür gesprochen. Das vorliegende Werkchen möge ebenfalls einen kleinen Beweis dafür liefern.

Die meisten der hier mitgetheilten Sagen habe ich gerade so wieder gegeben, wie ich sie

entweder schriftlich oder mündlich aufgefunden habe. Wo ich sie gefunden, habe ich jedesmal angegeben: viele sind unmittelbar aus dem Munde des Volkes geschöpft, und durch theure Freunde, denen ich hiedurch nochmals öffentlich meinen Dank sage, mir mitgetheilt worden; viele sind aus von Steinens Westphälischer Geschichte entnommen, viele aus Bernhardi Wittii Historia Westphalia.

Einige andere habe ich besonders bearbeitet, und mehr oder weniger romantisch umgekleidet, was mir bey einem Werke, das nicht für eigentliches geschichtliches Forschen, sondern nur für Unterhaltung bestimmt ist, allerdings erlaubt seyn mußte, wobey ich denn auch wohl unbedenklich von dem sich der Chronik nähernden Sagen- und Legendenton abgehen und den freyeren Erzählungston wählen durfte. Auch zu diesen habe ich die Elemente übrigens auf den schon angegebenen Wegen bekommen. Namentlich sind mir das Volksmährchen vom Hick und der Räuber Lutz mündlich mitgetheilt; Gervin von Volmestein und der Ursprung des Stifts Fröndenberg sind nach v. Steinen, und das Fegefeuer des Westphälischen Adels nach Wittius erzählt; der letzte Burggraf von Stromberg aber nach dem Berichte fast

aller Westphälischer Geschichtsschreiber und nach mündlicher Tradition; Elias Grail nach v. Steinen, Teschenmacher und mündlicher Ueberlieferung; und die Zerstörung der Irmensäule nach einer Erzählung Fr. Cossmanns in der Hermione für 1827 und nach Bessers Paderbörnischer Geschichte. —

Critiker und Publikum werden freundlich um Nachsicht gegen die Gebrechen des Büchelchens gebeten, das sie, wie der Verf., als einen Versuch betrachten mögen!

H. S.

I.

Der Räuber Lutz.

Eine Sage von L. Stahl.

An der südlichen Grenze des Herzogthums Westphalen, da, wo sich dieses von der Nassau scheidet, liegt ein hoher Berg, der Stübelhagen genannt, an dessen östlichem Abhange, nicht weit von dem Fahrwege, der Westphalen und Nassau verbindet, mitten in einem Eichenwalde, ein großer, viereckiger Pfuhl sich befindet. Dieser ist voll schlammigen, schwefelichen Wassers, und voller Kröten, Frösche und Eidechsen. Die Gegend umher ist unbewohnt und leer, selbst die Thiere des Waldes meiden sie, es scheint ein Fluch auf ihr zu liegen, oder eine Unheimlichkeit, Aengstlichkeit in ihr zu herrschen, die jedes Leben und Geselligkeit liebende Geschöpf entfernt hält. Nur große Züge von Krähen lassen sich zu Zeiten hier nieder und fallen über die Kröten und Eidechsen her, die aus dem stinkenden Wasser emportauchen; weshalb der Pfuhl von den Bewohnern der Gegend der Krähenpfuhl genannt wird.

Vor langen Zeiten, vor mehr als tausend Jahren, stand an der Stelle, wo jetzt der Krähenpfuhl ist, ein großes Schloß, die rothe Burg genannt, von den schönen breiten rothen Steinen, mit denen es aufgebaut war. In demselben hauste damals Wolff Lutz, der

frechste Räuber, der blutgierigste Christenverfolger, den Westphalen je gesehen hatte. Er war früher ein Gefährte des Sachsenkönigs Wittekind, und einer der tapfersten Hauptleute in dessen Heere gewesen. Lange hatte er treu an ihm gehalten und war mit ihm von einem Ende des Sachsenlandes zum andern gezogen, um dessen zahlreiche Feinde vertilgen zu helfen, und die alte, angestammte Religion der vaterländischen Götter gegen die Franken und deren fremde, christliche Religion zu vertheidigen. Noth und Verfolgung und Leiden hatte er mit ihm getheilt, immer hoffend, daß die Götter, zu deren Ruhm sie kämpften, ihre Niederlagen in Sieg, ihre Leiden in Triumpf endlich verwandeln würden. Allein die Uebermacht des Kaisers Karl war zu groß. Von Jahr zu Jahr, von Tage zu Tage endlich, schmolzen die Haufen der Sachsen, der Vertheidiger des Heerdes und der alten Götter, mehr und mehr zusammen, durch offene Feldschlachten, wie durch furchtbare, grausame Hinrichtungen. Immer siegreicher drangen die Schaaren der Franken in dem schönen Sachsenlande weiter vor; immer mehr breitete ihre fremde, gewaltsam aufgedrungene Religion sich aus; täglich kleiner wurde der Raum, in welchem noch Verehrung der deutschen Götter anzutreffen war; täglich seltener und unsicherer wurden die Schlupfwinkel, in denen Wittekind mit seinen Getreuen gegen die Uebermacht seiner furchtbaren Feinde sich noch verbergen konnte. Endlich war dem Edlen jeder Weg, jede Aussicht auf Sieg oder Rettung abgeschnitten. Er konnte nicht mehr widerstehen, er war verloren. Aber jener höchste, jener einzige Gott, den er so lange verkannt und verhöhnt hatte, wollte ihn nicht verderben

lassen; Er erfüllte die Herzen der Feinde des edlen Sachsenherzogs mit Milde, und ließ durch stille Wunder, welche die geheimnißvolle Sage nur halb und nur verschleyert uns aufbewahrt hat, in der Brust des Herzogs selbst den Glauben an Ihn und an seine göttliche Religion keimen und feste, starke Wurzeln schlagen. Im Jahre des Herrn sieben hundert neun und neunzig zog der Herzog Wittekind mit dem Kaiser Karl und mit dem Papste Leo dem Dritten und mit vielen Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen, und Fürsten und Herrn, vier hundert und fünfzehn an der Zahl, zu der alten Feste Syburg an der Ruhr, zerstörte hier selbst die heidnischen Denkmale, ließ den alten Götzentempel zu einer christlichen Kirche einweihen und empfing dann aus den Händen des Papstes Leo und aus dem alten heiligen, jetzt dem Apostel Petrus geweihten Brunnen, unweit der Kirche, das Wasser der heiligen Taufe. Und mit ihm ließen sich alle seine Mannen und Gefährten taufen, schwuren den alten, heidnischen Glauben ab, und lebten fortan als Christen und nur dem Dienste des großen Kaisers Karl.

Wolff Lutz aber war nicht unter diesen. Die Götter sind furchtbar! sprach er. Sie verderben den, der Sie verläßt! Nur wer ihnen anhängt, wird glücklich! — Er schwur, ihnen treu zu seyn, sie nicht zu verlassen. Mit tiefer Verachtung schied er von Wittekind, als er dessen Entschluß, Christ zu werden, erfuhr. Still versammelet er seine getreuesten, wildesten und muthigsten Gesellen um sich. Furchtbar, sprach er zu ihnen, furchtbar rächen die Götter den Verrath. Laßt uns ihnen treu seyn. Zeigen sie uns auch jetzt kein freundliches Antlitz, haben sie auch lange Zeit uns nur Gefahren und

Leiden zugesandt; verlassen haben sie uns dennoch nicht. Bald werden sie uns verklären, denn sie lieben ihre Diener, und sie werden uns Freuden und Gastmähler und Ruhe senden. Drum muthig, meine Gesellen.

Er ermahnte sie, sich durch zu kämpfen, und in einer wilden stürmischen Nacht brach er plötzlich mit ihnen auf, und entkam glücklich durch die Reihen der das Lager der Sachsen von allen Seiten einschließenden Franken. Er richtete seinen Weg zu den Gebirgen des südwestlichen Westphaleus; in diesen undurchdringlichen Schluchten, wohin noch kein Franke gekommen war, wollte er sich verborgen halten, bis der Kaiser Karl das Sachsenland verlassen habe, um dann schnell wieder hervorzubrechen und die neue Lehre wieder zu verbannen, ihre Anhänger, die Verräther der Götter, zu bestrafen, und die angestammten Götter in ihre alten Rechte, in ihre Verehrung wieder einzusetzen. Mit einem furchtbaren Groll in seinem wilden, unverzagten Herzen, mit einem entsetzlichen Haß gegen alles, was Christ hieß, oder nur an christliche Religion erinnerte, kam er in den wilden Gebirgen des südlichen Westphalens an. Denn nicht nur ihn und seine Götter und sein Vaterland hatte ihre Religion beleidigt, auch sein Herz hatte sie zerrissen und ihm alles geraubt, was er mit Liebe umfing. Sein Weib war in einem der früheren Kriege gegen die Franken gefangen worden, und hatte, um dem Zwange, die fremde Religion anzunehmen, zu entgehen, sich selbst in wilder Raserei getödtet. Seine einzige Tochter war in schmählicher Gefangenschaft der Franken gestorben. Zwei seiner Söhne, tapfere, kräftige Jünglinge, waren vor seinen eigenen Augen, auf Befehl des Kaisers Karl hingerichtet worden. Nur ein Knabe

war ihm geblieben, der entkam mit ihm. Furchtbare Rache schwur Wolff Lutz für solche Unbilden, um sein Herz und die beleidigten Götter zu versöhnen.

So kam er zum Stübelhagen. Die wilde, unwegsame, verborgene Gegend gefiel ihm. Hierher kam der Kaiser Karl nicht, hier konnte er sicher hausen, und hier, sein Herz lachte in furchtbarer Freude auf, und hier konnte er schon gleich einen Anfang seiner Rache machen. Denn wohin das verderbliche Heer gedrungen war, dahin waren fromme Geistliche gekommen, und hatten die segensreiche Religion des Erlösers gepredigt, und viele Freunde und Anhänger gefunden, die jetzt still und friedlich lebten und dem wahren Gotte dienten Lutzens Augen leuchteten in wilder Freude auf, als er die vielen Kapellen sah, die in den Thälern umher sich erhoben. Hier war Arbeit für seine Rache.

Schnell war sein Plan gefaßt, hier zu bleiben. Am östlichen Abhange des Stübelhagens sah er die rothe Burg, auf der ein christlich gewordener Edler des Landes wohnte. Sie war stark und fest, aber für Wolff Lutz nicht. Zwei Tage hielt er mit seiner Schaar sich verborgen; in der dritten Nacht stürmte er mit rasender Wuth die Burg, die nach einem dreistündigen Kampfe sein wurde. Zum ersten Male frohlockte er wieder laut auf, als er in dem Burghofe stand und rund um ihn her die Leichen der erschlagenen Christen lagen. So will ich Euch ferner rächen, Ihr Götter! rief er Nur Euerm Dienste soll mein Leben geweiht seyn!

Er riß seinen Sohn an seine Seite, und ließ ihn in diesem feyerlichen Augenblicke Treue den Göttern schwören. Der hohe, kräftige Jüngling schwur mit

leuchtenden Augen, mit aufflammender Leidenschaft, Denn auch er fühlte tief die Unbilden, die ihm und den Seinigen von den Christen waren zugefügt worden.

Da trat, wie kaum der Schwur beendigt war, mit der anbrechenden Morgenröthe ein riesiges Weib in den Kreis. Ein weites, lang bis über die Knöchel herabhängendes Gewand von weißer Farbe, umfloß ihre starken Glieder; greise Haare wallten in langen, dicken Locken von ihrem Haupte; ihr Gesicht war hager und voll tiefer Furchen, aber ihr Auge blitzte von einem höheren überirdischen Feuer. Niemand hatte sie ankommen sehen, sie stand plötzlich neben den blutigen Leichen, unter den mit Blut bedeckten Kriegern. Einen stolzen Blick warf sie auf die Knechte, die scheu vor ihr zurücktraten. Dann wandte sie sich zu Wolff Lutz und seinem Sohne Hermann.

Die Götter sind euch gnädig! sprach sie mit tiefer feyerlicher Stimme. Sie haben Freude an euch; aber bleibt treu eurem Schwure, die Götter sind furchtbar!

Sie wickelte sich dichter in ihr weites Gewand, und wollte sich wieder entfernen. Aber Wolff Lutz hielt sie; Hohe Drude! rief er, von wannen kommst du? Welcher Gott hat dich, uns gnädig, in unsere Mitte geführt?

Kein einzelner Gott! erwiederte das Weib. Die Götter alle beschützen mich; denn wer sie ehrt, den lieben sie. Sie alle haben mich bewahrt und mich vor den Augen der Christen verborgen, in deren Mitte ich lebte. Dort unten ist mein Thurm, tief in jenem westlichen Thale. Aber suche mich nicht, denn die Götter wohnen mit mir, und sie zürnen, wenn ein Sterblicher sie stört.

Sie nahm ihr Gewand auf und entfernte sich langsam und schweigend, bis sie hinter der Mauer der Burg schnell verschwand.

Die Götter sind uns gnädig! rief jauchzend Wolff Lutz, und er schwur von neuem, und auch sein Sohn schwur es, sie zu rächen für alle Verhöhnungen, die sie von den Franken erlitten, und ihnen alle Christen zu opfern, die nur je ihnen begegnen würden.

Sie hielten Wort. Furchtbar wüthete Wolff Lutz mit seinen Gehülfen unter den friedlichen Christen der benachbarten Thäler, freudig half sein muthiger Sohn. Wie eine Schaar hungriger Wölfe, welche plötzlich in eine fruchtbare mit Heerden bedeckte Gegend gedrungen ist, unerwartet, mit lautem Geheul und wüthender Mordlust aus ihren nächtlichen Schlumpfwinkeln hervorstürzt, unter die friedlichen Thiere sich wirft, und würgt und mordet und zerstört, so überfiel Lutz mit den Seinigen die frommen Christen der Umgegend, zerstörte ihre Wohnungen, verbrannte ihre Capellen, und schleppte Männer, Weiber und Kinder auf seine Burg, wo er in entsetzlicher Lust sie mordete und seinen Göttern schlachtete. Wenige Monden waren erst verflossen, als kein Christ mehr in der ganzen Umgegend zu finden war, alle waren gemordet und geschlachtet, oder sie hatten, jedoch nur wenige, eilends ihre Heimath verlassen, und waren vor den Verfolgungen des unbändigen Räubers Lutz, fernern bewohnteren Gegenden, besonders dem Rheine, zugeflüchtet.

Nur eine einzige Christenfamilie war verschont worden. Fast die ganze Gegend war von Lutz schon gesäubert; da traf er eines Tages, als er von einem weiteren Streifzuge zurückkehrte, und einsam mit sei-

nem Sohne, getrennt von den übrigen Gefährten, durch die Berge seiner Burg zueilte, nicht gar weit von dieser, in einer engen, verborgenen Schlucht, auf eine Höhle, deren Eingang kaum bemerkbar war. Aber Lutzens scharfes Auge gewahrte sie, und glänzte in der Freude eines Jägers, der auf unverhoffte Beute stößt. Schnell eilte er mit seinem Sohne darauf zu, und seine Hoffnung hatte ihn nicht betrogen. Es waren Menschen in der Höhle. Ein greiser Mönch, ein ältlicher Mann und ein blühendes junges Mädchen knieten vor einem Lager von Fellen, auf dem eine blasse, kranke Frau, mit gefalteten Händen und schon halb erloschenen Augen lag. Alle schienen in stiller Andacht zu beten. Entsetzt flogen sie in die Höhe, als die Heiden, die ihnen nur allzubekannt seyn mochten, mit lauter Freude in die Höhle stürzten, und liefen zu einem Cruzifixe, das auf einem Altare in der Ecke der Höhle stand, und vor dem eine sparsame Lampe brannte. Nur die Kranke fiel ohnmächtig auf das Lager zurück. Frohlockend verfolgte Lutz und sein Sohn die Fliehenden, mit gezückten Schwertern wollten sie über die Unglücklichen herfallen und sie schlachten zum Opfer für ihre Götter, zur Sühne ihrer Rache. Aber eine wunderbare Gewalt schien plötzlich ihre Kräfte gelähmt zu haben, als sie in die Nähe des Altars kamen. Schweigend und starr blieben sie hier stehen, und sahen die Betenden an, die händeringend zu dem Cruzifixe emporfleheten.

Vater! sprach plötzlich der Jüngling Hermann, Schone ihrer, die Götter haben der Opfer und nir der Rache genug. Laß uns den Unglücklichen das Leben schenken.

Da wendete sich das Mädchen vor dem Altare um und schaute mit durchdringendem aber dankendem Blicke den Jüngling an, der die menschlichen Worte gesprochen hatte. Der Himmel segne dich! rief sie mit sanfter, weicher Stimme.

Ein unnennbares Sehnen, eine unerklärliche Verwirrung erfaßte den Jüngling. Komm, Vater! rief er dringender; die Götter sagen es mir, daß sie den Tod dieser nicht wollen!

Er faßte die Hände des Vaters, der ebenfalls in wunderbarer Verwirrung zu seyn schien, und zog ihn fast ohne Widerstand aus der Höhle.

Die Unglücklichen gehörten zu den edelsten Bewohnern der Gegend; sie hatten flüchten wollen, als Lutz seine Christenverfolgungen begann, aber die Krankheit der Frau, die langsam dem Tode entgegenzehrte, hatte sie verhindert eine weite Reise zu machen; Gatte und Tochter sahen sich daher gezwungen, in der Nähe ein verborgenes Unterkommen für sich und die Kranke zu suchen. Der fromme Mönch des Thales, Johannes Baptista mit Namen, hatte sich an sie angeschlossen, und wollte sein Schicksal nicht von dem ihrigen trennen. In dieser Höhle hatten sie einen sichern Zufluchtsort zu finden geglaubt.

Schweigend kehrten Wolff und Hermann Lutz zu der Burg zurück. Erst hier kam ein anderer Geist wieder über den Vater; er machte sich Vorwürfe, daß er die Christen verschont habe, er wollte umkehren, um sie desto fürchterlicher zu opfern; allein in dem Jünglinge war der Geist der Milde geblieben, und glücklich gelang es ihm, auch den Vater zu besänftigen.

Wolff Lutz ging seinen grausamen Beschäftigungen bald auf die gewohnte Weise wieder nach, wagte sich, da sein Haufe sich nach und nach verstärkt hatte, immer weiter und kühner unter die benachbarten Christen, und raubte und mordete, und hatte des Abentheuers bald vergessen. Mit Hermann aber war seit diesem Tage eine völlige Umänderung seines ganzen Wesens vorgegangen. Er nahm bald nur wenigen Antheil mehr an den Zügen und Grausamkeiten seines Vaters, und nur mit offenbarem Widerwillen. Am liebsten blieb er einsam auf der Burg, und schweifte dann Tagelang in den Bergen und Wäldern umher. Dabei wurde der sonst so fröhliche Jüngling mit jedem Tage stiller und ernster, und sein kräftiger blühender Körper verfiel sichtbar und welkte dahin, wie eine abgebrochene Blume. Anfangs fielen die Veränderungen dem alten Wolff Lutz nicht auf; bald aber bemerkte er sie, und erschrak heftig als er den so schnell und so plötzlich bleich und kraftlos gewordenen Jüngling sah. Sollte er auch ihn verlieren, den er allein noch liebte auf der ganzen Erde? Er fragte zärtlich, was ihm fehle; aber der Knabe versicherte, er wisse es selbst nicht, er müsse wohl sehr krank seyn.

Wolff Lutz warf einen dunkeln Blick des Vorwurfs zum Himmel empor. Ist das Euer Segen, Ihr Götter? rief er. Liebt Ihr so den Sterblichen? Dankt Ihr so für treue Dienste?

Aber bald unterwarf er sich wieder dem Willen der Ewigen, und flehete zu ihnen um das Leben des Söhnleins, und versprach ihnen größere Opfer an Christen zum Lohne. Er wurde jetzt kühner als je, und grausamer. Fast kein Tag verging, wo er nicht Chri-

ſten ſchlachtete, um die Götter ſich zu verpflichten, und des Sohnes Leben von ihnen zu erhalten. Allein der Knabe welkte immer mehr dem Grabe entgegen.

Es war ein warmer, ſchöner Sommertag im Jahre achthundert der Erlöſung, als der Räuber Lutz mit ſeinen Geſellen von einem Zuge zurückkehrte, den er weit in die Gegend hinein, bis faſt an den Rheinſtrom, gegen die Chriſten unternommen hatte. Eine ungeheure Menge Unſchuldiger waren von den Unmenſchen den heidniſchen Göttern geopfert worden; reich mit Beute beladen kehrten ſie auf die rothe Burg heim. Sie kamen mit dem letzten Strahle der Abendſonne hier an, durch jauchendes Geheul den daheimgebliebenen Räubern ihre Rückkehr ankündigend. Am fröhlichſten war Wolff Lutz ſelbſt. Die Götter müſſen mir gnädig ſeyn! rief er; haben ſie noch einen Diener wie mich?

Da ſah er ſeinen kranken Sohn, der langſam auf dem Burghofe ihm entgegenſchlich, mit glanzloſen Augen, bleichen Wangen, faſt mehr wie ein dem Grabe Angehörender, als wie ein Lebender ausſehend; und ſchnell entſchwand die Freude des Räubers. Furchtbare Götter! rief er aus; Was habe ich verbrochen, daß Ihr mich alſo ſtraft? daß Ihr mir alles nehmt?

Er überließ die Beute den Knechten und ging ſtill, mit tiefem finſtern Sinnen in die Burg und in ſein Gemach. Lange ſaß er hier einſam, in trüben Gedanken verloren. Als er aber den Mond hoch am Himmelsgewölbe ſtehen ſah, ſprang er plötzlich auf, verließ das Gemach und die Burg, und ſchritt ſchweigend und langſam den Berg hinunter, in die mondhelle Nacht hinein. Er ſchlug ſich links in den Eichenwald, ging dann nach Weſten hin, immer den Abhang des Berges

hinab, bis er an ein enges, dunkles Thal kam, in welches kein Strahl des Mondes drang. Lange schritt er immer tiefer in dieses hinein, und folgte seinen mannigfaltigen Windungen. Auf einmal kam er an eine Stelle, auf die, wie durch eine Spalte des gegenüber liegenden Berges, fast wundersam der Mond schien. Es war ein schmaler Streifen Rasen, auf dem uralte, dicke Eichen standen; mitten zwischen diesen erhob sich, seltsam von dem bleichen Monde beleuchtet, ein hoher, runder Thurm von grauen Steinen.

Lutz stand hier still, und schaute, wie mit sich selbst streitend, den hohen, grauen Thurm an. Kein Laut ließ sich in der stillen Nacht vernehmen. Kein Leben regte sich in der ganzen Natur um ihn her; es war, als wenn alles hier todt sey; selbst die mit Laub bedeckten, von keinem Winde bewegten Bäume, schienen in dem ungewissen Mondlichte nur ein fabelhaftes, geisterähnliches Daseyn zu haben.

Auf einmal öffnete sich eine niedrige Thür an dem Thurme, und ein hohes Weib schritt in langen, weiten Kleidern daraus hervor. Es war die Drude. Langsam trat sie in die warme, helle Nacht hinaus; lange sah sie sich schweigend nach allen Seiten um; dann ging sie zu einer hohen Eiche, an deren Stamm den Göttern ein Altar von riesigen Steinen errichtet war. An diesem blieb sie stehen, und breitete eine Rolle darauf aus, die sie mitgebracht hatte. Darin las sie eine Zeitlang, bis sie auf einmal rasch ihr tiefgefurchtes Gesicht zu der vollen Mondesscheibe emporrichtete. Sie blickte starr und unverwandt in dieselbe; aber plötzlich senkte sie Gesicht und Augen und verbarg jenes mit ihrem Gewande, das sie mit beyden Händen davor hielt.

So ſtand ſie lange Zeit ohne Bewegung, anzuſehen wie eine furchtbare Bildſäule. Auf einmal aber warf ſie das verhüllende Gewand vom Antlitze fort, ſchaute eine Minute lang klar zum Monde empor, hob dann beide Arme hoch in die Höhe, und beſchrieb mit denſelben wunderbare Zeichen in die Luft hinaus.

Wehe! Wehe! rief ſie dann mit hohler, lauter, an den Bergen ringsum widerhallender Stimme; Wehe! die Götter ſind furchtbar! Verderben dem Sterblichen, der ſie erzürnt! Tod dem Verräther, der ihnen falſch ſchwört.

Wolff Lutz hatte ſchweigend und ohne ſich zu regen ſeine Stelle bewahrt, er hatte mit ſich gekämpft, ob er ſich der Drude nahen ſolle, aber ehrerbietig war er ſtehen geblieben, als er ſie dem Altare ſich nahen, und in unmittelbare Unterredung mit den Göttern treten ſah. Auch jetzt wagte er nicht näher zu gehen; er ſtand feſt und unbeweglich, und nur der Weheruf der Seherin trieb ihm das Haar auf der Scheitel empor. Aber das Weib wandte ſich plötzlich zu ihm um, ſah ihn einen Augenblick lang mit durchdringenden Blicken an, daß er am ganzen Körper erbebte, und redete ihn dann mit ihrer hohlen, drohenden Stimme an. Wolff Lutz! rief ſie ſtrenge; was führt dich zu den Göttern, und in das Heiligthum ihrer Prieſterin?

Der Räuber wagte es nicht ihr näher zu treten. Er verbeugte ſich tief und antwortete ihr in ehrfurchtsvollem, faſt demüthigem Tone. Hohe Drude! ſprach er; mein Söhnlein erkrankt und welkt dem bleichen Tode entgegen. Wodurch habe ich die Götter beleidigt, daß ſie ihn mir nehmen wollen? Wodurch kann ich ſie verſöhnen, daß ſie ihn mir wieder ſchenken? —

Die Züge der Drude wurden ernster, strenger, ihre Augen rollten zornfunkelnd in den großen, dunkeln Höhlen. Wehe dir und deiner Brut! rief sie. Verderben dem, der die Götter erzürnt!

Wehe ihm? fragte Lutz. Drude, bin ich nicht der treueste Diener der Unsterblichen? Schlachte ich ihnen nicht täglich Opfer? Und dennoch bringen sie dunkles Weh über mich?

Wehe dem Verräther! fuhr die Drude fort, der den Göttern falsch schwört! — Wolff Lutz! rief sie dann: Du schwurst den Göttern jeglichen Christen zum Opfer; schamlos hast du dein Wort gebrochen. Du hast Christen am Leben gelassen, und den Ewigen ein Opfer entrissen, das ihnen gehörte. Die Götter wollen dein Verderben dafür. Sie haben das Herz deines Sohnes verstrickt, daß es in thörigter, qualvoller Liebe zu jener Christendirne, die du verschontest, sich abzehren muß! — Wehe, wehe dir und deiner Brut! rief sie noch einmal lauter, mit fast kreischender, furchtbarer Stimme, verhüllte das Gesicht mit ihrem weiten Gewande und stürzte schnell in ihren Thurm zurück.

Wolff Lutz stand wie zernichtet. Sprachlos starrte er lange auf die leere Stelle, wo sie gestanden hatte; dann blickte er nach dem Thurme, der schnell wieder verschlossen war. Hohe Drude, rief er mit bittender Stimme, kehre zurück, und verkünde mir, womit ich die furchtbaren Götter versöhnen kann!

Aber das Weib kehrte nicht zurück, und gab ihm auch keine Antwort. Mehrmalen wiederholte Lutz seine Bitte, doch vergeblich. Sie schwieg hartnäckig, und zuletzt hörte er sie einen lauten, klagenden Gesang anstimmen, um den Zorn der Götter von sich abzuwenden.

Da kehrte der unglückliche Vater trauernd und fast verzweifelnd auf seine Burg zurück. Allein je näher er dieser kam, desto fester wurde ein furchtbarer Entschluß in ihm, der, durch ein entsetzliches Opfer die Ewigen zu versöhnen.

Er weckte alle seine Mannen aus dem tiefen Schlafe, der sie bereits umfing, und befahl ihnen sich zum sofortigen Aufbruche bereit zu halten. Dann ging er in das Schlafgemach seines Sohnes, welcher schlaflos auf seinem Lager lag, und mit stillen Thränen in den Mond schauete, der so freundlich und doch vielleicht zum letzten Male sein Antlitz beleuchten sollte.

Ohne Zorn trat Wolff Lutz zu dem geliebten Sohne. Herrmann, sprach er, erhebe dich und folge mir, ein Roß wird draußen dich aufnehmen, um dich weiter zu tragen.

Und wohin, Vater? fragte der kranke Jüngling.

Wolff Lutz bedachte sich einen Augenblick. Höre, Knabe, antwortete er dann entschlossen; wir gehen zu einem ernsten Zuge. Ich habe die Drude befragt, was dir fehle, wie du zu retten seyest. Sie hat mir den Zorn der Götter offenbart. Es giebt nur ein Mittel dich zu retten.

Und dieses? fragte der Knabe zitternd.

Du liebst die Christin, fuhr der Vater fort; der du das Leben retteteſt. Diese Christin muß geopfert werden; du selbst mußt sie schlachten. Folge mir, Knabe.

Furchtbare Götter! rief der Jüngling, kraftlos auf sein Lager zurück sinkend. Vater, fuhr er dann nach einer Weile fort; an dem Leben des Mädchens hängt das meinige. Sie darf nicht sterben; die Göt-

ter können es nicht wollen. Mögen sie lieber meinen Tod gebieten. Aber sie darf nicht geopfert werden. O, um aller Ewigen willen, mein Vater, schone ihrer!

Er sprach mit einer leidenschaftlichen, beinahe furchtbaren Anstrengung. Wolff Lutz stand in tiefen Gedanken, als er endete. Die Götter müssen ein großes unerhörtes Opfer haben! sagte er dann.

Da trat aus einer Ecke des Gemaches ein alter, greiser Diener hervor, den Lutz dem Sohne zum Wärter gegeben hatte. Herr, sprach dieser, und näherte sich Lutzen, die Christin darf nicht sterben; es würde der Tod deines Söhnleins seyn. Glaube mir! Ich bin seit einer Woche keine Minute lang von seiner Seite gekommen, und keine Minute ist vergangen, wo er nicht mit Schmerzen ihren Namen gerufen hat. Tödte nicht die Christin, aber, willst du ihn retten vom Tode, so bringe sie hierher, und führe sie ihm auf sein Lager; dann wird er genesen; denn nur eine Liebe, die sie verschmähete zehrt ihn auf.

In Hermanns bleiche Wange stieg eine dunkle Gluth. Wolff Lutz aber sah nur einige Augenblicke nachdenkend vor sich hin. Du hast Recht! sprach er dann zu dem Knechte, rief dem kranken Sohne zu: Du sollst genesen, Knabe! und verließ eilend das Gemach, um mit seinen unterdeß versammelten Gesellen den schnell gefaßten Plan auszuführen.

Westlich vom Stübelhagen in einem engen Thale, das man wohl nur eine Schlucht nennen kann, befindet sich in den schroff sich emporhebenden Felsen eine geräumige Höhle. Jetzt ist ihr Eingang verschwunden,

vielleicht hat irgend eine Erdrevolution Felsstücke davorgeworfen; in der Zeit aber, als Wolff Lutz auf der rothen Burg hauſete, war der Eingang, obgleich verborgen, noch da. In dieſer Höhle hatte die bereits erwähnte chriſtliche Familie, da die Krankheit der Mutter eine Entfernung aus der Gegend nicht zuließ, einen Zufluchtsort gegen die Verfolgungen Lutzens gefunden. Freilich einen unſichern, wie ihnen der unvermuthete Ueberfall Lutzens und deſſen Sohnes bewieß; jedoch konnten ſie auch nach dieſem nicht weiter flüchten. Die Leiden der kranken Frau nahmen immer mehr zu, ſo daß der Mann und die Tochter faſt jeden Tag ihre Auflöſung erwarten mußten, und jede Bewegung ihr plötzlicher Tod geweſen ſeyn würde. Sie blieben daher.

Endlich ſchied die Seele der Kranken, um zu einem Leben einzugehen, in dem keine Furcht und keine Verfolgung über ſie kommen ſollten. Tief traurend ſtanden die Hinterbliebenen an ihrem Todesbette und weinten heiße Thränen auf die kalten Hände, während der alte Geiſtliche ſtill neben der Leiche knieete und betete. Die Tochter Chriſtina, war zwar bald gefaßt, ihr gläubiges Gemüth, in dem Religion und Unſchuld eine reine ſchöne Harmonie erhielten, fand ſich in einen Verluſt, der ſie zwar ſehr ſchmerzlich traf, deſſen Herbe jedoch durch die Zuverſicht gelindert wurde, drüben werde ſie die Verlorne zu ewiger Vereinigung wiederſehen. Deſto unbändiger war dagegen der Schmerz ihres Vaters. So viele Jahre hatte er in Glück und ungetrübter Freude gelebt, und ſo ſchnell, in ſo kurzer Zeit hatte er jetzt alles verloren, Ruhe, Sicherheit und Vermögen, ihn mußte dieſer letzte harte Schlag ganz darniederwer-

ten. Verzweiflungsvoll rang er die Hände, und verwünschte sein Daseyn, und grollte gegen eine Weltordnung, die solches Leid auf ein unschuldiges Haupt herniederschleudern könne. Seine Tochter versuchte ihn zu trösten, sie umfing ihn mit beiden Armen und legte ihr sanftes Gesicht an seine bleichen Wangen, indem sie bittend in seine Augen sah. Allein er stieß sie von sich, um ungestört seinem wilden Schmerze sich hingeben zu können.

Da erhob sich der Mönch von seinem Gebete. Hildebrand, sprach er strenge zu dem Verzweifelnden; ich hielt dich für mehr als du mir jetzt erscheinst, ich hielt dich für einen Christen, aber unsere göttliche Religion wohnt in deinem Herzen noch nicht. Der Christ verzweifelt nicht, der Christ empört sich nicht gegen seinen Gott und dessen Anordnungen. Der Christ leidet und duldet wie sein Erlöser, still und groß, denn er hat auch in seinen schwersten Leiden die Bürgschaft einer unendlich weisen und gnädigen Vorsehung. Aber der Heide wüthet und flucht gegen ein Schicksal, das er ein blindes nennt.

Aber er sprach vergeblich, seine Worte waren nicht im Stande, den Schmerz des Unglücklichen zu mildern. Doch noch einmal erhob er seine Stimme. Sieh deine Tochter an! sprach er, sie hat so viel verloren wie du, und sie ist ein schwaches gebrechliches Weib, allein sie trägt den Schmerz, wie man ihn tragen muß, weil der Glaube ihr tragen hilft. Sie murrt nicht gegen die Vorsehung, obgleich ihr Pfad dunkler und angstvoller ist, als der deinige; kaum achtzehn Jahre alt, kaum aus den Jahren der Kindheit herausgetreten, geht

sie schon dem härtesten Schicksale entgegen, der Verfolgung und Furcht, der Entbehrung und Noth.

Mönch, unterbrach ihn Hildebrand bitter, gehe ich denn einen andern Weg? Gehe ich weniger dem Elende und der Noth entgegen? Habe ich Eine Stunde, in der ich mein Haupt mit Ruhe niederlegen kann? Muß ich nicht immer das Schwert des unmenschlichen Christenhenkers in meinem Nacken fürchten? Und ich soll zu einem Gotte beten können, der das über mich verhängt?

O mein Bruder! erwiederte der Mönch, der Herr läßt keinen zu Schanden werden, der auf ihn vertraut. Aber du vertraust nicht auf ihn. Komm, sammle dein Gemüth; tritt mit mir zu der Leiche der Entschlafenen, die mit so stiller Ergebung litt. Laß uns beten, daß auch wir einst so sanft und schön sterben mögen, wie sie.

Er faßte mit der Einen Hand Christinens und mit der andern Hildebrands Hand, und führte Beide zu dem Lager, auf dem der Körper der Geschiedenen noch lag. Hier warf er sich nieder und betete still; Christina folgte mit stillen Thränen seinem Beispiele; allein Hildebrand war nicht vermögend zu beten; nur Schmerz wohnte in seiner Seele, und von neuem fing er an zu jammern und zu toben.

Da wurde auf einmal verworrenes Getöse in der Schlucht vor der Höhle laut, das bald und schnell näher kam, und in dem man nur Geräusch von Waffen und drohende Stimmen unterschied.

Der Henker kommt! rief Hildebrand mit einer Art wilder Freude. Jetzt wird unserer Noth ein Ende werden! Aber theuer will ich mein Leben verkaufen.

Er ergriff seine Streitaxt, die neben ihm an der Felsenwand stand, und schwang sie hoch über seinem Haupte. Seine Tochter war aufgesprungen, ängstlich warf sie sich ihm in den Arm. Um Gotteswillen, Vater! flehete sie! sey ruhig, denke an keine Gegenwehr, du vernichtest dich und uns!

Aber es war, als wenn der Schmerz des Vaters sich plötzlich in eine wilde, zügellose Wuth umgewandelt hätte. Er schwang die Streitaxt höher, stieß das Mädchen von sich, und rief mit lauer, fast jauchzender Stimme: Laß sie kommen, die Henker! Sie sollen fühlen, daß ich noch einen Arm habe, wenn ich auch ein Christ geworden bin.

Noch einmal flehete das Mädchen: Sey ruhig, Vater! Gehe in den Hintergrund der Höhle: Vielleicht finden sie den Eingang nicht. Und wenn sie ihn finden, dann laß mich mit ihnen sprechen; ich rette euch; schon einmal hat der Herr meinen Worten die Kraft verliehen.

Aber Hildebrand hörte sie nicht. Wüthender schwang er seine Waffe und eilte an den Eingang der Höhle, in welche in demselben Augenblicke Wolff Lutz mit seinen Gesellen eindrang. Blutgier, Mordlust leuchtete aus den Gesichtern der Räuber. Hier ist das Nest! rief Lutz laut, frisch drauf, Gefährten; nur der Dirne schont.

Mit wildem Jauchzen stürmte er voran. Da führte Hildebrand einen gewaltigen Streich nach ihm; aber er schlug fehl, denn der gewandte Räuber war rasch auf die Seite gesprungen, und führte fast in dem nemlichen Augenblicke mit seinem großen Schlachtschwerte

einen Hieb nach Hildebrand, der dessen Haupt bis auf den Brustknochen spaltete und ihn entseelt zu Boden streckte.

Christina war mit einem lauten Angstschrei zurückgestürzt. Allmächtiger Himmel! rief sie, o rette uns, rette uns! — Sie umklammerte die kalte Leiche ihrer Mutter, als wenn die Todte sie beschützen sollte. Aber der Räuber drang ihr nach und riß sie mit frecher Hand von der Leiche empor. Habe ich Dich, Dirnlein? rief er, sie mit höhnenden Blicken betrachtend. Habe ich die Zauberin?

O habe Gnade! flehete das Mädchen, die in diesem Augenblicke, wo sie so eben und so schrecklich den Vater hatte fallen sehen, nur für ihr junges Leben und dessen Erhaltung Gefühl hatte. Habe Gnade, verschone meiner!

Wolf Lutz lachte. Einmal haben deine Zauberkünste mich bethört! antwortete er; aber Wolf Lutz ist nicht zweimal ein Narr. Dießmal entkommst du mir nicht.

O, um der Barmherzigkeit willen! flehete das Mädchen wieder; verschon' mein junges Leben. Um des Lebens deines Sohnes willen!

Dein Leben, erwiederte Wolf Lutz, will ich nicht; du hast Recht, eben um meines Söhnleins willen soll es dir nicht genommen werden. Denn freue dich, Dirnlein, zu seiner Bettgenossin habe ich dich bestimmt; in einer Stunde wirst du neben ihm auf seinem Lager liegen.

Hohe, dunkle Röthe umzog, trotz der Todesangst, die bleichen Wangen Christinens; aber nur auf einen Augenblick, dann wurde sie wieder bleich wie der Tod,

und rief mit ängstlicher, abwehrender Stimme: Nicht zu ihm! Nimmer! Nimmer! Morde mich lieber, Heide, aber ehre meine Unschuld! O gieb mir lieber den Tod!

Nachher, sagte Lutz ruhig. Erst wirst du seine Genossin, daß er wieder genese, denn die Liebe, in der deine Zauberkünste ihn verstrickt haben, zehrt den armen Knaben auf; aber wenn er genesen, und der tückische Zauber entwichen ist, dann soll dir Strafe werden für deine Arglist, dann sollst du sterben, und er, er selbst soll dich schlachten und den Göttern opfern.

Nimmer! rief das Mächen mit Abscheu. Der Herr wird mich beschützen.

Wolf Lutz lachte höhnisch, und befahl seinen Knechten, die Dirne aufzuheben und auf ein Pferd zu setzen. Sie sträubte und wehrte sich vergebens, man lachte ihrer ohnmächtigen Anstrengungen.

Geist meiner Mutter! rief sie in furchtbarer Angst, o, schütze mich! errette mich! O, hat denn der Himmel keinen Donner, um die Unschuld zu retten, die Heiden zu vernichten?

Da trat der Mönch Johannes Baptista hervor. In stillem aber inbrünstigem Gebete hatte er bisher, von den Räubern nicht bemerkt, auf seinen Knien neben der Leiche gelegen, und zu Gott um die Errettung aus den Händen der Furchtbaren geflehet. Aber kein Wunder wollte sich zeigen. Da, als der entscheidende Augenblick da war, und die unglückliche Jungfrau fortgeschleppt werden sollte, erhob er sich, nahm das Crucifix, das neben ihm auf dem einfachen Altare stand, und trat mit demselben ohne Furcht zwischen die Heiden. Im Namen des Gekreuzigten, rief er mit feyer-

licher, gebietender Stimme, laſſet ab von der reinen Jungfrau, ihr Unreinen! Ich befehle es euch im Namen des ewigen Gottes, vor dem eure Götzen nur Staub, ein Nichts ſind!

Aber auch ſeinen Worten fehlte die Kraft eines Wunders, die Räuber blickten ihn wüthend an, am wüthendſten Wolf Lutz. Greift ihn, rief er, den Chriſtenhund, und ſchlachtet ihn den Göttern!

Schnell ſprangen drei der wildeſten Geſellen aus dem Haufen vor, mit gezückten Schwertern, um den Befehl ihres Herrn zu vollziehen. Aber ruhig, wie im ſichern Gefühle der Unverletzlichkeit, erwartete ſie der Geiſtliche, und hielt ihnen ſchweigend das Cruzifix entgegen. Und wunderbar war es anzuſchauen, wie den wilden Heiden plötzlich der Arm gelähmt war, und ſie zitternd, mit angſtvollen Geſichtern vor dem ſchwachen Greiſe ſtanden.

Im Namen des Herrn, rief er noch einmal furchtlos, laſſet ab von der Jungfrau! Aber Wolf Lutz war ſchon mit ihr aus der Höhle hinaus, die Drei, die den Mönch hatten morden wollen, folgten ihm ſchnell; vergebens rief der Geiſtliche ihnen Bitten und Drohungen nach; in wenigen Augenblicken war der ganze Haufe mit dem Mädchen aus der Schlucht verſchwunden.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als der Zug Lutzens auf die rothe Burg zurückkam. Wolf Lutz ſelbſt hob die Jungfrau hier von dem Pferde, nahm ſie auf ſeinen ſtarken Arm, und trug ſie zu dem Gemache ſeines kranken Sohnes. Dirne! ſprach er unterwegs mit fürchterlicher Strenge zu ihr. Mein Knabe zehrt ſich in unbändigem Verlangen nach dir auf. Wi-

derstehe ihm nicht ferner! Ergieb dich ihm ohne Widerstreben, oder, bei den furchtbaren Göttern, ich werfe dich meinen gemeinsten Knechten vor, daß sie öffentlich zu ihrem Willen dich zwingen, und dann wie einen Hund, dich abschlachten. Ich schwöre es, Dirne, rief er lauter, und Wolf Lutz schwört nicht falsch.

Seine starke Stimme tönte furchtbar, in seinen Augen brannte ein drohendes Feuer. Christina lag sprachlos in seinem Arme. So trug er sie in das Gemach des Kranken. Der Jüngling lag blaß auf seinem weichen Lager und sog die wohlthätige Wärme der Sonnenstrahlen ein. Sein Auge glänzte, als wenn wehe und süße Erinnerungen, gleich zauberischen Bildern, vor sein inneres Auge träten; da hört er die Thüre seines Gemaches sich öffnen, er blickt auf und starrt die Erscheinung an, die sich ihm entgegenstellt, und dunkle Gluth überzieht sein fahles Gesicht, und hohes Feuer tritt in seine erstorbenen Augen.

Ist sie es, mein Söhnchen? rief Wolf Lutz zärtlich, mit seiner schönen Beute vor ihn tretend. Sie ist dein jetzt! Verfahre mit ihr nach deinem Gefallen, damit du genesen mögest. Hier übergebe ich sie dir. Sie wird dir nicht ferner widerstreben, denn mein Zorn würde sie furchtbar treffen.

Er legte sanft das zitternde Mädchen auf das Lager von weichen Fellen an die Seite des Jünglings und verließ schnell das Gemach.

Grabesstille herrschte nach seiner Entfernung in dem Zimmer. Verwirrt saß Hermann auf seinem Lager, dann hoch erröthend, mit frohem Feuer in den dunkeln Augen, dann wieder bleich werdend und trübe und mit erloschenem Blick; sein Athem ging schnell.

und heftig, sein Herz klopfte hörbar, seine Brust flog auf und nieder, Ungewiß sah er das Mädchen an seiner Seite an und wußte nicht, ob er die Arme nach ihr ausstrecken und sie an sein Herz ziehen, oder ob er mit süßen Worten ihr zureden sollte.

Aengstlich lag das Mädchen neben ihm; auch ihr Busen wogte heftig auf und nieder, und ihre Wangen wurden bald bleich, bald roth; auch sie wagte nicht sich zu bewegen, und wußte nicht ob sie sprechen solle oder nicht. Doch auf einmal trat hoher Muth in ihre Züge, sie stand auf und stellte sich vor den Jüngling, und sah ihn fest an mit ihren schönen, in diesem Augenblicke von einer unendlichen Klarheit strahlenden Augen. Hermann, sprach sie dann, du hast so oft mir unbegränzte Liebe geschworen; wenn du sie noch jetzt in deinem Herzen für mich fühlst —

Der Jüngling hatte ihrem festen klaren Blicke nicht begegnen können, unwillkührlich hatte er die Augen niederschlagen müssen. Aber jetzt erhoben sie sich schnell wieder, und hefteten sich mit unbeschreiblicher Gluth auf das Mädchen. Bei den ewigen Göttern! rief er, ich liebe dich noch Christine. Ich habe dich nie mit dieser verzehrenden Gluth geliebt wie jetzt; das ist ja auch mein Tod! Denn ich muß mich still aufzehren in meiner Liebe, da du keine Erhörung schenken willst.

Christine seufzte tief auf. Kann ich Hermann? fragte sie; kann ich meinen ewigen Gott verlassen?

Das sollst du nicht, fiel schnell der Jüngling ein. Mein Vater liebt mich. Sey mein, und er wird dir deinen Gott nicht nehmen. Aber laß mir auch meine Götter! O Christina, erhöre mich'; liebe mich wieder! So oft hab' ich auf meinen Knieen darum geflehet.

Wie oft, wenn ich des Abends in dem einsamen Thale an der Quelle dich überraschte, und dir erzählte, wie dein erster Anblick auf mich gewirkt, wie ich gemeint hätte, eine der hohen Göttinnen zu sehen; wie es mich dann unwiderstehlich zu dir zurückgezogen, und wie ich nun jeden Tag kommen müsse, und nicht schlafen könne auf meinem Lager, wenn ich nicht dich, oder nur wenigstens den Zipfel deines Gewandes gesehen; wie oft habe ich dann unter den heißesten Thränen um deine Liebe gefleht, gebettelt. Aber du bliebest kalt, du —

Nein, nein! rief das Mädchen, ohne es zu wissen, mit schmerzlicher Stimme: O hättest du in mein Herz sehen können!

Doch, fuhr Hermann fort; du erhörtest mich nicht; nur Liebe zu deinem Gott war in deiner Brust, nur ihm gehörtest du an; und mein wolltest du nur werden, wenn ich meine Götter abschwören und an deinen Gott glauben wolle.

Christinens Augen belebten sich. Hermann! rief sie; ich war nicht kalt gegen dich. Höre es, ich liebe dich; aber mein Gott gehet mir über alles, über mein eigenes Leben. Nimmer kann ich dem Heiden angehören und seinen falschen Göttern. O glaube mir, ich liebe dich eben so kräftig, als du nur je für mich gefühlt hast. Drum Hermann, verlaß deine falschen Götzen, und laß uns glücklich seyn. O folge den Bitten der reinsten, aufrichtigsten Liebe!

Die Götter sind furchtbar! erwiederte der Jüngling. Sie verderben den, der sie verläßt. Ihr Zorn würde dich treffen und mich, und uns schrecklich verzehren.

Deine Götter sind ohnmächtig! rief das Mädchen; es giebt nur Einen wahren Gott, und der beschützt seine Getreuen.

Die Götter sind furchtbar! wiederholte der Jüngling ängstlich. Verhöhne sie nicht. Hat ihr Zorn dich nicht schon schrecklich getroffen, und deine Eltern auch, weil ihr sie verlassen, und zu einem fremden Gott euch hingeneigt habt? O Christina, ihr waret so glücklich, so lange ihr den alten Göttern anhinget; und nur Unglück hat Euch verfolgt, seitdem ihr der neuen Lehre zugethan seyd. Das war der Zorn der Ewigen. Kehre zurück, ehe sie dich ganz verderben. Sey mein, laß uns glücklich seyn.

Er sprach mit liebevoller, inniger Stimme, und legte seinen Arm um den schlanken Leib der Geliebten, indem er sie sehnsüchtig und bittend ansah. Aber sie schob ihn sanft zurück, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. O warum mußt du so verblendet seyn! rief sie. Warum kann das reine Licht der wahren Gottheit nicht in deinen Busen dringen? Folge mir! Hermann, laß dich taufen, und ich bin dein.

Das kranke Gesicht des Jünglings glühete fieberhaft, seine Augen starrten finster brütend vor sich hin. Mein? rief er, Mein bist du doch! — Er sah sie mit einem verlangenden, aber noch unentschlossenem Blicke an.

Christina erschrak heftig davor, sie zitterte. Herman, sagte sie. Wenn du mich liebst, so wirst du mich achten, meine Tugend, meine Unschuld ehren!

Der Jüngling starrte, noch immer mit sich kämpfend vor sich hin. Sey mein, Christina! sagte er noch

einmal mit bittender Stimme, aber indem seine Augen sich plötzlich mit dunkler Gluth auf sie hefteten.

Das Mädchen wurde ängstlicher. O ewiger Gott! rief sie, wende sein Herz zum Guten, zur Milde! — Hermann, wandte sie sich an den Jüngling; sey edel, verdirb ein armes, unglückliches Mädchen nicht.

Sie weinte große Thränen; aber auf den Jüngling, in dem die Verblendung und das Verlangen der Leidenschaft mit immer furchtbarerer Gewalt Herrschaft gewann, machten sie keinen Eindruck mehr. Sein Gesicht glühete, seine Augen brannten, die heftige Bewegung seines Körpers verrieth das Stürmen seines kochenden Blutes. Ein gewaltsamer Entschluß schien mit jeder Sekunde sich mehr in seiner Seele auszubilden. Christina sah sein Kämpfen; aber die Gluth seiner Blicke ließ sie nicht zweifelhaft, daß die Leidenschaft den Sieg davon tragen werde. In unnennbarer Angst schritt sie in dem Gemache auf und ab. Wie sollte, wie konnte sie sich retten? Kein Mittel bot sich ihr dar. Sie eilte nach dem hohen Fenster, es führte auf den mit spitzen Steinen gepflasterten Burghof, ein kühner Sturz hinunter konnte ihrem Leben ein Ende machen, aber auch ihrer Angst, ihren Leiden. Allein ein starkes eisernes Gitter verwehrte ihr auch dies letzte Rettungsmittel. Sie rüttelte vergebens an den eisernen Stäben, und sah mit Sehnsucht auf den Burghof hinunter. Nur neue Leiden sollten ihr werden, denn unten sah sie auf einmal ihren treuen Lehrer und Hirten, den Mönch Johannes Baptista, wie er von den hartherzigen Heiden verhöhnt wurde.

Der edle Greis war ihr gefolgt, um, seines eigenen Lebens nicht achtend, noch einen Versuch zu machen,

ob er sie nicht retten könne aus den Klauen der heidnischen Tiger. Furchtlos ging er auf die rothe Burg, und stellte dem Räuber Lutz seine große Schandthat vor, und flehete ihn, die christliche Jungfrau wieder herauszugeben. Er belehrte ihn, wie Christus der Herr, auf die Erde herabgekommen, und die Menschen gelehrt habe, gerecht und gottesfürchtig zu leben, und nüchtern und züchtig. Allein Wolf Lutz spottete seiner und rief seinen Knechten zu: Fanget den Windhund des höllischen Schlächters,*) und werft ihn in die große Wolfsgrube, zu den Kröten und Unken, daß er langsam dahinsterbe, zur Rache der Götter, die er verhöhnt! Doch den Knechten war es noch in frischem Andenken, wie der Greis vor kurzem ihre Arme gelähmt hatte; sie wagten es nicht, ihm zu nahen, und hetzten nur die großen Burghunde auf ihn, daß die ihn zerreissen sollten. Doch auch die Thiere thaten dem Priester nichts, und mit so wüthendem Bellen sie auf ihn zuschossen, so freundlich wedelten sie mit den Schwänzen, als sie in seine Nähe kamen; und ohne daß ihm ein Häärchen gekrümmt wäre, kehrte der Mönch wieder zurück, als er jetzt alle Bitten und Vorstellungen vergeblich sah.

Dieses sah Christine aus dem Fenster ihres Gefängnisses mit an. Sandte die wunderbare Errettung des frommen Geistlichen auch auf einen Augenblick einen Strahl der Hoffnung in ihre Brust, so mußte dieser doch eben so schnell wieder verschwinden, wenn sie jetzt zurückblickte, und den verblendeten Jüngling, mit der unwiderstehlichen Gluth des Verlangens in den glühenden Augen, auf sich zukommen sah. Der Kampf in ihm

*) Die heidnischen Sachsen nannten bekanntlich Karl den Großen: den „eisten Schlächter."

hatte aufgehört, die Sinnlichkeit hatte gesiegt, und loderte jetzt mit furchtbarer Gewalt in ihm empor. Mein sollst du seyn! rief er mit vor Verlangen zitternder halb erstickter Stimme, und streckte beide Arme nach dem Mädchen aus, um sie an sich zu reißen, und drückte seine heißen, durstigen Lippen auf ihren Nacken.

Aber die Verzweiflung gab der Jungfrau ungewohnte Kräfte, sie riß sich von ihm los und stieß ihn von sich, daß er rücklings zur Erde stürzte. Dann lief sie mitten ins Zimmer und warf sich auf die Knie und flehete mit heißer Inbrunst zum Himmel um Rettung. O Herr, Herr! rief sie, hoch die gefalteten Hände emporstreckend, sey mir gnädig, errette mich! Vernichte meinen Leib, damit meine Unschuld bewahrt, meine Seele gerettet werde! O Geist meiner Mutter, bitte, flehe für mich! O Himmel, sende deine Blitze.

Aber es geschah kein Wunder, es kam kein Blitz. Der Jüngling hatte sich von der Erde wieder emporgehoben, der Fall hatte seine Glut nicht abkühlen können; im Gegentheile, immer wilder wurde seine Begierde, immer unbändiger der Aufruhr seiner Sinne. Seiner nicht mehr mächtig, raffte er sich auf und stürzte von neuem auf die knieende Jungfrau, wie der Geyer auf die Taube. Auch ihm hat die Leidenschaft schnell die Kräfte wieder geliehen, die seine Krankheit ihm genommen hatte; so wenig er in diesem Augenblicke ein Mensch war, so wenig war er auch krank oder schwach; er war ein wildes, rasendes Thier. Mit kräftiger Faust riß er die Jungfrau in die Höhe und schleppte sie zu seinem Lager. Mein sollst du seyn! rief er mit lallender Zunge.

Da geschah plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag am Himmel, daß das Gemach erbebte und die Burg, und der Berg auf dem sie stand; und in demselben Augenblicke verschwand das Licht der Sonne, und der Himmel verfinsterte sich, daß Finsterniß des Grabes in dem Gemache herrschte.

Herr, du bist gnädig! rief das Mädchen frohlokkend. Der Jüngling aber starrte entsetzt in die plötzliche Nacht hinaus, und ließ seine Beute fahren. Aber nur einen Augenblick lang; schnell erwachte seine Leidenschaft wieder, und von neuem und heftiger umschlang er das Mädchen.

Da fiel ein zweiter, furchtbarer Schlag vom Himmel, und zischende Blitze fuhren kräuselnd im Gemache umher, und die ganze Burg erzitterte wieder, wie in ihren Grundmauern erschüttert. Doch den Wüthenden schreckte das nicht. Ich fürchte deinen Gekreuzigten nicht! rief er, meine Götter sind mächtiger. Er umschlang sie heftiger, glühender. Herr! Herr! Sey mir gnädig! rief in Todesangst das Mädchen.

Da fiel ein dritter Schlag vom Himmel, gewaltig, als wenn er die Erde zernichten wolle, und heftiger zitterte das Gemach, und die Burg wankte, und die Erde öffnete einen weiten, bodenlosen Abgrund, und die Burg sank hinein mit Spitzen und Thürmen, mit Menschen und mit Vieh: und an der Stelle, wo sie gestanden hatte, war ein trüber, schwefelichter Pfuhl, derselbe, der noch jetzt der Krähenpfuhl heißt.

Dieses geschah aber in der Mittagsstunde des neun und zwanzigsten Tages im Monat Julius und im Jahre des Herrn achthundert.

Der Himmel war wieder hell und heiter geworden, der Sturmwind, der dieses furchtbare Gericht des Herrn begleitet hatte, hatte nachgelassen. Die Sonne schien wieder lustig und milde auf Feld und Wald, und ein sanfter Wind säuselte durch das Laub der Bäume. Keine Spur, war mehr von dem wüthenden Orkane zu sehen, unter dessen Gewalt noch vor einer Stunde die Erde erbebt hatte; nur der frisch entstandene Teich kochte noch tief unten in seinem Grunde und trieb dicken stinkenden Rauch empor, und schlug mit trüben Wellen an seine verbrannten Ufer.

Da kam langsam ein hohes Weib den Berg heraufgeschritten; tief eingehüllt war sie in ein weites, dunkles Gewand, wild hingen ihre greisen Haare um Haupt und Nacken; sie blickte lange mit dunkeln Augen in den dampfenden Pfuhl. Dann sprach sie langsam mit hohler, tiefer Stimme: Die Götter sind furchtbar! — und hüllte sich tiefer in ihr Gewand, und ging mit langsamen Schritten in den Wald.

Nicht lange nachher aber kam der greise Mönch Johannes Baptista von einer andern Seite den Berg herauf Auch sein Auge war trübe, aber voll Demuth und Vertrauen. Als er an den Pfuhl kam und hinein schaute, verschwand plötzlich der stinkende Rauch von demselben; das Kochen im Grunde hörte auf und der Spiegel des Wassers wurde hell und klar. Und wie mit frommem Erstaunen der Mönch dieß ersah, da tauchte ein weißer Leichnam aus dem Wasser empor und schwamm langsam zu der Stelle, wo der Mönch stand. Er erkannte ihn; es war der Leichnam Christinens. Er zog ihn hervor und hob ihn ans Ufer. Dann legte er ihn auf seine Schultern und trug ihn

zu der Höhle wo die Leichen ihrer Eltern noch lagen. Alle drey beerdigte er sie in dem Thale und segnete sie ein, und betete für ihre Seelen. Darauf aber verließ er das Thal und die Gegend, und ging weiter, bis er wieder zu Christen kam, bey denen er von neuem das Wort des Herrn predigte und segensreich wirkte bis zu seinem gottseligen Ende.

Am 29. Julius des Jahrs 800, also gerade tausend Jahre später, hat man den Leib Christinens wiedergefunden, er war frisch und weiß und unverwesel, wie der Leichnam einer Heiligen.

H. Stahl.

II.

Der Hick,

ein Volksmärchen.

An der Grenze Westphalens nach dem Bergerlande hin liegt die vormalige Reichsgrafschaft Gimborn-Neustadt, in deren Bereiche das, jetzt wegen seiner bunten Kirche bekannte, Dörfchen Lieberhausen ist. Gegenwärtig wohnen in diesem brave und wohlhabende Leute, ein guter Menschenschlag, einsichtsvolle Ackerwirthe, thätige Handwerker. Vor vielen hundert Jahren aber waren die Einwohner Lieberhausens weit und breit bekannt, eben so sehr durch ihre Armuth als durch ihre Dummheit. Nur ein einziges gescheutes Männlein wohnte damals im Dorfe Liebershausen, das hieß Hick. Allein so pfiffig und listig dieser Hick auch war, so arm war er doch, der ärmste im ganzen Dorfe. Denn nur ein kleines Hüttchen, von Lehm und Baumzweigen aufgebauet, und eine alte Kuh machten sein ganzes Vermögen aus, und, damit wir nichts vergessen, ein klarer, frischer Quell, der neben seiner Hütte aus dem Felsen sprang. Dabey hatte Hick freylich einen starken Körper und ein paar gesunde Arme; aber ein Handwerk verstand er nicht, wie man in ganz Lieberhausen keins verstand; er konnte daher nur taglöhnern, und das ging schlecht und brachte wenig ein

Daher kam es, daß es dem armen Hick recht herzlich sauer wurde, sich und seine fünf kleinen Kinder durchzubringen, ja, ihnen nur das Leben zu fristen. Seine Frau war schon vor ein paar Jahren im Kindbette gestorben. Bittere Noth war in dem Häuschen Hicks, und wohl keine Woche ging vorbey, wo der arme Tagelöhner mit seinen Kindern sich nicht hungrig zu Bette legte. Er hatte zwar mit seiner gewohnten Listigkeit eine ganz absonderliche Speiseordnung in seiner kleinen Familie eingeführt; des Morgens nemlich vertheilte er unter seinen fünf Kindern ein Stück Brodt, das bald groß, bald klein war, und dabey ließ er sie nach Herzenslust aus dem klaren Quell trinken, der neben dem Hüttchen entsprang. Des Mittags kochte er ein Suppchen von der Milch, die ihm seine Kuh gegeben hatte; weil das aber für Alle nicht ausreichte, so hatte er die Einrichtung getroffen, daß jedesmal nur Ein Theil der Kinder Milchsuppe bekam, und die übrigen schwarzes trocknes Brodt und dabey wieder frisches, klares Wasser; und hiemit ließ er sie alle Tage wechseln; wer aber Milchsuppe bekam, der erhielt kein Brodt, und wer Brodt bekam, keine Milchsuppe. Er selbst aß blos trockenes Brodt, und trank Wasser dazu. Kartoffeln kannte man damals noch nicht. Des Abends gab es wieder trocknes Brodt, wann er etwas hatte.

Trotz dieser weisen Einrichtung konnte Hick es aber nicht verhindern, daß manchen Abend sowohl er, als seine Kinderchen mit bitterem Hunger zu Bette gehen mußten; oder wohl nicht zu Bette, denn ein Bette hatte Hick nicht, sondern auf ihr Lager von Moos und Laub, das Hick zurecht gemacht hatte, so gut es angehen wollte.

Dabey verlor jedoch Hick seinen frohen, lustigen Muth nicht. Einstmals aber, es war gerade große Theurung in der ganzen Gegend, und wahre Hungersnoth in Lieberhausen, besonders in dem Hick'schen Hüttchen, lag er des Nachts schlaflos auf seinem Laublager und warf sich von Einer Seite auf die andere, weil ihm der Leib weh that vor Hunger, und auch seine Würmerchen die nicht weit von ihm lagen, und die ebenfalls hungrig hatten sich schlafen legen müssen, hörte er ächzen und sich bald links, bald rechts herum werfen; und das jüngste Kind, ein Mädchen von zwey Jahren, weinte gar leise, aber desto bitterlicher. Da vergaß der arme Hick zwar seines Hungers und seiner Schmerzen, aber um so eher bekam er einen Stich ins Herz über das Leiden seiner hungrigen Würmerchen. Und, so leid es ihm auch that, faßte er den Entschluß, diesem Elende abzuhelfen, seine alte Kuh zu schlachten Sie war zwar lange Jahre hindurch seine treue Gefährtin gewesen, und so manchen lieben Tag hatte sie ihn und die Kinder, und auch seine verstorbene Frau noch, mit ihrer süßen Milch ernährt und gestärkt. Aber dennoch mußte sie jetzt daran. Sie ist überdieß schon alt, vertröstete Hick sich selbst, und gibt alle Tage weniger Milch; von ihrem Fleische aber können wir ein ganzes Vierteljahr lang essen, und die Haut trage ich nach Cöln; gewiß bekomme ich dort ein schönes Stück Geld dafür!

Gesagt, gethan! Noch in der Nacht stand Hick auf, schlachtete seine Kuh, aß sich mit seinen Kindern herzlich satt an dem schmackhaften Fleische, hing den Ueberrest in den Rauchfang, und machte sich dann, beladen mit der Haut, wohlgemuth auf den Weg nach Cöln

Cöln, die heilige Stadt, liegt bekanntlich zwölf Stunden von Lieberhausen. Hick marschirte fröhlich und guter Dinge, pfiff sich eine lustige Weise, und machte Pläne, wie jenes Milchmädchen. Auf einmal aber überfiel ihn ein heftiges Gewitter. Einkehren konnte er nirgends, um sich da wieder zu schützen, denn keine Herberge und kein Haus sah er auf seinem Wege, nicht einmal einen Baum, unter den er sich hätte stellen können. Er wickelte sich daher, um von dem gewaltigen Regen nicht ganz durchnäßt zu werden, in seine Kuhhaut ein, aber so, daß die Fleischseite nach außen gekehrt war, damit er sich nicht schmutzig mache. So ging er munter fort; als aber der Regen etwas nachgelassen hatte, sah ihn ein Rabe, der von dem frischen Geruche der Kuhhaut herbeygelockt war; dieser hielt ihn für ein Stück Aas, und stürzte sich auf ihn los, um sich einen guten Bissen zu verschaffen. Hick aber sah ihn wohl, dachte: den kannst du vielleicht gebrauchen! wickelte daher ganz sachte seine Hand los, schnappte dann schnell nach dem Vogel, und erwischte ihn glücklich. Dann ging er weiter mit seinem Fange, ohne daran zu denken, welches Glück ihm dieser bringen sollte.

Es war noch heller Tag, als er in Cöln ankam. Er verkaufte seine Kuhhaut, aber er erhielt nur weniges dafür, nicht mehr, als er in Liebershausen auch würde bekommen haben, wenn dort Geld gewesen wäre. Seinen Vogel wollte ihm Niemand abkaufen. Ziemlich mißmüthig kehrte Hick in einem Wirthshause am Heumarkte ein, um sich durch ein Glas Bier zur Rückreise zu stärken. — Man hat ein altes Sprichwort: Wo der liebe Gott eine Kirche hat, da hat der Teu-

sel eine Kapelle nebenan! Ist dieses Sprichwort ein Wahrwort, so muß der Teufel in Cöln viele Kapellen haben. Dem Hick schien das Wirthshaus in dem er eingekehrt war, wirklich eine solche Teufelskapelle zu seyn; denn, während der Mann nicht zu Hause war, sah er die hübsche junge Wirthin in einem Kämmerchen neben der Wirthsstube einen glatten, vollgenährten Mönch mit Wein und Schinken und Wursten tracktiren und dabey die Beyden allerley Kurzweil treiben, die sie vor dem Manne wohl schwerlich hätten mögen sehen lassen. Hick stellte sich jedoch, als bemerke er nichts, und trank ruhig sein Glas Bier, indem er seinen Raben streichelte.

Auf einmal sah die Wirthin über den Heumarkt her ihren Mann ankommen. Darüber gerieth sie in große Angst, denn er war schon zu nahe, als daß sie den Mönch unbemerkt hätte aus dem Kämmerchen schaffen können, und eine Hinterthür hatte dieses nicht. Sie versteckte daher, so gut es angehen wollte, den Mönch unter der Treppe, und warf den Schinken unter eine Kiste, und die Weinflasche in das Bette. Dann trat sie, wie die Weiber wohl zu thun pflegen, gar freundlich und zärtlich ihrem hereinkommenden Manne entgegen. Doch als dieser ihr glühendes Gesicht bemerkte, und sie darüber etwas verwundert ansah, ging sie verwirrt hinaus.

Der Wirth sah ihr eine Weile sinnend nach; dann aber fiel ihm der Fremde mit dem Raben auf, und nachdem er Beyde eine Zeitlang gemustert, fragte er den Hick: Uemchen wat haad he do för en Dier? —

Da bekam der listige Hick einen sonderbaren Gedanken. Einen Wahrsager! antwortete er.

Einen Wahrsager: wiederholte der Wirth, stutzte, warf einen zweifelhaften Blick auf die Thüre, aus der seine Frau gegangen war, rieb die Stirne, und bat den Hick, den Vogel etwas wahrsagen zu lassen.

Recht gerne! meinte Hick, aber nur nicht umsonst!

Der Wirth zog Geld hervor, ein ganzes Quärtchen, und gab es dem Hick. Und dieser kniff seinen Raben in den Schwanz, und der Rabe schrie mit lauter Stimme: Quak! quak!

Wat haad he gefragt? fragte eifrig der neugierige Wirth.

Er hat gesagt, antwortete Hick, in dem Kämmerlein dort liege eine Flasche Wein im Bette!

Schnell eilte der Wirth in das Kämmerchen, suchte im Bette und fand die Flasche Wein, die nur noch zum dritten Theile voll war. Er wurde glühend roth im Gesichte, und rieb sich heftig vor der Stirne. Dann aber ging er zum Hick zurück, und verlangte, der Vogel solle noch mehr wahrsagen.

Recht gerne! meinte Hick wieder; aber ich muß auch mehr Geld haben!

Der Wirth zog noch ein Quärtchen hervor, und dann noch eins, und ein drittes und viertes, weil Hick immer den Kopf schüttelte. Als aber nun der Kronthaler voll war, kniff Hick seinen Raben wieder in den Schwanz, und dieser schrie wieder: Quak! quak! — Und der Wirth fragte wieder eifrig, was er gesagt habe?

Er hat gesagt, antwortete Hick ruhig, unter der Kiste dort stehe ein Schinken.

Auch den Schinken fand der Wirth, und glühete stärker und rieb seine zuckende Stirne immer heftiger, und verlangte doch noch eifriger von Hick, der Vogel solle ihm noch mehr wahrsagen. Allein Hick war klug. Heute nicht! antwortete er; es schmerzt den Vogel zu sehr, wie auch sein Schreyen Euch kund gibt. Wartet bis morgen!

Aber der Wirth konnte keinen Augenblick mehr warten. Nein, gleich! rief er auf der Stelle muß er wahrsagen! und er warf all sein Geld auf den Tisch, das er bey sich trug; drey, vier, fünf Kronthaler. Dem Hick lachte sein Herz im Leibe über den Anblick des schönen Geldes, aber er hielt sich doch standhaft; da wurde der Wirth fast wüthend, und schloß einen Schrank auf und nahm ein blankes Goldstück daraus und legte das zu den Kronthalern. Da konnte denn auch Hick, nicht länger mehr an sich halten, er kniff das Thier zum drittenmale in den Schwanz, dieses schrie wieder laut sein: Quak, quak, und der listige Lieberhäuser offenbarte nun: Unter der Treppe stecke ein Mönch!

Bebend vor Zorn stürzte der Wirth in das Kämmerchen, zu der Treppe, zog mit gewaltiger Faust das bleiche Mönchlein hervor, und — die Szene, in der jetzt Eins der zehn Gebote mit kräftigem Arme ausgelegt wurde, bedarf wohl keiner Beschreibung.

Hick, im Besitze seiner Reichthümer, sah unterdeß sehr ruhig und zufrieden zu, ließ sich noch ein Glas Bier geben, und wollte sich dann zur Rückreise anschicken. Doch der eifersüchtige Wirth wollte ihn mit dem Vogel nicht ziehen lassen. Den Wahrsager, rief er, lasse ich nicht wieder aus dem Hause; Ihr müßt ihn mir verkaufen!

Hick aber schüttelte listiger Weise gewaltig den Kopf. Das Thier ist mir nicht feil! erwiederte er, aber desto wohlgefälliger lächelte er, als der Wirth wieder den Geldschrank aufschloß, und den Beutel hervorzog, in dem die Goldstücke waren.

Drey zählte er davon auf, blank und glänzend, und verlaugte den Vogel dafür; noch drey legte er dazu, als Hick noch nicht ja sagen wollte. Da strich dieser das Geld ein, gab den Vogel ab, und lief, was er laufen konnte, aus Cölns Mauern heraus.

Arm war Hick aus Lieberhausen gegangen, der ärmste des Dorfes; als ein reicher Mann kam er zurück. Nicht blos er, kein Mensch in ganz Lieberhausen hatte je so viel Geld beysammen gesehen. Mit Gewalt wollten die Lieberhausen daher wissen, wie Hick dazu gekommen sey. Tag und Nacht bestürmten sie die Hütte als Beneidenswerthen, der jetzt jeden Abend seine Kinder satt futtern konnte, und fragten ihn, woher er die Reichthümer bekomme habe?

Ich will es Euch sagen, antwortete Hick zuletzt, für meine Kuhhaut; das Zeug ist dort entsetzlich theuer!

Da frohlockten die Lieberhäuser, und schlachteten auf der Stelle all ihr Vieh, daß am andern Morgen keine lebendige Kuh mehr in Lieberhausen war. Die Häute luden sie auf und wanderten damit nach Cöln und sangen und jubelten vor Freude. Aber wie fanden sie sich betrogen, als in Cöln die Kuhhäute nicht theuerer waren, als in Lieberhausen auch! Der Verdruß und der Aerger des gefoppten Volkes war unglaublich; aufs höchste erbittert gegen Hick kehrten sie heim, und beschlossen einmuthig, ihn, als die alleinige Ursache ihrer Schmach und ihres Unglücks, zu tödten.

Lange gingen sie zu Rathe, auf welche Art sie dieß ins Werk stellen sollten, zuletzt schlug Einer vor, man solle eine große Tonne kaufen, in dieser den Hick einsperren, und ihn so zum Rheine wälzen, um ihn dafür seine hinterlistige Lüge büßen zu lassen, wohin dieser sie gefoppt habe. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag angenommene Man kaufte in der Stille eine große, starke Tonne, überfiel dann eines Morgens den Hick, als dieser eben mit seinen Kindern bey dem wohlschmeckenden Frühstücke saß, warf ihn iu die Tonne, schlug den Boden derselben hinter ihm zu, und rollte ihn dann unter wildem Gejauchze zum Rheine. Das ganze Dorf ging mit.

Ohne Unfall kamen sie in die Nähe des Flusses; hier aber kehrten sie in einem Wirthshause, das nicht gar weit von der Landstraße stand, ein, um sich vorher zu dem Reste ihrer Expedition zu stärken; die Tonne ließen sie unbewacht auf der Straße stehen.

Der arme Hick! Wohl kannte er das Schicksal, mit dem er bedroht war, und wohl wußte er, daß die empörten Lieberhäuser ihm keine Gnade schenken würden. Aber dennoch verließ ihn sein Muth nicht. So oft hatte er in Noth und Angst durch fröhliches Singen sein Herz erleichtert, auch jetzt in seiner Todesangst stimmte er einen lustigen Gesang an, und sang mit lauter Stimme ein Lied, das in seiner Heimath sehr bekannt war, und mit den Worten anfing:

Ich sall to Cöllen Bischop syn,
Und hävve keene Lust!

Das hörte ein Hirt, der mit seiner Heerde Schafe des Weges gezogen kam. Neugierig nahete sich dieser der Tonne, und lauschte auf die merkwürdigen Worte,

die ihm daraus entgegentönten, und hörte noch einmal: Ich ſall to Cöllen Biſchop ſyn, und hävve keene Luſt!

Guter Freund in der Tonne! rief er voll Erſtaunen, iſt das wahr, was Ihr da ſinget?

Sicher! antwortete Hick, dem ſchnell ein Licht der Hoffnung aufging.

Das dünkte den Hirten unbegreiflich. Biſchof von Cöln! Er kannte nichts Höheres und nichts Glänzenderes. Guter Freund in der Tonne! rief er noch einmal; und Ihr habt keine Luſt? — Es iſt nicht möglich!

Habt Ihr vielleicht Luſt? fragte der liſtige Hick. Man kennt mich in Cöln nicht; wir können tauſchen.

Da warf der Hirt einen fröhlichen Blick auf die vielen Häuſer und Thürme der Stadt Cöln, die drüben vom Rhein her ihn ſo einladend anſchaueten, und die nun ſein werden ſollten, und ohne ſich länger zu bedenken, bot er dem Hick ſeine ganze Heerde zum Tauſche gegen die Biſchofsmütze an.

Wer war froher als Hick! Augenblicklich ſagte er ja, forderte den Hirten auf, den Boden der Tonne loszuſchlagen, ſprang, als dieſer das gethan, heraus, und ließ jenen wieder hinein. Dann ſchlug er ſchnell den Boden wieder zu, und trieb nun leicht und fröhlich mit ſeiner Heerde Schaafe gen Lieberhauſen zurück.

Bald nachher kamen die Lieberhäuſer aus dem Wirthshauſe, voll des genoſſenen Biers und Brandteweins, und lärmend und jubelnd; mit wildem Geſchrei naheten ſie ſich der Tonne, und wälzten ſie, das Gejammer des armen Hirten übertönend, in den Rhein.

Dann kehrten sie, froh über die glücklich vollzogene Rache, in ihr Dorf zurück.

Aber wie erstaunten sie, als sie hier den Hick wohlbehalten mit seiner Heerde Schafe fanden! Die Hände schlugen die guten Leute über den Köpfen zusammen. Wir haben ihn doch jammern hören! sprachen sie untereinander, und wir haben doch vor unseren Augen die Tonne untersinken sehen! Sie konnten den Hick nicht genug fragen, wie er beim Leben geblieben, und wo und wie er an die Schafe gekommen sey?

Da stellte sich Hick treuherzig und berichtete ihnen: die Schafe habe er im Rheine gefunden; dort seyen Schafe genug, für ganz Lieberhausen: man müsse es nur recht anzufangen wissen, um sie zu bekommen.

Als das die Lieberhäuser hörten, vergaßen sie plötzlich allen ihren Groll, und baten Hick, er möge doch auch ihnen zu dem Besitze so herrlicher Heerden verhelfen. Dazu war Hick gern bereit, denn er wollte Rache nehmen dafür, daß sie ihn hatten umbringen wollen. Er forderte sie daher auf, mit ihm an den Rhein zu ziehen, wo er ihnen dann Schafe genug verschaffen wolle.

Ganz Lieberhausen wallfahrtete jetzt zum dritten Male zum Rheine, Hick mit seinen Schafen an der Spitze; Niemand, keine Seele, blieb in dem Dorfe zurück, jung und alt, Weiber und Kinder machten sich auf die Beine, denn jeder wollte Theil haben an der Herrlichkeit, die Hick ihnen versprach.

Hick that unterwegs sehr geheimnißvoll, und schwieg auf alle Fragen, welche die neugierigen und

begierigen Lieberhäuser an ihn richteten. Paßt nur auf, wenn es Zeit ist! sagte er ihnen. Als sie an dem Flusse angekommen waren, trieb er seine Heerde ganz dicht an das hohe Ufer, daß die Thiere unten im Wasser sich abspiegelten. Dann befahl er den Lieberhäusern, ebenfalls nahe heran zu treten; sie thaten dieß, und sahen eine unendliche Menge Schafe auf dem Grunde des Rheines. Da war große, laute Freude unter ihnen, und sie drangen in Hick, ihnen geschwind zu sagen, wie sie es machen müßten, um die Thiere zu bekommen.

Jetzt paßt auf! rief Hick. Einer von Euch springt in den Rhein und taucht unter, um genau nachzusehen, wo die Schafe sind; und wenn er sie gefunden hat, so steckt er zum Zeichen beide Arme in die Höhe. Wenn Ihr das sehet, so springt Ihr Alle nach, und Ihr dürft dann nur zugreifen, um so viele Schafe zu bekommen, als Ihr haben wollt.

Das leuchtete den Leuten ein, und es war nur noch die Schwierigkeit, wer zuerst den Sprung wagen solle. Doch auch hiezu verstand sich bald Einer, von der Hoffnung, eine desto größere Beute zu machen, angetrieben. Rasch sprang er in die Fluthen; weil er nicht schwimmen konnte, ging er zu Grunde, kam aber bald wieder empor und hob nun vor Angst beide Hände hoch in die Höhe. Das sahen die Lieberhäuser und hielten es für das verabredete Zeichen, und jubelten laut. Und jubelnd und schreiend und tobend und drängend und stoßend und reißend, weil Niemand der Letzte seyn wollte, stürzte plump! plump! der ganze Haufe in den Rhein und ertrank. Hick aber kehrte mit seiner Heerde nach Hause zurück. —

In Lieberhausen wohnt seitdem ein ganz anderer Menschenstamm; dennoch hört man dort von dieser Geschichte nicht gern etwas. Der Name Hick ist bis auf den heutigen Tag ein Schimpfname für das ganze Kirchspiel Lieberhausen, wehe dem, der ihn dort zufällig nennen sollte!

III.

Das Fegfeuer des westphälischen Adels.

Eine Sage von H. Stahl.

Die gute Stadt Paderborn ist gewiß oft in Erstaunen, Angst und Schrecken gesetzt worden, nie aber, weder vorher, noch je wieder nachher, ist sie Zeugin eines solchen Zusammenrennens, einer solchen Neugierde, Furcht, Angst und überhaupt eines solchen Aufruhrs gewesen, als bei der Begebenheit, die ich jetzt erzählen will.

Im Jahre des Herrn Eintausend vierhundert und dreißig kam nemlich eines Tages durch das Heyers Thor der Stadt über die Heyers Straße und von da bis auf den Domhof ein Mensch gelaufen, mit verbrannten Kleidern, fliegenden Haaren, und verstörtem Antlitze, der mit kläglicher, aber durchdringender Stimme in Einem fort schrie: Höret, Ihr Leute! O höret! o höret! o höret die schreckliche Geschichte! o höre, wer Ohren hat!

Dabei hob er unter jammervollen Geberden seine rechte Hand in die Höhe, an der die drei vordersten Finger wie abgebrannt waren.

Dieses Betragen, dieß Schreien und wilde Rennen war den Bürgern Paderborns um so auffallender, als sie Alle den Mann, der ein ehrsamer Schneider war, sehr wohl kannten, und ihn seit langen Jahren friedliebend und ruhig und ehrbar unter sich hatten leben sehen. Aller Neugierde wurde daher in einem hohen Grade erregt, und obgleich manche Gevattern des Schneiders kopfschüttelnd sagten: Was macht der Mann für einen Spektakel? Die Polizei sollte ein Einsehen thun! — und obgleich die alten Weiber mit vieler Bestimmtheit auf der Stelle erklärten: die arme Schneiderseele ist verrückt worden; sein böses Weib hat ihn einmal wieder untergehabt! — so war doch kein Gevatter und kein altes und kein junges Weib, und kein Kind, kein Jude und kein Christ in ganz Paderborn, der nicht aus dem Hause gelaufen und auf den Domhof gerennt wäre, wo der Schneider endlich völlig erschöpft, Halt machte.

Mit tausend Fragen stürmte man hier sofort auf ihn ein, und eine volle halbe Stunde dauerte es ehe man ein Wort davon verstehen konnte. Zuletzt warf sich der Domkantor ins Mittel, und seiner nicht gewöhnlichen Stimme gelang es, einige Ruh und Ordnung in den empörten Haufen zu bringen. Jetzt unterschied man auch einzelne Fragen, als z. B.: Was mag der Schneiderseele begegnet seyn? — Es wird etwas Rechts seyn, was diesem Helden so in Schrecken jagen konnte? — Meister, habt Ihr Euch mit der Nadel gestochen? u. s. w.

Aber das Schneiderlein sah sehr verächtlich in den Haufen hinein, der ihn durch solche Fragen zu verhönen glaubte. Dann rief er auf einmal mit seiner hellen Stimme: Hört, ihr Leute! hört die schreckliche Geschichte! Ich bin im Fegefeuer gewesen!

So dünn des Männleins Stimme war, so durchdrang sie doch den weiten Domhof und den ganzen Haufen von Menschen, der darauf befindlich war, und brachte unter Allen das höchste Erstaunen, die gespannteste Neugierde hervor. Im Fegfeuer? schrie Alles. Wo, Meister Pankratz? Wann waret Ihr darin? Wo ist es?

Im Lutterberge ist es! rief die dünne Stimme des Schneiders wieder eben so klar.

Da gab es aber einen gewaltigen Aufstand und ein gar arges Gedränge auf dem Domhofe. Bekannt war es nemlich seit langen Zeiten, daß im Schooße des Lutterberges, der nicht weit vom Kloster Bödecken liegt, das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen der westphälischen Edelleute sey; aber wie es darin aussah, was darin getrieben, wie darin gelebt wurde, und wer Alles sich darin befand, darüber wußte man bisher noch nichts, und das Alles wollte man jetzt von dem Schneider erfahren. Dabey hatten nie die vielen auf dem Domhofe anwesenden Edelleute, weil es sich nur von ihrem Fegefeuer handelte, unbedenklich das meiste Interesse, weshalb sie denn auch der Meinung waren, das größte Recht an die Mittheilungen des Schneiders zu haben, gleichsam ein Näherrecht. Sie strengten sich daher mit allen Kräften an, um sich vor, und den herbeigelaufenen Pöbel nebst Juden und Weibern zurückzudrängen. Lange gelang ihnen dieß nicht,

zuletzt, nach einem fast stündigen Kampfe, siegten sie, und bildeten eine neue feste Kette um den Schneider, der erzählen mußte.

Der Meister Pankratz hatte unterdeß zwar Zeit genug gehabt, sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln, dennoch war er noch so zerstört, daß er nur eine sehr konfuse Erzählung des Erlebten vorbringen konnte. Sein Nacherzähler will ihn daher auch hier nicht redend einführen, sondern lieber auf seine schlichte Art referiren, was der Schneider den erstaunten Paderbörner, Adeligen und Nichtadeligen mittheilte.

Am Tage vor diesem Auflaufe hatte der Schneider-Meister Pankratz, von dem Klosterherrn zu Bödekken eine Botschaft bekommen, ungesäumt nach Kloster Bödecken aufzubrechen, um dem Bruder Schneider bei Verfertigung vieler neuen Habite, die bei einem baldigen Besuche des Bischofs getragen werden sollten, Beistand zu leisten. Der Schneider hatte auf der Stelle wegen vielerlei Arbeit nicht aufbrechen können, sich jedoch sofort mit dem Beginn des sogenannten Schneiderstündchens, welches mit der Dunkelheit seinen Anfang nimmt, auf den Weg gemacht. Wohlgemuth, nachdem er von seinem Hauskreuze Elsabein Abschied genommen, und nicht ahnend, welche Schrecken ihm bevorstehen, hatte er die Reise angetreten, und war auch, unter dem Schutze eines klaren, freundlichen Mondlichtes, sonder Gefahr bis in die Nähe des Klosters Bödecken gekommen; dieß selbst hoffte er noch vor Mitternacht zu erreichen, und zweifelte er nicht, bei dem Bruder Pförtner, der sein Freund war, und an dessen Zellenfenster er anklopfen wollte, Einlaß und einen Krug altes Bier und ein warmes Bette zu fin-

den. Froh in dieser Hoffnung schreitet er immer rüstiger weiter, und kennt, in der hellen Nacht, zum ersten Male in seinem Leben, weder Furcht noch Zittern. Doch etwas beklommen wird ihm ums Herz, als er nun in die Nähe des berüchtigten Lutterberges kommt; alle Sagen die er nur in seinem Leben davon gehört hat, treten ängstigend vor seine Seele, und schnell wird seine Beklommenheit zur entsetzlichsten Angst; er setzt seine dürren Beine schneller vorwärts, sein Athem wird lauter, kurzer, heftiger, obgleich er sich ohne Unterlaß vornimmt, gar nicht aufzuathmen, um kein Wesen, todtes oder lebendes, durch das Geräusch aufmerksam auf seine arme Person zu machen; unaufhörlich sieht er bald hinter sich, bald scheu zu beiden Seiten, und doch fürchtet er, nur die Augen aufzuschlagen; noch ununterbrochener aber schlägt er andächtige Kreuze vor sich hin, bald große und langsame, bald kleine und geschwinde, je nachdem ihm seine Lage mehr oder minder gefährlich erscheint. Auf einmal, ganz in der Nähe des entsetzlichen Berges, der wie ein unendlich großer, drohender, alles verschlingender Riese vor ihm liegt, auf einmal hört er lautes Geräusch hinter sich; sein ganzer Körper erbebte, seine Beine schlotterten, seine Hände können das Kreuz nicht mehr schlagen, er kann nur noch den jammervollen Einfall verfluchen, mitten in der Nacht einen solchen Weg zu machen. Das thut er, und unwillkürlich kommt ihm dabei der Gedanke: Wäre statt deiner doch dein Weib hier! — Aber Er war da, und blieb da, und zwar allein und mitten in der Nacht, und ganz nahe an dem unheilvollen Berge, und noch näher bei einem eben so unheilvollen, schauerlichen, unerklär-

lichen Geräusche, das wie ein Windsturm ihn zu ereilen drohete. Seine Beine trugen ihn nicht mehr, kraftlos sank er plötzlich zusammen.

In demselben Augenblicke hatte das Geräusch ihn aber auch eingeholt, und der arme, von kaltem Angstschweiß triefende Schneider, sah sich umgeben von einer ungeheuren Masse schwarzer, theils geharnischter, theils nicht geharnischter Gestalten, die zu Fuße, und auf schwarzen aber wie Feuer leuchtenden Rossen, ihn entsetzlich in dem bleichen Mondlichte, mit glühenden, feurigen Augen anstarrten. Sie thaten ihm nichts, und sprachen auch nichts; aber ein Paar große Hunde, die sie bei sich hatten, und die ebenfalls schwarz und feurig waren, kamen ganz nahe an ihn heran; und als diese beiden Ungethüme mit ihren glühenden Augen so ganz dicht an ihm waren, und sogar sich anschickten, mit ihren großen, eitel Feuer sprühenden Mäulern ihn zu beriechen und zu belecken, da konnte der arme Schneider seine Angst nicht mehr in sich verschließen, er mußte ihr Luft machen, und mit lauter, überschlagender Stimme rief er: Habt Gnade, ihr gestrengen Herrn! Habt Barmherzigkeit!

Darüber verbreitete sich unter dem Geisterchor ein lautes, boshaftes Gelächter, ein wahres Gelächter der Hölle, in welches die Hunde mit einem fürchterlichen Heulen einstimmten, so daß der arme Meister Pankratz wohl vermerken konnte, in welche Hände er gerathen sey.

Einer von den Geistern aber, der auf einem hohen Pferde hielt, ganz gewappnet und gerüstet war, und dem auch die Uebrigen große Ehrfurcht zu bezei-

gen schienen, nahm jetzt das Wort. Fürchte dich nicht Gesell, sprach er zu dem Schneider, und berichte uns, wer du bist, und was dich hierher führt.

Seine Stimme klang dem Schneider anmuthig gegen das Gelächter und Geheul von eben, und Muth fassend, jedoch mit kläglicher Stimme, erwiderte er: Ich wollte zum Kloster Bödecken, um den Mönchen neue Habite zu machen; ich bin ein armer Schneider aus Paderborn!

Bei dem Worte Schneider lachten die Gestalten wieder wie toll, und die Hunde heulten wieder; der hohe Ritter aber fuhr fort, indem er zu seinen Gefährten sprach: Den Gesellen können wir gebrauchen! Anstatt dem Schneider der Mönche zu helfen, kann er bei unsern Schneidern arbeiten. Es ist alles Eins!

Nur daß er mit brennenden Nadeln nähet, und mit glühendem Zwirn! riefen lachend Mehrere aus dem Haufen.

Da erbebte dem armen Nadelhelden das Herz gewaltiger als bisher, und er schrie von neuem um Gnade und um Loslassung, um seines armen Weibes willen, die sich todt grämen würde ohne ihn. Der geharnischte Ritter aber gab einem Reisigen, der im Hintergrunde auf einem großen schwarzen Hengste hielt, einen Wink, und augenblicklich kam dieser näher, ergriff das bebende Schneiderlein und hob es hinter sich auf sein Roß. Und in sausendem Galopp jagte dann der ganze Haufe unter Lachen, Schreien und Toben, und dem Geheul der Hunde, dem Lutterberge zu.

Dem armen Schneiderlein war vor Schrecken Sprache und Stimme ausgegangen, er ergab sich leidend dem, was um ihn und mit ihm geschah, und

wurde nur von eiſigem Grauen ergriffen, wenn er an die brennende Nadel und an den glühenden Zwirn gedachte, mit dem er hinfort nähen ſollte.

Der Zug kam am Lutterberge an, und hielt an deſſen Fuße. Die Ritter ſtiegen ab, und gaben ihre Pferde den Knechten, die damit auf die Seite zogen. Auch der Schneider und ſein Roßgefährte ſtiegen ab, und folgten dem Zuge der Ritter zu einem großen Thore, das ſich vor ihnen aufthat, uud durch welches ſie in das Innere des Berges ſtiegen. Alle Angſt und Furcht wich hier dem Erſtaunen, das ſich des Meiſters Pankratz bemächtigte.

Er befand ſich im Innern des hohen, weiten Lutterberges, in einem einzigen, großen, ungeheueren, unermeßlichen Saale, der von Einem Ende des Berges zum Andern, von der Einen Seite zur Andern und bis oben an die Spitze hinan zu reichen ſchien. Der Saal war ſo groß und ſo weit und ſo hoch, daß er nachher verſicherte, der Dom in Paderborn nebſt der Jeſuitenkirche und der Chorkirche und der Abdinghofkirche hätten alle zuſammen Raum darin, und wenn man ſich auch jede von ihnen hunderttauſendmal ſo groß und hoch dächte. Und in dieſem ganzen Saale war kein einziges leeres Plätzchen; jeder Fleck beſetzt, in jeder Ecke herrſchte buntes, lautes Leben. Lange ſtand der Schneider betäubt von dem Anblicke und von dem tollen, wirren Geräuſche um ihn her. Bald aber ſiegte die Neugierde in ihm, und, ſich ſelbſt vergeſſend, richtete er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſeine Umgebung.

Da ſah er denn nun zu allererſt, was er ſo oft ſchon hatte erzählen hören, daß er ſich wirklich in dem

Fegefeuer des westphälischen Adels und mitten unter ihrer und ihrer Knechte und Bedienten abgeschiedenen Seelen befinde. Denn manchen Cavalier fand er hier wieder, der längst gestorben war, und den er im Leben recht gut gekannt hatte; und manchen Knappen, mit dem er in der Oberwelt manches Glas Bier ausgeleert hatte. Ja, zu seinem Erschrecken, und doch zu einiger Schadenfreude bemerkte er sogar einen Kriegsknecht des Grafen von Westphalen, der im Leben sein Nebenbuhler bei Elisabein gewesen war. Der Mann stand hinter dem Stuhle seines Herrn und wartete diesem auf, schien aber den Schneider nicht zu bemerken oder nicht zu kennen.

Diese Entdeckung reizte seine Neugierde noch mehr, und kühner warf er forschende Blicke in dem weiten Gewölbe umher. Da sah er denn mit Einem Male die Lebensart, das ganze bunte Treiben in diesem westphälischen Adelsfegefeuer. Hier saß ein Haufen, der sich an einer vollen, reichbesetzten Tafel gütlich that, und dabey sang und jauchzte; Andere saßen zechend und jubelnd hinter großen, vollen Humpen; noch Andere spielten mit Würfeln oder Karten; wieder Andere unterhielten sich von ihren Kriegsthaten und sonstigen Abentheuern. Alle waren sehr froh und lustig, aber doch bemerkte der Schneider, daß ihre Lustigkeit nicht recht von Herzen gehen müsse; denn die Essenden verzogen ununterbrochen den Mund, so wie sie etwas hineinsteckten, bald nach der rechten bald nach der linken Seite; den Trinkern sogar, wenn sie die Humpen an die Lippen setzten, fuhr eine schwefelichte Flamme hinein, so daß sie nur diese, und nicht Wein oder Bier zu trinken schienen, eben so rieben die Spieler sich ge-

waltig die Hände, wenn sie Karten oder den Würfelbecher angerührt hatten; und daß Alle auf glühenden Stühlen saßen, konnte der Schneider gar leichtlich an dem ewigen plötzlichen Aufstehen und hin und her rutschen, und an den saueren, den Schmerz verbeißenden, Gesichtern sehen, welche Alle, vorzüglich die Singenden und Jubelnden, oft schnitten.

Eine Zeitlang sah der Schneider diesem Treiben im Ganzen zu. Dann aber vergnügte er sich damit, einzelne Personen unter dem Haufen hervorzusuchen, von deren Leben er Zeuge und wegen deren er oft neugierig gewesen war, was nach ihrem Tode wohl aus ihnen werden würde. Und hier ergriff ihn oft das ungeheuerste Erstaunen. Denn gleich zu Anfang fiel ihm ein Mann mit einem schönen, frommen Gesichte auf, der nicht weit von ihm, an einer großen Tafel den Ehrenplätz einnahm; die Züge schienen dem Schneider bekannt, er betrachtete sie genauer, und ein lauter Ausruf der Ueberraschung wäre ihm beynahe entfahren, als er auf einmal den Bischof Wilhelm von Paderborn erkannte, der im Jahre vorher gestorben war. Zwar fiel es ihm schnell ein, daß derselbe, nachdem er schon mehrere Jahre vorher seine bischöfliche Würde niedergelegt, die Gräfin Adelheid von Tecklenburg, mit der er in Bielefeld Hof gehalten, geheirathet hatte; allein er hatte hiezu doch die Erlaubniß selbst des heiligen Vaters gehabt; unmöglich konnte hiedurch der Mann daher eine Sünde begangen haben, und sonst hatte er doch in seinem Leben nichts Böses gethan. Dennoch saß der fromme Bischof hier und speisete glühenden braunen Kohl, den er im Leben gern gegessen, und verzog dabey erbärmlich das Gesicht, und erzählte

von einer Saujagd, die er auch im Leben geliebt hatte, und zuckte bey jedem Worte den Mund, als wenn, so wie er nur Feuer einschluckte, so auch nur Feuer aus seinem Munde käme.

Neben dem Bischofe saßen eine Menge Domherrn, Pröbste, Dechanten und Cantäre, denen es nicht besser erging, als ihrem Präses, und die Alle der Schneider, im Leben sehr gut gekannt hatte.

Ueberhaupt machte der Schneider bald die Bemerkung, daß, sowie der geistliche Stand an besonderen Tischen für sich allein saß, da die Ritter jedesmal Familienweise beysammen saßen. Auch war ihm das sehr verwunderlich, daß er gar keine Frauenzimmer in diesem Fegefeuer fand, sondern blos Herrn und ihre Knechte. Vergebens dachte er darüber nach, wo denn wohl die Weiber und Töchter der westphälischen Edelleute bleiben möchten. Denn daß diese entweder gleich in den Himmel, oder auch gleich in die Hölle kämen, konnte er sich nicht gut denken, und zu fragen hatte er keinen Muth. Uebrigens machte ihm diese Entdeckung keine geringe Freude, wenn er sie auf das Fegefeuer der westphälischen Schneidergilde bezog, und dabey an seine Elsabein dachte.

Nachdem der Schneider dieses Alles eine Zeitlang angesehen hatte, erhob sich nicht weit von ihm, an dem Tische, an dem die Seelen der edlen Herrn von Barecken sich mit Tafeln beschäftigten, im argen Zank und Streit. Es war nemlich in dem Augenblicke eine neue Seele angekommen, ein junges, nettes Herrchen, mit einem glatten, sogar halbgelehrten Gesichte. Dieser sah sich eine Zeitlang forschend in dem Gewölbe um, schritt dann, als er den Tisch der Edlen von

Barecken gewahrte, keck darauf zu, meldete sich als Einen Stamm und Anverwandten und wollte sofort von einem leeren Stuhle Besitz nehmen. Aber schnell sprang jetzt ein alter, großer und starker Ritter mit einem breiten dunkelen Gesichte und einem gewaltigem Schnurtzbarte, von seinem Sitze auf; man sah es ihm leicht an, daß er schon eine gute Weile in diesem Fegefeuer mußte gelebt haben; auch hatte er den Ehrenplatz an diesem Tische ein, und wurde auch von den übrigen Tischen, als denen von Metternich, die in seiner Nähe saßen, augenscheinlich in sonderlicher Ehren gehalten. Dieser trat mit zornfunkelnden Augen vor das junge kecke Herrchen, riß ihm den bereits gefaßten Stuhl wieder aus den Händen, und schrie ihm zu, daß er an diesen Tisch sich nicht wagen solle. Dieß konnte das Herrlein nicht begreifen, und es fragte daher verwundert: warum nicht?

Warum nicht? schrie der alte Ritter noch zorniger; weil du ein feiger Gesell bist, der unserer ehrlichen Gesellschaft unwerth ist; weil Du dem Gottesurtheil auswichest mit Christian von Mantoll, und weil ich nicht glaube, daß ein edler Herr von Barecken dein Vater ist, sondern höchstens ein schlechter Knappe.

Der junge Herr wurde hierüber sehr verdutzt, wollte aber doch etwas erwidern; allein der ganze Tisch fiel über ihn her, und ließ ihn nicht zu Worte kommen, und schleppte ihn zu einer langen, schmalen Bank von glühendem Eisen, auf der die Knappen und Knechte der Familien saßen, und wo sie ihm seinen Platz anwiesen.

Gleich darauf trug sich wieder etwas Anderes zu,

was dem Schneider nicht weniger merkwürdig war. An den Tisch des Grafen und edlen Herrn von der Lippe sprangen nemlich in geschäftiger Eile mehrere Bedienten, setzten daran einen großen, mit Lorbeeren geschmückten Sessel, und verkündeten, daß der Graf Simon von der Lippe so eben verstorben sey, und alsbald nahen werde. Ueber diese Botschaft freueten sich die Grafen von der Lippe und Alle die sie hörten, sehr, denn Graf Simon von der Lippe war Allen als der erste und muthigste Kämpe seiner Zeit bekannt. Nur in dem Gesichte des Bischof Wilhelm, der nicht weit davon saß, sah der Schneider gewaltigen Mißmuth, weil dieser, der in seinem Leben manche Fehde mit Simon von der Lippe gehabt hatte, öfters von ihm besiegt und sogar gefangen genommen war. Derselbe drehete daher auch sein zornglühendes Gesicht auf die Seite, als gleich darauf der Graf Simon eintrat. Dieser war ein großer, stattlicher Herr. Mit lauter Freude wurde er von seinem Stammverwandten empfangen, und im Triumphe führten ihn Alle zu seinem Ehrensessel. Hier wurden ihm alsbald die herrlichsten Speisen und die köstlichsten Weine aufgetragen. Allein, so sehr der edle Graf über diesen ehrenvollen Empfang sich freuete, so sah der Schneider doch, daß er bey dem Essen der Speisen und dem Trinken des Weines entsetzlich erbärmliche Gesichter schnitt, wie es einem solchen Helden im Leben sehr schlecht würde angestanden haben, worüber aber einige jüngere Herren von der Lippe, die der Sache schon länger und besser gewohnt waren, recht herzlich in ihr Fäustchen lachten.

Gleich darauf aber freuete der Graf Simon sich noch mehr, denn es kam ein Diener, der ihm etwas

ins Ohr sagte, und lange heimlich mit ihm sprach, dann aber davon lief und schnell mit einem großen Sessel zurückkehrte, den er an die Seite des edlen Grafen stellte. Hierüber wurden Alle neugierig, und wollten wissen, was das zu bedeuten habe; der Graf Simon berichtete ihnen aber, wie er so eben die Nachricht erhalten, sein edler Freund und langjähriger Kampfgenosse, der berühmte Ritter Busso von Assenburg sey in dieser Nacht zu Braunschweig Todes verblichen, und werde in kurzem hier eintreffen. Ein so würdiger Freund könne hier nur an seiner Seite sitzen. Ueber diese Botschaft geriethen Alle in die größte Freude, und sahen es gern, daß ein so tapfrer Ritter an ihren Tisch komme. —

Der Meister Pankratz hatte jetzt so vieles gesehen und gehört, daß seine Neugierde noch gerade befriedigt war, und er wieder anfing, an sich selbst zu denken. Dabey fiel es ihm denn gar heiß auf die Seele, wenn er dachte, daß er aus diesem Fegefeuer gar nicht wieder herauskäme, sondern gleich den Anderen, darin festgehalten würde. Zwar schien von denen, die ihn mit hereingenommen, Niemand mehr auf ihn zu achten, vielmehr sah er sich noch immer unbemerkt da stehen; dann wurde ihm jetzt mit jedem Augenblicke unheimlicher. Vergebens sann er auf Mittel fortzukommen; der Berg war von allen Seiten zu, und undurchdringlich, und kein Eingang und kein Ausgang war zu sehen; umsonst suchten seine Augen die Stelle, durch welche er hereingekommen war. Da wurde ihm zuletzt sehr Angst. Doch wer beschreibt seinen Schrecken, als er nun auf einmal nebst den übrigen Knappen und Knechten, die an seiner Seite standen, zum Essen ge-

rufen, und dann an eine Tafel geführt wurde, die ganz links in einer Ecke stand. Folgen mußte er zwar, er setzte sich aber nicht auf den schmalen, feurigen Eisenstreifen, der die Bank ausmachte, und rührte auch die Speisen nicht an, die ihm doch etwas zu heiß schienen. Obgleich sonst von gutem Appetite, verspürte er jetzt nicht den geringsten Hunger, so schöne und würzige Speisen ihm auch entgegen dufteten. Doch auf einmal wurden Forellen mit frischen Erbsen, alles in einer köstlichen Brühe gekocht, aufgetragen. Forellen und Erbsen! jene so frisch blau, diese so frisch grün! das Herz lachte dem Schneider im Leibe. Er konnte nicht mehr widerstehen, rasch griff er mit der rechten Hand in die Schüssel, aber mit einem lauten, furchtbaren Schrey zog er sie wieder zurück, denn von den drey vordersten Fingern seiner rechten Hand war nichts mehr da, sie waren bis auf den Grund abgebrannt. Er heulte entsetzlich und schrie und fluchte und sprang umher, wie besessen.

Darüber erhob sich ein unbändiges Gelächter in dem ganzen, weiten Gewölbe; Alles sprang auf von seinen Sitzen und drängte sich herbey, um den Schneider heulen und springen zu sehen, und lachte, was es nur lachen konnte. Selbst der Bischof Wilhelm und seine Domherrn vergnügten sich an den Grimassen des verbrannten Männleins.

Doch nicht lange dauerte dieß; denn auf einmal wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein gewaltiges Geräusch gerichtet, das sich draußen vor dem Berge erhob. Es war, als wenn über hundert Ritter in schweren Rüstungen, mit Lanzen und Schwertern und auf wilden, schnaubenden Rossen herangesprengt kämen.

Alles drängte ſich nach der Gegend des Geräuſches hin, auch der lamentirende Schneider wurde mit fortgeriſſen, und zu ſeinem Glücke. Denn als er jetzt auf einmal den Eingang des Fegefeuers offen ſah, nahm er den Zeitpunkt wahr, in dem ein großer Ritter von vielen Knappen hereingeführt und von dem Grafen Simon von der Lippe mit dem Freudenausrufe: Mein Buſſo! empfangen wurde, und entwiſchte glücklich, von Niemanden bemerkt, durch die offene Thüre, aus dem vermaledeyten Berge.

Draußen war der Mond noch eben am Rande des Himmels, und im Untergehen begriffen, dagegen tauchte die Morgenröthe bereits empor. Der Schneider lief, was er laufen konnte, ohne ſich weder umzuſehen, noch ſich auszuruhen, bis er auf dem Domhofe zu Paderborn erſchöpft niederſank. Seines Geſchäftes im Kloſter Bödecken hatte er rein vergeſſen. —

Verwunderungsvoll hatte man dem Schneider zugehört, als er dieſes alles erzählte. Sonderbar, höchſt ſonderbar! riefen Alle, als er endigte Die Meiſten glaubten ihm, weil es ſchon lange bekannt war, daß im Lutterberge, das Fegefeuer des weſtphäliſchen Adels ſey. Viele aber meinten, der gute Schneider habe entweder geträumt, oder ſey von irgend einem Ritter, oder auch von böſen Geiſtern arg geneckt und gefoppt worden. Dann widerſetzte ſich aber der Schneider mit vielem Eifer, und hob zum Wahrzeichen, daß Alles ſich ſo verhalte, wie er es geſagt, ſeine verbrannte Hand in die Höhe. Doch ſo recht trauete man auch dieſem Zeichen nicht; und erſt, als am anderen Tage die Nachrichten einliefen, in derſelben Nacht, von der der Schneider geſprochen, ſeyen wirklich der Graf Si-

mon von der Lippe und der Ritter Busso von Assaburg plötzlich Todes verblichen, erst da glaubte man, daß der Schneider wahr gesprochen, und ganz gewiß und unzweifelhaft ist es seitdem, daß in dem Lutterberge bey Bödecken das Fegefeuer für die abgeschiedenen Seelen des westphälischen Adels ist. —

Ich habe diese wahrhaftige, auch von Bernhard Wittius in seiner Historia Westphaliae, pag. 613 — 616 als wahr verbürgte Geschichte aus dem Grunde hier wieder erzählt, um einmal denjenigen westphälischen Edelleuten, die das noch nicht wissen sollten, wenigsten von einem Theile ihres künftigen Daseyns Kenntniß und Gewißheit zu verschaffen, und um zum andern den Adel in den übrigen Provinzen Deutschlands zu einer Erkündigung aufzumuntern, wo dann sein Fegefeuer künftig seyn wird? —

IV.

Gervin von Vollmestein.

Eine Erzählung von H. Stahl.

Gervin von Vollmestein war im Jahre 1124 als ein froher, nach Thaten dürstender Jüngling, aus der väterlichen Burg gezogen, um Abentheuer aufzusuchen und sich den Ritterschlag zu verdienen. Mit dem besten Segen hatte ihn sein früh verwitweter Vater,

der alte Ritter Gerhard von Vollmeſtein entlaſſen, und dem feurigen Jünglinge nur Beſonnenheit und Vorſicht anempfohlen, damit er in ſeinen alten Tagen nicht durch den harten Schlag, ſeinen einzigen Sohn und Erben zu verlieren, getroffen werden, ſondern die Freude haben möge, dieſen einſt wohlbehalten an ſeiner Seite zu ſehen. Allein wenn gleich der Greis von dem gefürchteten harten Schlage nicht getroffen wurde, ſo ſollte er doch auch nicht mehr die gehoffte Freude erleben Zwar hörte er oft von heimkehrenden und herumziehenden Rittern des Guten, Edlen und Rühmlichen viel von ſeinem Sohne, wie dieſer durch ächten Muth, und durch Adeligkeit und Ritterlichkeit ſich überall auszeichne, die Freude aller Tapferen, der Tröſter und Beſchützer der Unterdrückten, und der Schrecken der Feigen und Böſewichter ſey, wie ihn, mit vieler Feyerlichkeit Friederich, Herzog in Schwaben, zum Ritter geſchlagen, und wie er die innigſte Freundſchaft und ein Bündniß auf Leben und Tod mit dem durch ganz Deutſchland als ein Muſter der Ritterlichkeit berühmten Markgrafen Diepolt von Vohburg geſchloſſen habe, und mit dieſem am Rhein und in Frankreich umherziehe, und ſich allenthalben Ruhm und Ehre erwerbe, ſowohl im Turniere, als in der ernſten Fehde. Ueber welches Alles das väterliche Herz des Greiſes ſich ſehr erfreuete. Allein wiederſehen ſollte er die Freude ſeines Alters nicht, denn an demſelben Tage, als er die Nachricht erhielt, Gervin und Diepolt von Vohburg haben ſich mit den Herren Friederichs von Schwaben und deſſen Bruders Conrad von Franken vereinigt, um den Angriffen des Kayſers Lothar des Zweiten Einhalt thun zu helfen; an demſelben Tage machte ein ſchlei-

chendes Fieber, das schon lange an den Kräften des alten Mannes gezehrt hatte, seinem Leben ein Ende.

Von dem Ritter Gervin hörte man seitdem fast nichts mehr; nur selten erscholl auf Burg Volmestein eine Kunde von ihm, daß er noch mit seinem alten Muthe seinen fürstlichen Freunden in Schwaben, am Rhein und in Italien beystehe, und ihnen die wesentlichsten Dienste leiste.

Da kam eines Nachmittags im Frühlinge des Jahrs 1135 ein Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, gen Burg Volmestein geritten. Beyde ritten langsam den Hohlweg zwischen den hohen, starren Felsen hinauf. Der Ritter dessen Gestalt und Gesichtsbildung kräftig und schön war, in dessen Zügen sich aber unverkennbar ein stiller tief eingewurzelter innerer Schmerz malte, hatte beyde Hände auf dem Nacken seines großen, starken Rosses liegen, und ließ das, augenscheinlich von der Reise ermüdete Thier nach eigenem Gutdünken den Berg emporklimmen, während sein Reiter, weder auf das Roß, noch auf den Weg achtend, mit einem Blicke vor sich hinstarrte, der nur zu klar verrieth, wie schmerzlich er sich wieder mit dem an seiner Seele nagenden Grame unterhielt. Desto aufmerksamer war der Knappe, der, ein schöner schlanker, fast mädchenhaft aussehender Knabe, hinter ihm ritt, sowohl auf den steilen, holperigen Weg, als auf seinen Herrn und dessen Roß. Ohne auf sich und sein Pferd zu achten, blickte er nur unverwandt nach dem Ritter, achtete auf jeden Schritt, den dessen Pferd that, und wurde ängstlich, wenn es an einem der vielen looſen platten Steine, die im Wege lagen, zu straucheln oder zu gleiten schien. —

Die beyden Reuter hatten sich endlich aus dem Hohlwege empor gearbeitet, und befanden sich jetzt auf der Höhe des Berges, vor sich die weitläufige, starke Burg, mit ihren hohen, glatten Mauern und runden Thürmen, von der Seite, fast zu ihren Füßen die rauschende Ruhr, und darüber hin die Aussicht in die bebaueten Flächen des Hohlweges, und in die Berge des Süderlandes. Allein so schön der Anblick war, so wenig wirkte er auf den Ritter ein; nur der Knappe schauete lange und mit einem tiefen Seufzer zu der Burg hinauf, und dann in die Waldung, die mit neuem Laube bedeckt hinter jener sich ausbreitete. Der Ritter aber schlug nur flüchtig sein in sich gesenktes Auge zu dem Mauerwerk der Burg, gleichsam, als wenn er prüfen wolle, ob sie fest genug seyen auch gegen die Stürme des Lebens, und lenkte dann langsam sein Pferd dem großen Eingangsthore zu.

Der Burgwart bließ lustig in sein Horn, als er die Ankommenden gewahrte, und der Ton schien doch andere Gefühle in der Brust des Ritters zu wecken. Er sammelte sich, richtete seine hohe, kräftige Gestalt empor und faßte die Zügel seines Pferdes fester; dann legte er diesem leise den Sporn an, und sprengte nun auf dem muthigen Thiere bis nahe an die aufgezogene Brücke.

Jenseits stand schon der alte, greise Burgvogt, den Gerhard von Volmestein bis zur Rückkehr seines Sohnes zum unumschränkten Verwalter der Burg und aller dazu gehörigen Besitzungen bestellt hatte. Dieser sah dem fremden Ritter, der still und tief in Gedanken versunken, vor der Brücke hielt, einige Minuten forschend in die trüben Augen, und wartete vergeblich,

von ihm angesprochen zu werden. Als dieß nicht geschah, nahm er endlich das Wort. Begehret Ihr Einlaß, edler Herr, sprach er, so nennt mir vorher Euren Namen, wie es die Sitte ihrer Burg erheischt, und alsbald sollen ihre Thore sich Euch öffnen.

Da schauete das Auge des Ritters empor, und blitzte wie von einer plötzlichen Freude auf, als es den greisen Burgvogt sah. Theobald! rief er, kennst Du mich denn nicht mehr? Habe ich mich denn so sehr verändert, daß ich Dir ganz fremd geworden bin, ich, den Du so oft auf Deinen Armen getragen, auf Deinen Knieen geschaukelt hast?

Der Diener blickte verwundert auf, und betrachtete lange die schönen, aber bleichen Züge des Ritters. Dann schüttelte er still, wie mit einer plötzlich aufsteigenden Vermuthung kämpfend, den Kopf.

Du bist alt geworden, Theobald! rief der Ritter wieder, und Dein Gedächtniß hat Dich verlassen! Oder wäre wirklich Gervin von Volmestein so unkenntlich geworden?

Da wurde der Vogt sehr erschrocken. Herr! rief er, Ihr, mein lieber Herr? Ja, ja, ich erkenne Eure Züge wieder. Ihr seyd es, mein theurer Herr! Aber welcher Gram oder welche Krankheit hat Euch so entstellt? Eure Augen sind hohl, Eure Wangen fahl und eingefallen! Und sonst waren sie so frisch, so voll, so feurig!

Der Ritter seufzte tief auf, statt der Antwort, und in das Auge des Knappen drängte sich still eine Thräne. Die Zugbrücke wurde unterdeß schnell niedergelassen und der Ritter und sein Knappe ritten langsam darüber hin in den Burghof hinein. Herzlich

drückte hier der Ritter die Hand des Vogts, der ihn mitleidig betrachtete, und sagte zu ihm: Auf der Burg meiner Väter wird mir wieder besser werden! Dann begrüßte er die herzugekommenen Knappen und übrigen Diener, und ließ sich darauf von dem Vogt in das Innere der Burg führen, gefolgt von seinem treuen Knappen.

Aber die Zurückgebliebenen sahen ihm traurig und mitleidig nach. Das unser junger Ritter? sprachen sie untereinander. Das der tapfere, feurige Gervin von Volmestein, von dessen Muth und Thaten so viele und so rühmliche Kunde zu uns gekommen ist? Gebe Gott, daß er wahr sagte, daß hier wieder Kraft und Leben in ihn komme!

Aber der Ritter sollte nicht wahr gesagt haben. So bleich und traurig er im Frühjahr angekommen war, so bleich und traurig fand ihn auch der Sommer, und der Herbst, und der Winter, und wieder der Lenz des folgenden Jahrs. Es kam keine Kraft und kein Muth in ihn. Alles Feuer schien in ihm erloschen alle Elemente des freyen, frischen Lebens in ihm erstorben zu seyn. Immer still und in sich gekehrt, schlich er umher, verschloß sich oft Tagelang in seinem Gemache, oder strich durch die dicken Wälder der Gegend, oder saß auf den hohen Felsen an der Ruhr und blickte Stundenlang in die Berge hinein, und noch oft darüber weg, tief, tief nach Süden hin. Mancher Ritter der Nachbarschaft kam zu ihm, und versuchte, durch fröhliche Gespräche, durch Erzählungen von Fehden und Turnieren, ihn aufzurichten, den alten, angestammten Muth in ihm wieder zu wecken; aber es war vergeblich. Oft schlich der alte Vogt Theobald zu ihm, und

erzählte ihm von dem Frohsinn und dem Muthe seiner Jugend, und bat ihn mit weinenden Augen, wieder so zu werden, wie er früher gewesen; allein es war alles vergeblich. Stumm hörte er zu; zuweilen wohl blitzte Feuer in seiner Seele und in seinem Auge auf; aber es war auch nur ein eben so kurzes, als rasches Aufblitzen.

Ein tiefer Gram mußte an ihm zehren. Welcher aber, das wußte Niemand. Umsonst erkundigten sich die Diener darnach, umsonst die Nachbaren. Umsonst forschte man bey dem Edelknappen Julius. Der zarte Knabe war der einzige Begleiter und Gesellschafter seines Herrn, und wohl konnte man daher vermuthen, er müsse dessen Gram kennen. Aber er blieb stumm, wenn man ihn darnach fragte, und wurde noch trauriger, als er gewöhnlich war; denn auch ihn sah man nur nachdenkend und still, und nie kam Lächeln in seine sanften Züge.

Die Burg Bolmestein glich in dieser Zeit eher einem Aufenthalte von Mönchen, die nur der stillen Betrachtung leben, als einem Ritterschlosse. Da sah man kein Rossetummeln, da hörte man kein Schwertergeklirr. Nur selten, zu gewissen Zeiten wurden die Pferde von den Knechten umhergeritten, damit sie nicht vor Feuer und Uebermuth die Ställe zerstampften; noch seltener wurden die glänzenden Waffen und Rüstungen aus der Rüstkammer hervorgezogen, um im Sonnenlichte geputzt und blank gemacht zu werden. Dann waren die Buben und Knappen jedesmal doppelt traurig, wenn sie bedachten, wie rund um sie her alles in wilder, lustiger Fehde lebte, und nur sie allein still und unthätig zwischen ihren Mauern liegen muß-

ten, gerade sie, die so gern auch gezeigt hätten, sie hätten den tapfersten und kühnsten und stärksten Herrn.

Aber plötzlich sollte Leben in die Burg kommen, und auch wieder in ihren kranken Herrn. Ein volles Jahr war dahingegangen, seitdem Ritter Gervin auf seine väterliche Burg zurückgekehrt war; die kleinen Gesträuche auf den Bergen und in den Thälern hatten sich schon wieder mit frischem Grün bekleidet, und auch die hohen Buchen und Eichen schlugen frisch und üppig aus; da nahete sich eines Tages ein fröhlicher und und glänzender Zug von Rittern und Damen und Edelknappen und Zofen auf muthigen Hengsten und Zeltern, der Burg Volmestein. Wer sie sah, der blieb verwunderungsvoll stehen und sah ihnen lange nach, nicht sowohl wegen der Fremdheit der Ritter und Damen, als vielmehr wegen des in westphälischen Gauen niemals gesehenen Glanzes, der den ganzen Zug umgab. Besonders zeichnete sich an Pracht und Schönheit ein junges Paar in dem Zuge aus, ein Ritter in glänzender goldener Rüstung, und eine Dame in himmelblauer Seide, die von den kostbarsten Perlen und Edelsteinen glänzte. An der Ehrfurcht, womit Beyde von ihren Reisegefährten behandelt wurden, sah man auch leicht, daß sie die Vornehmsten und Gebieter der Anderen waren.

Als sie aus dem Hohlwege, der zu der Burg führte, sich herausgearbeitet hatten, und nun in geringer Entfernung das Schloß vor ihnen lag, sah man rasch einen Ritter sich von ihnen trennen, und vor dem Haufen voraus zu der Burg sprengen. An der aufgezogenen Zugbrücke hielt er still, und rief mit lauter Stimme nach dem Thurmwart, und fragte diesen,

als er endlich ankam, ob sein Herr, der Ritter Gervin von Volmestein, daheim sey.

Freylich! antwortete der Thurmwart, aber seit drey Tagen hat ihn Niemand gesehen; Ihr werdet ihn schwerlich sprechen können.

Und doch muß ich! erwiederte der Ritter mit fröhlicher Stimme. Ich bringe ihm frohe Botschaft; rufe Du ihn nur schnell herbey!

Er will Niemanden sprechen! entschuldigte der Knecht.

Allein der Ritter wurde ungeduldig. Rufe Du ihn! befahl er. Sage ihm, ein Ritter sey da, der ihm die froheste Kunde seines Lebens bringe.

Der Thurmwart ging. Nach wenigen Minuten kam die bleiche Gestalt Gervins wirklich heran, gestützt auf seinen Knappen. Was begehrt Ihr? fragte er den Fremden Ritter, ohne ihn anzusehen.

Ich bitte um freundliches Quartier, entgegnete dieser, für meinen Herrn und meine Gebieterin, die Euch, edler Ritter, heimsuchen wollen.

Und wer ist Euer Herr? fragte Gervin.

Mein Herr, erwiederte der Ritter, ist der edle Markgraf Diepolt von Vohburg, der dort nahet mit seiner Gemahlin, der schönen Gräfin Constantia, und mit vielen Rittern und Frauen, um Euch heimzusuchen auf Eurer Burg.

Allmächtiger Gott! rief der Rittter Gervin, und wurde bleicher, als ihn je Jemand gesehen hatte, und schlug sein Auge zum Himmel empor, als wenn er um Erlösung von einem schweren Schmerze flehen wolle. Aber auch der Knabe, auf dessen Schulter er sich stützte, wurde schneeweiß, daß in seinem schönen

Geſichte auch kein Blutstropfen zu ſehen war, und ſchwankte und zitterte heftig. Doch ſchien eigenes Leid ihn nicht zu überwältigen, ſondern nur der Schmerz ſeines Herrn, denn er blickte ängſtlich zu dieſem empor, und flüſterte ihm tröſtend zu: Faſſet Euch, edler Herr! Um Gotteswillen!

Mehr konnte er nicht ſprechen, denn die Stimme verſagte ihm, und ein Strom von Thränen ſchoß plötzlich aus ſeinen Augen.

Gervin ſah ihn verwundert an. Was fehlt Dir, Knabe? fragte er; Du zitterſt und biſt bleich? Und was ſollen dieſe Thränen!

Der zarte Jüngling konnte vor Schluchzen nicht antworten, ſondern wandte ſich auf die Seite, um ſeinen Thränen freyen Lauf zu laſſen. Da ſagte Gervin mit ſanfter, liebreicher Stimme zu ihm: Dir iſt nicht wohl, Julius! Geh' auf Dein Kämmerlein, bis heute Abend.

Der Knabe ging langſam in die Burg.

Eure Gebieter ſind mir auf das herzlichſte willkommen! ſagte Gervin dann zu dem verwundert harrenden Ritter, und ließ, während dieſer zu dem hinter einem Felſen zurückgebliebenen Zuge eilte, ſchnell die Zugbrücke niederſchlagen und die Thore der Burg öffnen. Seine Züge belebten und erheiterten ſich unterdeß ſichtlich, ſeine Augen bekamen Feuer, ſelbſt ſeine Wangen Röthe, ohne daß man gewahren konnte, ob er ſich Gewalt anthun müſſe. Und als nach wenigen Augenblikken der fremde Zug herankam und in den Burghof einritt, der Graf und die Gräfin an der Spitze, da konnte Gervin ihnen mit einem recht fröhlichen Geſichte entgegentreten.

Mein edler Gebieter, und mein theurer Freund! rief er mit ungeheuchelter, inniger Freude, und schloß bwegt den jungen, kräftigen und schönen Markgrafen in seine Arme, der, ein Bild der lebendigsten Freude, von seinem hohen Rosse in die Arme des geliebten Freundes sprang, ihn auf das herzlichste bewillkommnete, und nicht genug sein Entzücken über dieses überraschende Wiedersehen ausdrücken konnte.

Ein Jahrlang, rief der Markgraf Diepolt, hielt ich es aus ohne Kunde von Dir. Länger war es mir nicht möglich. Wir haben Frieden im Lande, seitdem der Herzog Conrad sich in Bamberg mit dem Kayser versöhnt hat. Ich lag unthätig auf meinem Schlosse; da faßte ich einen raschen Entschluß und brach auf mit meiuem jungen Weibe, um den theuersten, den einzigen Freund meines Herzens wiederzusehen.

– O, wie soll ich Dir diese Liebe danken? rief Gervin, dessen Freude immer herzlicher und fröhlicher wurde, und beyde Freunde schlossen sich von neuem in die Arme.

Da trat rasch die schöne Markgräfin Constantia, die unterdeß mit Hülfe ihres Pagen von ihrem milchweißen Zelter gesprungen war, zu den Freunden und trennte sanft die fest verschränkten Arme, sah dann drohend mit ihren großen, schwarzen Augen zum Ritter Gervin empor und rief: Wollt Ihr denn mich nicht willkommen heißen, Ritter? Ist man in Westphalen weniger galant als im übrigen Deutschland?

Dabey reichte sie ihm freundlich ihre schöne Hand, aber in des Ritters Gesichte zuckte ein heftiger Schmerz auf, als er sie sah, und unwillkührlich griff er nach seiner Brust, als wenn es auch dort ihn schmerze. Doch be-

meisterte er sich bald und faßte die dargebotene Hand und drückte sie ehrerbietig an seine Lippen, indem er verbindlich erwieberte: Auch in Westphalen, edle Frau, ist die Schönheit stets Königin! Schenket uns lange die Gnade, meine, und dieses Schlosses Gebieterin zu seyn!

Seine Züge hatten sich bey diesen Worten ungewöhnlich belebt, seine dunklen Augen glänzten, auf seinen Wangen brannte ein lebhaftes Roth. Die Gräfin drückte ihm leise die Hand, zum Zeichen, wie seine Höflichkeit ihr angenehm sey, und ihre Augen ruheten mit sichtlichem Wohlgefallen auf der Gestalt des Ritters, die immer noch schön und kräftig war, und der die Blässe des Gesichts einen eignen Reitz verlieh. Der Ritter schlug verwirrt seine Augen zu Boden; während seine Hände heftig zitterten.

Nicht minder aber zitterte der schöne Page der Markgräfin, der frech durch die Reihen der Ritter und Frauen seiner Gebieterin sich vorgedrängt hatte, und Zeuge dieses Auftrittes gewesen war. Aber er zitterte vor Wuth, denn seine Augen funkelten und starrten bald die Gräfin, bald den Ritter von Volmestein an, und seine feinen Lippen preßten sich fest und lange aufeinander. So ging er, als Gervin jetzt den Arm der Gräfin nahm, und sie, gefolgt von den Uebrigen, in die Burg führte, hinter den Beyden her, und deutlich genug verriethen seine Blicke eine innerlich kochende Eifersucht. —

Leben und Freude kehrten mit den Fremden in die Burg Volmestein ein, sie schien plötzlich wie umgewandelt; wer sie nur wenige Tage vorher gesehen hatte, hätte sie nicht wieder erkannt. Vom frühen

Morgen bis oft in die spate Nacht hinein hallte sie wieder von Musik aller Art und von Fröhlichkeit und Jubel der Zechenden. Unermüdet und unerschöpflich war Gervin in Belustigung und Unterhaltung seiner lieben Gäste. Bald veranstaltete er große Jagden in seinen weitläufigen Forsten zu beyden Seiten der Rhur, bald Lustritte in die benachbarten Gegenden, bald kleine Turniere auf dem Burghofe, bald Besuche bey den benachbarten Rittern, den edlen Herrn von der Reck, von Vittinghoff, von Herbede, bald Tanz und Bankette, zu denen er das Glänzendste einladete, was die ganze Umgegend an Rittern und Damen aufzuweisen hatte.

Ungezwungene Fröhlichkeit beseelte alle diese Feste, denn Markgraf Diepolt, so wie er der tapferste Ritter seiner Zeit war, war auch der fröhlichste und lustigste; und seine schöne Gemahlin konte unmöglich das feurige italische Blut verläugnen, das durch ihre Adern rauschte; sie war die Königin aller Festlichkeiten, aber auch die belebende Sonne und Seele derselben.

Der Fröhlichste von Allen jedoch war der Wirth selbst, Gervin von Volmestein. Von dem Augenblicke an, wo er seine edlen Gäste in seine Burg einführte, war aller Gram, alle Spur eines Schmerzes aus seinen Zügen und aus seinem ganzen Wesen verschwunden. Sein Körper hing nicht mehr gebückt, sein Auge stierte nicht mehr tiefsinnig vor sich hin, seine Bewegungen waren nicht mehr matt. Neue Kräfte schienen rasch sich in ihm entwickelt zu haben, seine Gestalt erhob sich, sein Gang und seine Bewegungen waren wieder leicht und lebendig und kräftig, wie vormals, sein Auge glänzte wieder, um seine Lippen wohnte

Lächeln, auf seiner Stirne Frohsinn, von seinem Munde strömte Scherz und Lustigkeit, oft bis zur Ausgelassenheit, Ueberspannung, so daß dann selbst sein arglo-ser Freund Diepolt, der ihn so nie gekannt hatte, ihn befremdet ansah. Die seine vorherige Melancholie gekannt hatten, waren längst irre an ihm geworden, ihnen konnte diese Lustigkeit unmöglich natürlich vorkommen, sie sahen daher nur eine gewaltsame, aber desto schmerzlichere Anstrengung darin, und wurden um so trauriger, je lustiger der arme Ritter war. Besonders der alte Burgvogt und der Edelknappe Julius. Stumm schüttelte jener oft den Kopf, wenn er das tolle Treiben sah, und meinte, das könne nie ein gutes Ende nehmen. Der Knabe aber schlich jetzt bleicher und stiller und kummervoller einher als je, und große Thränen flossen oft über seine zarten Wangen, wenn er des Abends zu seinem Herrn kam und diesen erschöpft, mit starren, glanzlosen Augen, erschlafftem Körper in dem Lehnsessel des einsamen Schlafgemachs liegen sah und schwere Seufzer aus der gepreßten Brust heraufkämpfen hörte. Er stellte sich dann in eine Ecke, um unbemerkt und ungestört den Schmerz, der auch seinen Busen drückte, ausweinen zu können.

Eines Abends aber, die Fremden konnten beynahe vier Wochen da gewesen seyn, mußte sein Schmerz laut werden, und es entstand dadurch eine Szene zwischen Herrn und Diener, die plötzlich dem ganzen fröhlichen Leben und Treiben ein Ende machen sollte.

Ermüdet von einer Jagd in den benachbarten Wäldern, die den ganzen Tag gedauert hatte, waren Fremde und Einheimische früh zur Ruh gegangen. Der Ritter Gervin saß noch einsam und still auf sei-

nem Schlafgemache; seinen Kopf hatte er in die linke Hand gestützt, seine Rechte hing nachlässig herunter, seine Augen starrten trübe in eine dunkle Ecke, der ganze Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß seine Seele von schmerzlichen Bildern angefüllt war. So saß er lange, bis ein Geräusch an seiner Seite ihm sagte, daß er nicht mehr allein sey. Er blickte um sich, und sah seinen Knappen Julius neben sich stehen. Die Züge des schönen Knaben waren verstört, seine Augen hafteten mit einem Ausdrucke innigen Mitleids, aber doch mit verwirrter Unentschlossenheit an dem Ritter.

Der Ritter liebte den Knaben, das einzige Wesen, das er aus dem Frankenlande in seine Heimath mit herübergebracht, und das stets mit der hingebendsten Liebe, mit der unerschütterlichsten Treue, auf eine sonderbare, fast geheimnißvolle Weise an ihm gehangen hatte. Seine Niedergeschlagenheit, besonders in der letzteren Zeit, hatte er wohl bemerkt, allein, zu sehr mit sich selbst beschäftigt, hatte er nie sonderlich darauf geachtet. Doch in diesem Augenblicke mochte sein Schmerz, wie das dem Schmerze in edlen Seelen so leicht eigen ist, ihn mehr zum Mitgefühle für fremde Leiden hinneigen; die kummervolle Gestalt und das blasse Gesicht des Knaben fielen ihm auf, und liebevoll fragte er: Was fehlt Dir, Julius?

Da warf dieser, plötzlich in laute Thränen ausbrechend, sich vor ihm nieder und umfaßte mit beyden Händen seine Kniee, und rief, von Schluchzen unterbrochen: Ihr seyd unglücklich, lieber Herr! O könnte ich Euch retten! Könnte mein Leben es! Ich gäbe es so gern für Euch hin!

Gerwin faßte ſanft ſeine Hände. Du biſt gut, Knabe! erwiderte er ihm liebevoll, und mit einem tiefen Seufzer ſetzte er hinzu: Retten wird mich wohl Niemand können! So lange ich dieſes Herz trage, ſo lange werde ich auch ſein Leid tragen müſſen.

Nein Herr! rief der Knappe, plötzlich entſchloſſen aufſpringend, das ſollt Ihr nicht. Es gibt ein Mittel, das Euch retten, Euch von Eurem Schmerze befreyen kann. Aber — ſetzte er kleinlauter hinzu, es iſt ein gewaltſames. Ihr müßt Euch faſſen können, ſonſt tödtet es Euch.

Julius! rief der Ritter, verwundert über dieſe Rede des Knaben, wie über deſſen ganzes ſonderbare Weſen. Du wüßteſt ein Mittel gegen meinen Schmerz! Kennſt Du ihn denn?

Ich kenne ihn! rief der Knabe wieder entſchloſſen, und feurig. Ich kenne ihn, Herr! und will Euch heilen! Ihr liebt die Markgräfin von Vohburg! Ich ahne es lange. Darum Eure ſchnelle Abreiſe aus Franken! Darum Euer Vergraben in dieſe Einſamkeit! Darum das Verwelken Euer Geſtalt, das Erlöſchen Eures Auges, Euer Gram, Euer Abzehren! O, wohl ahne ich es. Aber Gewißheit ſollte ich erſt jetzt erhalten, und ſie zerriß meine Bruſt.

Er ſchwieg hier faſt erſchöpft, als wenn die hohe Leidenſchaftlichkeit, mit der er die Worte geſprochen, oder eine gewaltige, innerliche, verborgene Gluth ſchnell ſeine jugendlichen Kräfte verzehrt hätte. Was iſt Dir, Knabe? fragte der Herr von Volmeſtein, und ſah ihn einen Augenblick verwundert an; aber der eigne Zuſtand wurde bald wieder Herr über ihn. Ja, Julius! erwiderte er mit ſchmerzlicher Stimme. Ich liebe ſie,

die Hohe! Aber das ist nicht mein Gram, das nicht mein Tod! der Stachel sitzt tiefer, der mich zernichtet. O, mein Elend ist groß, furchtbar! Ja, ich liebe sie! Laß es mich Dir, der in meinem unglücklichen Herzen gelesen hat, gestehen, was noch nicht über meine Lippen gekommen ist, und was ich allen Wesen, allen Creaturen zurufen möchte. Ich liebte sie schon in Monga, von dem Augenblicke an, da ich sie sah. Es war bey der Krönung Conrads, nie werde ich es vergessen, wie sie mit der edlen, hohen Gestalt, dem geistreichen Gesichte, die durchdringenden Augen vor mir stand! Ich fühlte es klar in dem Momente, daß nur sie die Bedingung meines Glückes sey. Aber da sah ich auch Diepolts Augen bey ihrem Anblicke glänzen, wie von einem überirdischen Feuer, und ich sah, wie der schöne, tapfere Markgraf ihr besser gefiel. Und ich trat zurück, und schwieg: aber die verzehrende Flamme, die tödtliche Gluth konnte ich nicht mehr aus meiner Brust verbannen. Da kam mein Freund, der einzige, den ich hatte, zu mir und warf sich an meine Brust, und gestand mir jauchzend, daß er glücklich sey, daß Constantia von San Paolo, die reichste Erbin der Lombardey, die gefeyerteste Tochter Italiens, seine Liebe erhört habe, ihn wieder liebe. Ich schwieg, und die Gluth in meinem Innern wurde verzehrender, wüthender, fürchterlicher. Dennoch suchte ich sie zu bekämpfen, aber. — Laß mich schweigen, Julius! Aber das ist nicht mein Elend! O, wäre es nur dieß! —

Er ließ sein Antlitz auf die Brust sinken, und bedeckte es mit beyden Händen. Der Knabe stand heftig zitternd, und fast todesbleich vor ihm, es war, als ob jedes Wort in der Erzählung des Ritters ein Dolch-

ſtich in ſeine Bruſt geweſen wäre. Er ſchwieg, mit ſich ſelbſt kämpfend.

Nach einer Weile erhob der Ritter ſich wieder, ſein Geſicht glühete. Sie iſt das Weib eines Andern! fuhr er fort. Sie iſt das Weib meines beſten, meines einzigen Freundes! Aber dennoch kann ich die Liebe zu ihr nicht aus meiner Bruſt reißen; ſie hat ſich darin feſtgeklammert, wie mit entſetzlichen Krallen. Ich war auf einem raſchen Wege zum Grabe, ſeit ich hier allein war, getrennt von ihr. Ihr Anblick hat wieder Oel auf die erlöſchende Lampe gegoſſen. Ich lebe wieder auf; es iſt nicht bloßer Zwang, meine Luſtigkeit; es iſt auch das Wonnegefühl ihrer Nähe. Aber meine Qual iſt darum auch deſto entſetzlicher, wenn ſie erwacht: bin ich nicht ein Verräther gegen meinen Freund? — O, rief er faſt aufſchreyend, war ich es denn nicht ſchon? und ſchrecklicher? fürchterlicher? —

Da rief der Knabe mit ſtarker Stimme, in einem würdevollen Tone: Nein, Ritter! Nicht gegen ihn ſeyd Ihr ein Verbrecher, aber gegen Euch ſelbſt!

Der Ritter erſchrank beynahe über dieſen Ton. Gegen mich? fragte er.

Gegen Euch! wiederholte der Knappe enſchloſſen, noch Eine Sekunde mit ſich kämpfend. Herr, es muß heraus! Ich kann es nicht länger in meiner Bruſt verſchließen. Ihr müßt es wiſſen, und wenn es Euer Tod wäre. Aber Euer Leiden kann ich nicht mehr anſehen. Ritter! Ihr liebt eine Unwürdige, eine Verbrecherin, eine ſchnöde Verrätherin! —

Das Geſicht des Knaben wurde von einer hohen, zürnenden Gluth überzogen, als er dieſe Worte ſprach, oder vielmehr gewaltſam hervorpreßte, ſeine Bruſt

wogte hoch auf und nieder, seine zarte Gestalt erhob sich. Aber schnell, als er geendet hatte, sank er wieder zusammen, denn Gervin war mit funkelnden Augen aufgesprungen, und ergriff ihn fast krampfhaft bey beyden Armen.

Knabe! rief er, Eine Verbrecherin? Eine Verrätherin? Knabe, Knabe, bist Du bei Sinnen? Sie? — Constantia? Hat denn die Welt einen zweyten Engel, wie sie? Unglücklicher! — Und doch! sprach er auf einmal erschöpft, und mit glanzlosen Augen, und in seinen Sessel zurücksinkend. Und doch! O, ewiger Gott! — Er bedeckte sein Gesicht wieder mit beyden Händen, und saß lange stumm, während die Heftigkeit seines Athems seine gewaltsame innere Bewegung verrieth. Nach einer Weile stand er langsam auf, und schritt einigemale in dem Gemache auf und ab, mit stierem Auge vor sich hinstarrend. Dann wandte er sich zu dem Knappen, der weinend sich an den Sessel gelehnt hatte. Erzähle, Julius! sprach er sanft. Fürchte Dich nicht! Wenn auch mein Herz bricht!

O, mein edler, geliebter Herr! rief der Knabe, und faßte seine Hand und drückte sie an seine glühenden Lippen, an seine von Thränen benetzten Wangen. O, verzeihet mir! Aber ich konnte nicht anders. Ich konnte Euer Herz nicht länger in den entehrenden Banden sehen. Ja, gewiß ist die Markgräfin eine Verbrecherin. — Zuerst, fuhr er mit zitternder Stimme fort, wurde ich durch ihre Freundlichkeit gegen Euch aufmerksam. Verzeiheit mir! Ihr schwanktet, aber Ihr kämpftet, und Ihr habt gesiegt. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich für Euch nur einen Augenblick hätte fürchten können. Desto argwöhnischer machte mich da-

gegen zu derselben Zeit das Betragen des Pagen der Markgräfin. Diese Keckheit, diese Anmaßung des gewandten, feurigen Italieners gegen Andere, dieses Schmollen gegen seine Dame, wenn er sich nur einen Moment unbemerkt von den Uebrigen glaubte, weckte einen unbesiegbaren Argwohn in mir. Es mußte ein vertrautes Verhältniß zum Grunde liegen. Ich forschte, ich beobachtete sie, ich lauschte; mein Verdacht wurde immer stärker, und endlich zur Gewißheit. Beyde spielen ein schändliches Spiel mit dem edlen Markgrafen!

Der Ritter Gervin war während dieser Erzählung heftig im Gemache auf und nieder gegangen. Rasch trat er jetzt vor den Knappen. Es ist nicht möglich! rief er leidenschaftlich, mit seinen Augen den Knaben durchbohrend.

Meine Sinne trügen mich nicht! erwiderte dieser. Ich sah ihre Umarmungen, ich hörte das Geflüster ihrer Liebe! Wollt Ihr Beweise Herr? Folget mir, jetzt gleich!

Aber der Ritter bedeckte wieder sein Gesicht und winkte verneinend. Nein, nein! rief er mit schmerzlicher Stimme. Ich glaube Dir! Du hast Recht, Du sprachst die Wahrheit! O, nur zu gewiß! nur zu gewiß! das ist ja der Fluch der Sünde! — O, laß mich, Knabe, laß mich allein!

Er ging in höchster Aufwallung, die Hände ringend, auf und ab. Entsetzlich! rief er, entsetzlich, fürchterlich!

Der zitternde Knabe sah ihn kummervoll an. O, lieber Herr! sprach er, fasset Euch! Lasset die schreckliche Nachricht Euch nicht zu stark ergreifen! Werdet

Herr über Euren Schmerz, und reißet eine Leidenschaft aus Eurem Busen, deren Gegenstand ein so unwürdiger ist.

Aber der Ritter hörte nicht auf ihn. Verlaß mich! rief er nur; o, ich bitte Dich, verlaß mich! — Dann sprach er wieder mit höchstem Schmerze für sich: O, es ist furchtbar, entsetzlich! Eine gemeine Buhlerin! Und durch wessen Schuld? durch wessen? — Nein, ich trage es nicht länger! Diesem Elende, dieser fürchterlichen Qual muß ein Ende werden!

Aus den Augen des armen Knaben stürzten große, bittere Thränen; er mußte das Gemach verlassen, weil sein Herr es ihm wiederholt befahl. Aber er konnte nicht weiter bis vor die Thüre; hier blieb er stehen, und als seine Kräfte ihn verließen, legte er sich nieder auf den Fußboden, und hörte, wie sein unglücklicher Ritter die ganze Nacht umherging, geflohen vom erquickenden Schlafe, aber nicht von seinem peinigenden Schmerze. —

Der Ritter von Volmestein trat früh am folgenden Morgen aus seinem Gemache hervor. Aber sein Gesicht trug nur die Spuren einer durchwachten Nacht; Schmerz und Verzweiflung waren nicht mehr darin zu lesen; dagegen sagte eine gewisse Ruhe, die über seine Züge verbreitet war, daß er einen großen und entscheidenden Entschluß gefaßt habe.

Es war an diesem Tage ein Turnier in Dortmund, zu dem alle Ritter der Nachbarschaft eingeladen waren, auch der Markgraf und Gervin. In abenteuerlicher Lust hatten beyde beschlossen, unerkannt und nur in einfacher Rüstung hinzugehen Auch der Markgraf war schon fertig, als Gervin sein Gemach verließ.

Ganz allein, in schlichter Rüstung, aber auf ihren stolzeren Rossen und vollständig gewappnet, wie zum Schimpfe, so zum Ernste, machten sich Beyde alsbald auf den Weg, nur von zwey Knappen begleitet. Julius war nicht unter diesen. Ganz in der Frühe des Morgens hatte man ihn auf dem Gange vor seines Herrn Schlafstube entkräftet, mit starren Augen und starren Gliedern am Boden gefunden; man hatte ihn auf sein Lager gebracht, wo er jetzt in heftiger Fiebergluth lag. Der Ritter wurde plötzlich sehr still, als man ihm dieß berichtete; aber nur einen Augenblick lang, schnell nahm er wieder seine heitere Miene an, mit der er seinen Freund begrüßt hatte, und scherzte mit ihm über die heute zu bestehenden Abentheuer, über die Freude, wenn sie, zwey unbekannte Ritter, gegen den ganzen stolzen Adel Westphalens den Sieg und Preis davon tragen würden.

Mit der frohesten Laune von der Welt ritten beyde fort. Aber allmälig wurde der Ritter von Volmestein doch ernster, stiller, einsylbiger, zuletzt schwieg er ganz, in das tiefste Nachdenken versunken. So wären sie, die Rhur entlang, bis ungefähr eine Viertelstunde bis vor das Damenstift Herdecke gekommen.

Ich weiß einen anmuthigeren Weg, schlug Gervin hier auf einmal seinem Freunde vor; laß uns dort links durch den Forst reiten, unsere Knechte können der Landstraße nach ziehen; in der Herberge beim Stifte treffen wir wieder mit ihnen zusammen.

Seine Stimme zitterte, während er diese Worte sprach; der Markgraf bemerkte es nicht. Gern nahm dieser den Vorschlag an, und langsam ritten beyde links in das dunkle Gebüsch hinein. Die beyden Knap-

pen folgten der Landstraße nach Herdecke. Die Ritter waren noch nicht da, als sie hier in der Herberge ankamen; sie stiegen ab und banden ihre Rosse an, zu warten, bis jene kämen. Aber lange warteten sie vergebens; Eine Minute ging nach der andern hin, Eine Viertelstunde nach der andern. Eine ganze Stunde war vergangen. Es war ihnen unbegreiflich. Sie wurden ungeduldig. Da kam im fliegenden Galopp der Ritter Gervin herangesprengt; aber allein — das Visir seines Helmes stand offen, seine Züge waren entstellt, sein Gesicht leichenblaß und mit Blut bedeckt; seine Hände bluteten ebenfalls, auch an seiner Rüstung waren dunkle, nasse Flecken.

Eilt! rief er athemlos den Knechten zu! Eilt zu Eurem Herrn! Dort links im Walde liegt er in seinem Blute; todt! — Todt! rief er noch einmal mit furchtbarer Stimme, Todt! und ich sein Mörder! Und gewaltsam drückte er seinem schäumenden Pferde beyde Sporen in die Seiten und sprengte davon, tief in das Gebirge hinein.

Die Knechte eilten zu der bezeichneten Stelle, — schrecklicher Erwartung; lange mußten sie nicht suchen. Zuerst fanden sie das Pferd des Markgrafen; es lief lose im Walde umher, seine Mähnen waren naß von Blute, Sattel und Zaum ebenfalls. Blaß und bebend eilten sie weiter. Erbarmungswürdiger Anblick! Da fanden sie auch ihren Herrn! Lang ausgestreckt lag er im Grase, sein Kopf war vom Helme entblößt, in seinem Gesichte war eine tiefe Wunde, aus der noch immer schwarzes Blut quoll, womit sein ganzes Gesicht bedeckt war; seine Augen waren geschlossen. Der Körper war noch warm, aber Athem und Leben waren fort.

Die treuen Diener jammerten laut; aber sie versuchten doch, ob nicht das Leben zurückzurufen sey. Sie entkleideten ihn von der schweren Rüstung, seine Gewänder schnitten sie entzwey; dann wuschen sie ihn mit Wasser aus einer nahen Quelle, und rieben ihm Schläfe und Stirn und Brust mit Wein, den sie bey sich hatten. Aber es war vergebens; laut klagend hoben sie ihn auf, und wollten ihn auf sein Pferd laden, und den theueren Leichnam nach Volmestein zurückbringen. Da hörten sie tief und langsam einen Seufzer aus der erstorbenen Brust sich empor winden, und bald darauf schlug der Todtgeglaubte die Augen auf. Er lebte noch; aber es war fast nur eine Ahnung von Leben mehr in ihm; ohnmächtig schloß er nach einer Sekunde die Augen wieder, und lag wieder ohne Zeichen des Lebens. Doch in die Knechte war neuer Muth gekommen. Sie rieben ihn noch einmal, sie tröpfelten Wein auf seine trockne Zunge, und noch einmal hatten sie das Glück, ihn athmen zu hören und ihn die Augen aufschlagen zu sehen. Und dießmal länger und mit Bewußtseyn, denn der Ausdruck seines Blickes sagte ihnen, daß er sie kenne. Sprechen konnte er nicht; sie machten auch keine Versuche, ihn dazu zu bewegen. Sie flochten eine Tragbahre von Zweigen, und legten ihn sanft darauf, um ihn so langsam und leise, nach Volmestein zu tragen. Allein der Wiederauflebende winkte ihnen verneinend und unwillig. Nicht dahin! rief er leise, mit höchster Anstrengung, und zeigte nach der Gegend des Klosters Herdecke hin. Gehorsam trugen ihn die Diener dahin. Sie gingen mit ihm an die Pforte des Klosters und baten um Aufnahme ihres verwundeten Ritters. Gern wurde ihnen

dieſe gewährt, und eine kundige Nonne unterzog ſich ſofort der Verbindung und Heilung ſeiner Wunde, die ſie nicht für tödtlich erklärte. —

Die beyden Ritter waren langſam in das Gebüſch hinein geritten. Schweigend ritten ſie hier eine Zeitlang neben einander hin. Gervins heftiges Athmen verrieth, daß er ſtark mit ſich ſelbſt kämpfe. Zuletzt nahm er das Wort.

Diepolt, begann er, nicht ohne Zögern, mit gepreßter Stimme; wir ſchwuren uns einſt Freundſchaft; wir ſchloſſen einen ſchönen Bund, den ſchönſten des Lebens: nur Eins zu ſeyn, im Leben wie im Sterben!

Und ſind wir es nicht? fiel ſchnell begeiſtert der Freund ein. Sind wir nicht Eins! — Ich konnte nicht leben ohne Dich; ich kann es noch nicht. Ich liebe mein Weib, ich liebe ſie feurig, glühend; aber Dich kann ſie mir nicht erſetzen. O Gervin, wie unſere Herzen nur dieſelben Gefühle athmen, könnten doch unſere Leiber immer ſo dieſelbe Luft einathmen!

Gervins Augen wurden trüber. Und wenn Du mich beleidigteſt, Diepolt? fragte er; und wenn Du zum Verräther an mir würdeſt?

Bey Gott! rief mit flammendem Auge der Markgraf. Sieh dieſes treue Schwert an meiner Seite; ich habe es nur gezogen gegen meine Feinde; aber dann würde ich es gegen meine Bruſt ziehen! — Doch, fuhr er ruhiger fort, es iſt nicht möglich. Wie könnte ich Dein Verräther werden? wie Du der meinige? —

Der Ritter von Volmeſtein hörte die letzten Worte nicht. Das treue Schwert in die eigene Bruſt! ſprach er langſam für ſich. Du ſprichſt mein Urtheil! ſagte er dann raſch und lauter. Höre mich an; aber um

des Himmelswillen, laß mich ausreden, unterbrich mich nicht.

Wir Beyde, fuhr er fort, sahen Constantien von San Paolo in Einem Augenblicke. Wir Beyde liebten sie in demselben Augenblicke. Du sahst meine Leidenschaft nicht, aber ich die Deinige, und ich trat zurück und entsetzte; was hätte ich nicht für Dich gethan? Du wurdest glücklich. Ich verschloß meine Liebe und meinen Gram in meinen Busen, niemand gewahrte sie. Am wenigsten Du. Aber Einem Auge entgingen sie nicht; das war das Auge Constantiens, Deines Weibes. Ihr Herz wurde von Mitleid ergriffen; sie suchte mich auf, mich, um mich zu trösten, mich aufzurichten. Ich sah einen unendlich zarten Sinn darin, wie das Weib ihn gebähren, wir nur ihn ahnen können. Meine Liebe wurde noch heftiger, wurde zur glühendsten, verzehrendsten Leidenschaft. Vergebens hatte ich bisher geläugnet, ich konnte mich ihr jetzt nicht mehr verbergen. Sie wurde milder, zärtlicher, um mich aufzurichten. Eines Abends! —

Unglücklicher! fiel heftig der Markgraf ein. Er hatte mit angehaltenem Athem, mit bleicher Wange jedes Wort seines Freundes fast verschlungen Unglücklicher! rief er, vollende nicht! Sprich das Entsetzliche nicht aus, das meine Seele ahnet!

Ahnt sie's? rief Gervin, mit dem Lachen der Verzweiflung. So höre es dann auch. Ja, wir fielen, wir betrogen Dich, wir wurden die furchtbarsten Verräther, wir mordeten Liebe, wir mordeten Freundschaft. Meine Verzweiflung, ihr heißes Blut! —

Der Markgraf Diepolt hatte unwillkührlich sein Schwert von der Seite gerissen, er schwang es gegen

den Ritter, der keine Miene machte, sich zu wehren. Aber er führte den Streich nicht, den er drohete; matt ließ er den Arm sinken, und steckte das Schwert wieder ein, und starrte mit fast erstorbenen Augen vor sich hin. Von meinem einzigen Freunde betrogen! sprach er dann schmerzlich, mit fast weinender Stimme. Ich glaubte, Du seyest ich, und ich seye Du; kann ich denn zum Verräther werden an mir selbst? Doch plötzlich flammten seine Augen in ungezügelter Wuth auf. Verräther! schrie er, Du lebst noch? Es gibt ein Wesen, das meine Schande aussprechen kann? Vor dem sich mein Innerstes empören muß, wenn ich ihn anblicke? Stirb, Elender!

Er zuckte von neuem sein Schwert. Aber der Ritter von Volmestein wehrte sich wiederum nicht. Stoß zu! rief er, und hielt der scharfen Spitze seine Brust entgegen. Glaubst Du denn, dieses Leben sey mir eine Freude! eine Lust? O, es war nur seitdem die entsetzlichste Qual! Eine Qual der Hölle! Kann denn dem noch das Leben etwas gelten, der jede Stunde, jede Minute, mit jedem schnöden Athemzuge nur den Einen furchtbaren Gedanken hat: Du bist ein Verräther, ein Ehrloser! Dem wachend und träumend, immerwährend, furchtbare Gestalten zur Seite stehen, und ihm zu donnern: Du bist ein Elender, Du bist der Mörder des Heiligsten! Denn nicht blos Dich habe ich gemordet, und unsere Freundschaft! Auch sie, die sonst Reine, Heilige! Ich pflanzte den Samen der Sünde in ihre Brust! Meine Schuld ist es, daß sie eine Buhlerin, eine Verworfene wurde. Ja, höre es, höre es, damit kein Mitleid in Deine Seele komme, damit Du mich nicht verschonen mögest. Dein Weib

buhlt mit ihrem Pagen; sie betrügen Dich täglich, entsetzlich! Und nun durchbohre mich! O, stoße zu, und befreye mich von dieser fürchterlichen Qual!

Er sprach mit Tönen der Wuth. Der Graf von Wohburg hörte ihm in ohnmächtiger Zernichtung zu! Das Schwert entsank seiner Hand. Aber ein furchtbarer Frost füllte dann seine Züge. Ich sollte Dich morden! rief er, denn Du hast mich hinterlistig gemordet. Aber Gott soll Dich richten, nicht ich schwacher Mensch! — Wir sind gerüstet zum Kampfe auf Leben und Tod. Mag ein Gottesurtheil über Dich entscheiden. Hier, auf der Stelle! Eines Kampfrichters bedürfen wir nicht! Die gerechte Sache möge Richter seyn! Lege Deine Lanze ein, Ritter von Volmestein, und wehre Dich, wie es einem Ritter geziemt, der um sein Leben ficht!

Er faßte seine Lanze, legte sie ein, ritt einige Schritte zurück, und stürmte dann mit furchtbarer Wuth auf den Gegner ein. Ruhig, wie einer höheren Macht willenlos gehorchend, sah dieser ihn auf sich einrennen, nur mechanisch ohne zu wissen, was er that, aus langer, alter Gewohnheit, nahm er seine Lanze in den Arm und sandte ihre Spitze in horizontale Richtung. Und dieß war das Verderben des Markgrafen. Denn blind sprengte dieser voran, und während seine Lanze auf dem Harnisch des Ritters zerschallte, drang dessen still vorgehaltene Lanze durch das Visir seines Helmes, zerbrach dieses und fuhr gerade neben dem linken Auge ihm tief in die Stirn hinein. Mit einem Schrei glitt er vom Pferde, und stürzte zu Boden, und rauschendes Blut strömte aus der tiefen, klaffenden Wunde. Noch ein paarmal zuckte er in dem Grase

und röchelte, dann lag er still, ohne Bewegung und ohne Laut.

Der Ritter von Volmestein wußte kaum, was geschehen war. Es war, als wenn das lebendige Gefühl seines Verbrechens gegen den edlen Freund, seiner unauslöschlichen Schande, ihn gefühllos gegen jeden anderen Eindruck gemacht hätte. Er verdiente nicht mehr zu leben, er wollte, er mußte sterben; alles andere war ihm gleichgültig. Nur als er den Grafen mit zerbrochenen Helme, blutend und ohne Zeichen des Lebens an der Erde liegen sah, wurde für einen Augenblick ein anderes Gefühl in ihm rege; er sprang von seinem Rosse und warf sich über den Unglücklichen. Aber keine Spur des Lebens war in diesem mehr zu entdecken; das Auge war geschlossen, die Hände krampfhaft, wie im Todeskampfe, zusammengeklemmt, die Lippen bewegten sich nicht, kein Athem erwärmte sie; nur die tiefe Wunde an der Stirn schien zu leben, wie sie das schwarze, strömende Blut ausspie. Da faßte ein furchtbarer, nicht zu ertragender Schmerz, eine, sein ganzes Wesen, alle Kräfte seines Geistes und seines Gemüthes tödtende Verzweiflung den Ritter von Volmestein. Todt! sprach er dumpf in sich hinein. Er ist todt! Dann schüttelte er sich, wie vor schrecklichem Froste, stieg langsam auf sein Pferd, und ritt bewußtlos von dem blutigen Platze. Als er aber in die Nähe des Klosters Herdecke kam, kam Bewußtseyn des Geschehenen in seine Seele; er wollte umkehren zu dem verlassenen Freunde, und ihn ins Leben zurückrufen, oder mit ihm sterben. Aber da trat der Anblick der blutigen Leiche vor sein inneres Auge, und trieb ihn weiter, wie Einen von den Schrecken

der Hölle Gejagten. Wüthend spornte er sein Pferd, sprengte vor die Herberge, sprach die wenigen Worte mit den Knappen, und sprengte dann wieder davon, gejagt von den schrecklichsten Qualen, immer weiter, tiefer in das Gebirge hinein. Man sah und hörte nichts wieder von ihm. —

Der Markgraf von Vohburg genoß in dem Kloster zu Herdecke, unter den Händen kundiger und sorgsamer Jungfrauen, die beste Pflege; aber seine Heilung ging nur langsam von Statten. Gleich am folgenden Tage kam seine Gemahlin von der Burg Volmestein, wohin die Schreckensnachricht der tödtlichen Verwundung des Grafen schnell gedrungen war. Als seine Gemahlin konnte sie nicht abgewiesen werden; allein der Verwundete machte bey ihrem Anblicke die heftigsten, Widerwillen andeutenden, Bewegungen, und winkte seinen Pflegerinnen so lange zu, daß man sie entfernen solle, bis sie ging. Als sie das Gemach verlassen hatte, strengte er alle seine Kräfte an, um die Nonnen zu bitten, sie möchten die Verhaßte nicht mehr zu ihm lassen. Die Gräfin machte zwar noch einige Versuche, zu ihm zu kommen; als sie aber alle fehlschlugen, verließ sie, vielleicht des Vorgefallenen ahnend, mit ihrem Pagen sowohl Herdecke als Westphalen und kehrte in ihre Heimath nach Italien zurück, vorgebend, ihre Eltern besuchen zu wollen.

Nach Verlauf eines Vierteljahrs war der Markgraf so weit wieder hergestellt, daß er ohne Gefahr die Rückreise in sein Vaterland antreten konnte. Er schied mit überreichen Geschenken von seinen Retterinnen; aber stumm, wie er während der ganzen Dauer seiner Genesung stumm gewesen war. Nur die noth-

wendigsten Worte waren über seine Lippen gekommen, und nur mit Widerwillen hatte er sie gesprochen, wie er nur mit Widerwillen zuhörte, wenn man zu ihm sprach. Es war, als wenn der Ton der menschlichen Stimme etwas Entsetzliches für ihn habe, wie der Anblick von Menschen, und wie sein eigenes Daseyn ihm lästig war Immer still brütend, ohne Ausdruck und ohne Bewegung in seinem blassen Gesichte, saß er vor sich hin. Diese äußere Leblosigkeit, und die schwarze Binde die er über dem Einen verlorenen Auge trug, gab seinem Anblicke etwas tief Schaudererregendes; man konnte die vom Gram gebeugte Gestalt nicht ohne Mitleid, das starre Gesicht aber zugleich nicht ohne inneres Grausen anblicken.

Sein erster Schritt, als er auf seinem Schlosse zu Eger wieder ankam, war, von seiner verworfenen Gattin sich scheiden zu lassen; dieß geschah leicht, da ihm kein Preis zu hoch war. Dann verschloß er sich still, uud ohne alle Theilnahme an der Aussenwelt, in dem Innern seiner Burg, und nur selten sah Jemand seine verwelkende Gestalt. Der Verrath der Liebe und der Freundschaft zehrte an ihm.

Das Fieber des Edelknappen Julius wurde heftiger, bedenklicher, als die Nachrichten der traurigen Ereignisse zur Burg Volmestein gelangten; doch seine Jugendkraft rettete ihn: aber auch er blieb traurend und kummervoll, und glich einer verwelkenden Blume. Eines Tages aber war er plötzlich verschwunden. Am Tage darauf erschien an der Pforte des Klosters zu Herdecke eine fremde, von tiefem Grame daniedergebeugte Jungfrau. Sie bat um Einlaß, und um die Barmherzigkeit, ihr Leben in den stillen Mauern be-

ſchließen zu dürfen. Beydes wurde ihr gewährt; doch nach Jahresfriſt hatte der Gram ihr Herz getödtet. —

Es war an einem warmen Sommerabende des Jahrs 1136, als ein einzelner Menſch langſam den Berg erſtieg, auf deſſen Spitze, von der Abendſonne vergoldet, das Kloſter Siegburg lag. Es war eine hohe, ſchlanke Geſtalt, aber die Mattigkeit der Bewegungen und der Haltung verrieth, daß alle Muskelſpannung und Nervenkraft von ihr gewichen war. In dem regelmäßigen, aber erdfahlen Geſichte herrſchte neben tiefer Trauer eine Art wilder Verſtörtheit. Er blieb oft ſtehen, und ſah dann mit finſteren Blicken der ſcheidenden Sonne nach. Nur Einmal hob ein ſchwerer Seufzer ſeinen Buſen, und leiſe, aber mit ſehnſüchtiger Stimme ſprach er: O, wer doch untergehen könnte, wie Du! Aber für immer, um nie wieder zu erwachen! — Und kann ich es denn nicht! rief er auf einmal lauter, und ſein Blick wurde wieder finſter, wild. Bin ich dann nicht Herr meines Lebens? — Aber raſch wandte er ſich um nach der Kloſterſeite, und floh dahin, wie von Entſetzen getrieben, während ſeine Lippen murmelten: Mörder! Wieder ein Mord? —

Als er das Kloſter erreicht hatte, ſtand er eine Zeitlang ſchweigend, und wie unſchlüſſig, an der Pforte, und beſah das ſchöne, weitläufige Gebäude; dann trat er raſch vor, und läutete die Glocke. Ein Mönch erſchien, und fragte ihn, wer er ſey, und was er wolle?

Ich muß mit dem Abte ſprechen! antwortete er; ſeinen Namen nannte er nicht.

Der Mönch ließ ihn schweigend ein, und führte ihn durch lange, dunkle Gänge zu der Zelle des Abtes.

Wer seyd Ihr? fragte ihn dieser, ein hoher, ehrwürdiger Greis.

Ein Unglücklicher! erwiderte der Unbekannte, der Reue fühlt über sein vergangenes Leben, und der um Aufnahme in diese Mauer bittet, um unter dem Beystande und den Gebeten frommer Männer Buße thun, und den Segen des Himmels wieder erflehen zu können!

Das Auge des Greises verweilte lange auf der gebeugten, aber dennoch edlen Gestalt. Und Euer Name? fragte er.

Ich habe ihn vergessen! antwortete der Unbekannte. Meine Lippen können ihn nicht mehr aussprechen! Möge auch die Welt ihn vergessen! Möge kein Mund ihn mehr nennen!

Der Abt sah ihn schärfer an. Junger Mann! sprach er strenge, Ihr seyd ein Verbrecher!

Ja! erwiederte jener; aber ein Reuiger!

Eine Weile bedachte sich der Abt. Ein Sünder, der Buße thut, sagte er dann, ist dem Himmel willkommen! Seyd es auch uns schwachen Menschen. Augustinus sey Euer Name fortan unter uns. Auch dieser heilige Kirchenvater war in seiner Jugend ein großer Sünder und Ketzer, und seine fromme Mutter weinte sich fast blind um ihn. Aber ein heiliger Bischof sagte zu ihr: Es ist unmöglich, daß ein Sohn so vieler Zähren verderbe! Und der Sünder und Ketzer ging in sich und that Buße, und wurde das glänzendste Licht des Glaubens und der Kirche. — Gehe auch Du

in Dich, mein Sohn, und wandle fromm und gottesfürchtig unter uns!

Der Bruder Auguſtinus lebte fromm und gottesfürchtig in dem Kloſter zu Siegburg; er war der Unverdroſſenſte bey der Arbeit, auch bey der ſchwerſten, niedrigſten; er war der Erſte, der zum Gebet kam, er war der Letzte, der den Tempel verließ. Aber kein Laut kam über ſeine Lippen. Niemand im Kloſter kannte ihn, aber auch Niemand wagte, ihn über ſeine Herkunft zu fragen; mit ſtiller Ehrfurcht begegneten dem leidenden Büßer Alle, die Layenbrüder wie die Mönche. Nach Verlauf eines Jahrs legte er die Novizenkleidung ab, und wurde zum Prieſter eingeweihet, und Mönch. Aber er war nur noch demüthiger als vorher, und eben ſo ſtill und fromm. Zu der Ehrfurcht, die man ihm bezeigte, kam nach und nach Liebe, denn ſo ſtill er war, ſo freundlich und dienſtfertig war er gegen Jedermann.

Vier Jahre war er im Kloſter geweſen, täglich mehr geliebt und geachtet; da kam der Biſchof von Regensburg, der fromme Cuno, nach Siegburg, um ſeinen Freund, den Abt, zu beſuchen. Er ſah den ſtillen, frommen Pater Auguſtin, und liebte ihn, wie die Uebrigen, und liebte ihn ſo, daß er ſich bald nicht mehr von ihm trennen konnte, und ihn bat, mit ihm zu gehen nach Regensburg, um dort ſein Freund und erſter Geiſtlicher zu werden.

Aber der fromme Mönch ſchlug es aus. Laſſet mich hier, hochwürdiger Herr! bat er, hier, wo meine Seele den Frieden gefunden hat.

Doch der Biſchof bat dringender, und als auch der Abt ſich mit ſeinen Bitten vereinigte, mußte er nachgeben.

Auch in Regensburg blieb der Pater Auguſtin der fromme, demüthige Mönch. Doch fühlte er ſich hier nicht glücklich; das Geräuſch und der Glanz des biſchöflichen Hofes ſagten ſeinem einfachen Weſen nicht zu, und ſchon nach einem halben Jahre bat er ſeinen Freund und Herrn, ihn ziehen zu laſſen, tief in die Einſamkeit, um als Einſiedler ſein Leben beſchließen zu dürfen. Der Biſchof erkannte, daß Stille und Abgeſchiedenheit ſeinem Freunde Noth thäten und obgleich ungern, gab er ihm die erbetene Erlaubniß.

Da verließ der fromme Pater Auguſtinus in ſeinem grauen Habite und in bloßen Füßen und nur mit einem leinenen Sacke, worin er ſchwarzes Brod trug, den biſchöflichen Palaſt und die ſtolze Stadt Regensburg, und ging in den Wald hinein, ganz allein, immer tiefer und tiefer, über Dornen und über Diſteln, daß ihm die Füße bluteten und ihn ſehr ſchmerzten, drey lange Tage lang. Am dritten Tage aber kam er des Abends an einen großen Fluß, der der Egerfluß war; in dieſen ergoß ſich ein klares, freundliches Bächlein; und dem Bächlein hinauf folgte der Pater, bis wo er an eine dichte, düſtere Stelle des Waldes kam. Hier blieb er, und bauete ſich aus Zweigen eine Einſiedeley, und wohnte darin, und lebte einfach vom klaren Waſſer des Bächleins, und von den Wurzeln und Beeren des Waldes, und diente ſeinem Herrn und betete zu ihm vom frühen Morgen bis in die ſpäte Mitternacht. —

Und als er nun ſo wohl zwey Jahre lang in Einſamkeit, Entſagung ſtillem Gebete hingebracht hatte, da kam eines Tages ein Ritter, der nur von einem einzigen Knappen gefolgt war, langſam durch den

Wald geritten. Der Ritter erblickte die Einsiedelei, und ritt verwundert darauf zu, und betrachtete sie lange, und die stille Gegend, in der sie gebauet war. Ein wehmüthiges Sehnen schien seinen Busen zu heben, eine sanfte Freude sein bleiches, kummervolles Gesicht zu erheitern. Er stieg vom seinem Rosse, und ging näher zu der kleinen Wohnung. Da sah er den Mönch darin, der auf beyden Knieen vor einem Cruzifix lag, und still betete. Der Ritter betrachtete ihn und wankte plötzlich, und erbebte heftig; sein Gesicht wurde von einem argen, wilden Zuge entstellt. Aber nur einen Augenblick lang; dann wurde es wieder ruhig nnd heiter; und langsam schritt er in das Innere der Hütte auf den Mönch zu.

Gervin von Volmestein! sprach er zu diesem, und legte sanft seine Hand ihm auf die Schulter. Du hast ein höheres Leben gefunden, ein schöneres. Laß es uns theilen!

Entsetzt sprang der Mönch auf und flog zurück und starrte den Ritter an, der ihn liebevoll mit seinem Einen Auge ansah, während das andere ewige Nacht bedeckte. Um des Himmelswillen! rief er, wer seyd Ihr? Was begehrt Ihr von mir?

Und Du kennst mich nicht mehr? fragte der Ritter sanft. Du kennst Deinen Freund Diepolt nicht mehr?

Da erkannte der Einsiedler, was die bekannte Stimme ihn schon hatte ahnen lassen. Aber auch er wankte und erbebte heftig. Doch auch nur einen Augenblick lang. Dann nahete er sich dem Markgrafen und sprach demüthig: Der Himmel hat mir vergeben, denn

es wohnt Friede in meinem Herzen! O edler Herr, vergebt auch Ihr mir!

Da warf sich der Ritter, laut weinend, an seine Brust und breitete beide Arme um ihn und drückte ihn fest an sich, und rief schluchzend: O mein Freund, mein Freund!

Und jetzt drückte ihn auch der Mönch an seine Brust, und sprach mit einer stillen, aber hohen Freude: Der Herr ist gnädig, der Herr ist unendlich barmherzig!

Lange hielten die beyde Freunde sich stumm umarmt; dann erzählten sie sich ihre Schicksale.

Der Markgraf aber ritt nicht wieder zurück. Das Leben in seinem Schlosse war ihm eine entsetzliche Qual gewesen; hier an dieser Stelle, an der Seite des frommen Mönches war ihm zum ersten Male wieder wohl geworden, und nie wollte er von hier scheiden. Er übergab seine Regierung und seine Länder seinem Bruder, und behielt sich nur den Wald aus, in dem die Einsiedelei lag.

Still und fromm und gottesfürchtig lebten hier die beiden edlen Freunde. Nach Jahresfrist besuchte sie der Bischof von Regensburg, zu dem die Kunde ihrer Vereinigung gedrungen war. Sie baten ihn um die Erlaubniß, an der Stelle der Einsiedeley ein Kloster bauen zu dürfen. Gern gab er ihnen diese, und nach kurzer Zeit erhob sich in dem dichten Walde das Kloster Waldsassen, in dem die beyden ritterlichen Freunde als fromme, demüthige Mönche ihr Leben beschlossen.

Kleinere Sagen.

I.

Die Gebeine des heiligen Ludgerus.

Als der heilige Bischof Ludgerus von Münster am 26. März des Jahrs 809. im Dorfe Billerbeck verstorben war, wurden seine Gebeine nach der Stadt Münster gebracht, und dort begraben. Allein sein Leib konnte hier nicht verwesen, und jeden Morgen stand die Todtenlade oben auf dem Grabe, und eine Stimme rief aus diesem: hier wolle er nicht begraben seyn! Da grub man den Leichnam aus der Erde, legte ihn wieder in den Sarg und stellte ihn auf einen Wagen. Vor den Wagen spannte man zwei Ochsen, und ließ diese hingehen, wohin sie wollten. Und die Thiere setzten sich in Bewegung, und zogen den Leib des heiligen Mannes bis vor die Kirchthüre zu Werden; hier blieben sie stehen, und keine Gewalt konnte sie weiter treiben. Da erkannte man, daß der Heilige hier, wo er das Kloster erbauet hatte und dessen erster

Abt gewesen war, wolle begraben seyn. Und man gab auf der Stelle, wo die Ochsen stille standen, seine Gebeine der Erde, und sie lagen nun ruhig, und liegen noch da.

(Vgl. Engels Reise von Kettwig nach Werden, S. 35.)

II.

Stiftung des Klosters Herdecke.

Viele behaupten zwar, der Name Herdecke komme von der altdeutschen Göttin Hertha her, und bedeute soviel als Herth-Ecke, d. h. Herthas-Eiche, Eiche, wo der Hertha geopfert worden. Allein wenn auch jene Göttin in dieser Gegend vorzüglich verehrt seyn mag, so ist doch die Entstehung des Namens Herdecke anders, und von der Stiftung des Klosters unzertrennlich, wie folgende Erzählung zeigen wird:

Vor vielen hundert Jahren lebte in Italien eine junge, schöne und reiche Prinzessin, Namens Fredaruna, eine Nichte des großen Kayfers Karolus. Diese liebte einen vornehmen und tapferen Ritter, und wurde von ihm wiedergeliebt; allein der Ritter starb im Kampfe gegen die Sarazenen. Da wurde der unglücklichen Prinzessin ihr Vaterland und die Welt verhaßt, und sie beschloß gen Norden zu ziehen, und ein Kloster zu bauen, in dem sie ihr Leben still und abgeschieden beschließen könne. Zu dem Ende verkaufte sie alle ihre Güter und ihre Besitzungen, und ladete das Geld auf

Maulthiere, und zog nun fort aus ihrer Heimath, immer tiefer dem kalten Norden zu. Weil sie aber viel von den deutschen Eichen gehört hatte, und wie es so still und heimlich darunter sey, so entschied sie, dort ihr Kloster zu bauen, wo die Maulthiere zuerst und von selbst sich unter eine Eiche lagern würden. Lange zog sie umher, und die Thiere lagerten sich nicht. Endlich aber in einer anmuthigen Gegend an der Ruhr legten sie sich unter einer großen, herrlichen Eiche nieder. Da rief die Prinzessin voller Freuden: Hier de Eke! d. h.: hier ist die Eiche! und sie bauete allda ein prächtiges Kloster für Jungfrauen, das nach ihrem Ausrufe Herdecke genannt wurde, und in dem sie lange, als erste Abtissin, ein frommes, gottseliges Leben führte.

(Mündlich.)

III.

Das Kruzifix zu Stromberg.

Auf der Spitze des Stromberges in Westphalen nicht weit von der jetzt verfallenen Burg, auf der einst die mächtigen Burggrafen von Stromberg hauseten, steht eine schöne Kirche, in der ein hölzernes Kruzifix ist, das fromme Leute jetzt mit Silber haben beschlagen lassen. Dieses Kruzifix wurde dort, wo die Kirche jetzt steht, vor ungefähr tausend Jahren in der Erde gefunden. Man brachte es in die Kirche, die in dem am Fuße des Berges liegenden Dörfchen Stromberg

erbaut war, und ſtellte es dort auf den Altar. Allein am anderen Morgen war es von da verſchwunden, und an der Stelle, wo man es geſtern entdeckt, fand man es wieder. Man wollte es wieder in die Kirche zurückbringen; aber jetzt war es auf einmal ſo ſchwer, daß man es nicht aufheben, viel weniger von der Stelle bringen konnte. Da ſpannte man zwey Ochſen daran, doch auch dieſe konnten es nicht fortziehen; erſt als man ſechs Ochſen mit Ketten daran ſpannte, konnten dieſe es zu der Kirche unten im Dorfe zurückziehen. Aber am folgenden Morgen war es wiederum aus der Kirche verſchwunden, und wieder auf ſeinem alten Platze oben auf dem Berge, und keine Macht der Erde war jetzt im Stande, es von da fortzubringen. Da ſagte ein alter, frommer Einſiedler, der herbeygekommen war, dieß ſey ein Zeichen von Gott, daß das Kruzifix nicht von hier fort, ſondern hier eine Kapelle haben müſſe. Und er ſelbſt ſammelte Gaben bey Reichen und Armen, bey Vornehmen und Geringen, und bauete nach Jahresfriſt eine ſchöne Kirche auf dem Platze. Die Kirche ſteht noch, und das Kruzifix iſt ſehr wunderthätig, weshalb jedes Jahr Prozeſſionen zu ihm wallfahrten. Aber von der Stelle kann man es noch nicht bringen.

(Nach alten Legendenbüchern.)

IV.

Die Gotteslästerer in Körbecke.

Im Jahre 1013. geschah ein entsetzliches, bisher unerhört gewesenes Wunder. In der Christnacht dieses Jahrs, begab es sich nemlich in der Stadt Körbecke in Westphalen, wo der heilige Magnus den Märtyrertod gestorben ist, daß in dem Augenblicke, als der Priester in der Kirche dieses Heiligen die Messe eifrig zu lesen anfing, achtzehn Personen, anstatt dem Gottesdienste beyzuwohnen, vor der Kirche auf dem Kirchhofe einen Tanzreigen aufführten, und dabey so laut sangen, und schrieen, daß sie den Priester vor dem Altare in seiner Andacht störten. Dieser, mit Namen Rothbertus, ging daher zu ihnen hinaus, und ermahnete sie, von ihrem Teufelswerke abzustehen, und ruhig zu seyn und in die Kirche zu kommen. Allein sie verachteten seine Reden, und verhöhnten und verspotteten ihn. Da rief er ihnen verwünschend zu: Möget Ihr durch die Macht Gottes, und durch die Verdienste des heiligen Magnus ein ganzes Jahr lang also tanzend und singend zubringen müssen!

Sie verachteten auch diese Worte, und fuhren in ihrem Jubel fort; allein der Fluch des Priesters hatte sich augenblicklich erfüllt. Denn als sie bald nachher aufhören wollten, konnte Keiner von seiner Stelle, und Alle mußten tanzen und singen ohne Unterlaß, die ganze Nacht hindurch und auch den Tag und auch den

folgenden, und so alle Tage. Und alles, was sie sah, jammerte laut und entsetzte sich über diese Strafe des Himmels. Andere Leute, die unschuldig waren, versuchten, sie von der Stelle zu ziehen, allein es gelang nicht. Einem Mädchen von achtzehn Jahren, die auch unter den Tanzenden war, und die ihr Bruder zu stark zerrte, riß er den Arm aus, und sie mußte forttanzen ohne den Arm.

Als sechs Monate vergangen waren, waren sie schon bis an die Kniee in die Erde versunken, und als das ganze Jahr um war, bis an die Schultern. Da wurden sie durch den heiligen Mann Herbertus, Bischof von Cöln erlöset. Dieser kam nemlich um Weihnachten nach Körbecke, verrichtete sein Gebet über die Unglücklichen, befreyete sie dadurch aus ihrer entsetzlichen Lage, und führte sie dann an den Altar des heiligen Magnus, um sie ganz mit Gott zu versöhnen. Hier fielen sie Alle in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nicht wieder erwachten.

(Bernh. Wittius, Historia Westph. p. 239 — 240.)

V.

Graf Eberhard von Altena.

Nachdem der Graf Eberhard von Altena in dem Kriege, welcher Anno 1162 zwischen dem Herzoge Heinrich von Limburg und seinen Bundesgenossen an einer, und dem Herzoge Gottfried zu Braband an der anderen Seite geführt, dem Ersteren also tapfer gedient,

daß Heinrich den Sieg erfochten, so geschah es, daß Eberhard in seinem Gemüthe wegen so vielen vergossenen Blutes sehr unruhig wurde. Wie er nun bey diesen Umständen einen Ekel an aller weltlichen Gesellschaft hatte, und sich daher vornahm, heimlich davon zu gehen, und im Elende seine Sünden zu büßen, so steckte er sich in schlechte Kleidung, und wanderte, ohne Jemandem etwas zu sagen, erstlich nach Rom, ferner nach St. Jakob zu Compostell; endlich kam er nach Marimunda, einem Kloster in Frankreich, und wurde daselbst ein Laybruder, da ihm dann auf einem, diesem Kloster zuständigen Meyerhofe, der Witthof genannt, die Schweine zu hüten aufgegeben wurde.

Als er nun in dieser seiner Bedienung sehr fleißig, und in langer Zeit Niemand erfahren können, wo Eberhard geblieben war, so geschah es ferner, daß zwey von seines Bruders, des Grafen Adolph von Altena, Bedienete mit ihren Knechten, welchen Allen Eberhard wohl bekannt war, nach Frankreich reiseten. Da sie nun nicht weit von besagtem Kloster in die Irre geriethen, schickten sie Einen von den Knechten nach dem Kloster, sich des rechten Weges zu erkundigen. Dieser, als er eines Sauhirten gewahr wurde, und von ihm den rechten Weg zu erlernen suchte, erkannte an einem Hiebe, welchen Eberhand in einer Schlacht empfangen hatte, daß er Adolfs, Grafen von Altena, Bruder sey. Kaum hatte er solches bey seiner Rückkehr seinen Herren entdeckt, so eilten diese mit großer Begierde nach dem Orte, und fanden die Erzählung des Dieners wahr. Zwar wollte sich Eberhand anfänglich nicht kund geben; doch ließ er auf ihr inständiges Anhalten sich endlich bewegen, zu erzählen, wie er zu

dieſem Stande gekommen wäre. Darauf umarmten ihn die Edelleute mit vielen Thränen, gingen auch gleich zum Verwalter des Hofes, und zeigten ihm an, was er für einen Sauhirten hätte. Als nun dieſer die Sache gleich an den Abt berichtete, und ſelbiger über die große Demuth des Eberhard ſich nicht genug verwundern konnte, nahm er ihn ins Kloſter und machte ihn zu einem Mönche.

Sobald dieſe Sache dem Grafen Adolph vorgebracht wurde, reiſete ſelbiger zwar hin, ſeinen Bruder auf andere Gedanken zu bringen; da er aber die einmal angefangene Lebensart nicht ändern wollte, hielte er bey dem Abte an, daß dem Eberhard möchte erlaubt ſeyn, mit ihm zu reiſen, um ſeine Freunde zu beſuchen. Da ihm nun dieſes bewilliget wurde, und Eberhard in Deutſchland kam, beredete er nicht nur ſeinen Bruder Adolph, das Schloß Aldenburg im Jahre 1133 zu einem Kloſter zu machen, ſondern er verlangte auch von ſeinem Vetter, dem Landgrafen in Thüringen, Zogonn, durch Vorſprache ſeiner Gemahlin, der Geſela, und ſeiner Söhne Heinrichs und Günthers, den Berg des heiligen Gregorii mit ſeinem Zubehör; und als er auf dieſem zur Ehre des heiligen Gregorii eine Abtey geſtiftet hatte, ſo wurde er, durch Vorſprache ſeiner Freunde, vom Biſchofe von Maynz zum erſten Abte derſelben eingeweihet.

(Von Steinen Weſtph. Geſch. Th. 1. S. 97 — 100.)

VI.

Otto Schutz.

Im Jahre 1326 nahm Landgraf Heinrich von Heſſen zur Ehe Fräulein Eliſabeth, Markgrafen Friederich zu Meiſſen, des Freudigen, Tochter; mit derſelben zeugete er zwei Söhne und eine Tochter. Dem älteren Sohne Heinrich beſchied er das Land nach ihm zu beſitzen, den Anderen, Otto, ſchickte er nach Paris, da ſollte er ſtudiren, und darnach geiſtlich werden. — Nun hatte dieſer junge Herr Landgraf Otto zur Geiſtlichkeit keine Luſt, kaufte ſich deswegen zwei gute Roſſe, einen guten Harniſch und eine ſtarke Armbruſt, ritt alſo ohne Wiſſen ſeines Herrn Vaters an den Hof des Herzogs zu Cleve, und nannte ſich Otto Schutz; begehrte daſelbſt Dienſt, und weil er eine feine, ſtarke, gerade Perſon war, nahm ihn der Herzog auf. Er hielt ſich ſo redlich und wohl, daß ihn der Herzog vor Andern vorzog, und ihm, ſo wie Einem von Adel, vier Pferde hielt, und Jedermann war ihm günſtig; es verſchickte ihn auch der Herzog in vielen Sachen, die er ſonſt nicht Jedermann anvertrauete.

Dieſes beſtand alſo ſieben Jahre, bis daß endlich ein heſſiſcher Edelmann, Heinrich von Homberg genannt, eine Wallfahrt nach Aachen gelobet hatte, welcher in ſeiner Jugend auch an dem Hof des Herzogs zu Cleve geweſen, und auf dieſer Fahrt ſeinen alten Herrn einmal beſuchen wollte. Als er nun zu Cleve

einritt, sah er Otto den Schutz, erkannte denselben, und trat ihm mit Neigen, und sonst, als seinem Erbherrn gebührlicher Reverenz entgegen. Dieses sah der Herzog aus einem Fenster, und wunderte sich, warum Homberg sich gegen Otto Schutz also ehrerbietig erzeigte, fragte deswegen ihn in geheim, ob ihm Otto Schutz bekannt wäre, und wie es um ihn eine Gelegenheit hätte. Homberg stellte sich auf Otto's Begehren, der ihm verboten, solche Reverenz hinfort des Orts nicht zu erzeigen, als wüßte er nichts mehr von Otto'n, denn daß er von guter Abkunft und ein ehrlicher Gesell wäre; womit aber der Herzog nicht zufrieden seyn wollte, da er sich wohl dünken ließ, daß etwas mehr dahinter stecken müßte. Er hielt deswegen bey Hombergen an, bis er ihm alle Gelegenheit berichtete, wer er wäre, und daß er nicht mehr als Einen Bruder gehabt, welcher ohne Erben gestorben, und der Vater, sehr alt, nicht anders wüßte, denn sein anderer Sohn Otto wäre auch längst todt, da er in vielen Jahren nichts von ihm vernommen, noch erfahren konnte; hätte ihn zum Studium nach Paris geschickt, dazu Otto keine Lust gehabt, darüber aber hinweggekommen und verloren worden. Derowegen der alte Landgraf Heinrich, sein Vater, bedacht, das Land Hessen seiner Tochter Mann, dem Herzoge zu Braunschweig zu vermachen, darüber das Land in großer Trauer stände, da sie alle ein Mißfallen und Abscheu gegen den Braunschweiger hätten, ständen also alles Erbe auf Otto Schutz, und lobte den daneben.

Als der Herzog solches gehört, da gab er dem Otto seine Tochter zum Ehegemahle, welche sich beyde schon lange geliebt hatten. Und der edle Landgraf zu

Hessen vernahm es mit großer Freude, daß er seinen Sohn Otto wieder habe, und daß derselbe so wohl geheyrathet; welcher denen auch bald hernach, im Jahre 1352 mit seiner Braut in Marburg angekommen, und hernach auf Spangenberg Haus gehalten, da er endlich im Jahre 1361 an Gift verstorben.

(v. Steinen a. a. O. S. 267 — 269.)

VII.

Das Monument am Dome zu Münster.

An der Nordseite des Domes zu Münster, da wo der Vikarien Kirchhof ist, sieht man auf der Zinne des Tempels ein sonderbares Monument stehen. Auf einer dünnen Säule nemlich sitzt ein Affe, welcher Nüsse knackt; er scheint die Zuschauer durch Possen zu belustigen, indem er mit einer Pfote etwas herunter wirft, wahrscheinlich leere Schalen. Am Säulenfuße sieht man auf der einen Seite ein Schaf, auf der der andern eine Sau, die sehr eifrig aus einem Troge frißt. Sicher bekannt ist der Entstehungsgrund dieses Monuments nicht. Das Volk sagt aber, der Baumeister habe es, als er mit den Domherrn wegen seines Lohnes uneins geworden, um dieselbigen zu ärgern, angebracht, und es zugleich durch folgende Verse gedeutet:

Schafskleider tragen wir,
Ein Schweineleben führen wir,
Affenspiele treiben wir.

(Vgl Westph. Anzeiger v. 1808. Nr. 45.

VIII.

Das Dorf Eine.

Nicht weit von der Stadt Warendorf im Münsterlande liegt ein Dorf, Eine geheißen. Als man dieses vor langem erbauen wollte, schickten die Leute vorher einen Abgesandten an den Bischof von Münster, mit der Frage, wie das Dorf heißen solle. Der Bischof aber fragte: wie viele Wohnungen das Dorf denn schon hätte? Die Abgesandten antworteten: Eine! Da sprach jener: Dann soll es auch Eine heißen!

(Mündlich.)

IX.

Der Bullerborn.

In dem Fürstenthum Paderborn ist ein kleiner Fluß, die Becke, oder der Bullerborn geheißen, des Letztern von dem Geräusche seines Wassers. Vor Zeiten hat derselbe, eben wie das Meer, seine Ebbe und Fluth gehalten, und so oft er mit seinem Wasser nach der Ebbe wieder im Ausfluß gewesen, hat die Gipfel der umstehenden Bäume ein Wind mit vielem Geräusche bewegt, worauf denn das Wasser ausgestoßen worden. Als im Dezember des Jahrs 1630 die Hes-

sen sich des Stiftes Meister machten, ist dieser Bullerborn gänzlich vertrocknet; als sie es aber im Jahre 1638 wieder räumen mußten, ist er wieder gekommen; jedoch hält er nach solcher Zeit keine Ebbe und keine Fluth mehr, sondern fließt beständig.

(v. Steinen Westph. Gesch.)

X.

Das verwünschte Schloß.

Zwischen den Oertern Schwerte und Wandhofen, unweit der Rhur, hat da, wo jetzt die Wandhofer Heide ist, vor Zeiten ein großes, prächtiges Schloß gestanden, von dessen früherer Geschichte aber nichts mehr bekannt ist. Nur das weiß man noch, daß dessen letzter Besitzer ein Pracht und Ueppigkeit sehr liebender Herr gewesen ist, der, seinen Begierden und Wollüsten ganz fröhnen zu können, einen Packt mit dem Bösen errichtete. Nachdem dieser eine lange Zeit ihm gedienet, sind einstens Beyde uneins geworden, worauf der Teufel den Ritter hat holen wollen. Weil aber dessen Zeit noch nicht um gewesen, hat der Teufel in dem Augenblicke, als er das Schloß unsichtbar gemacht, um es mit sammt seinen Bewohnern in die Hölle zu stoßen, seine Macht darüber verloren, und es nicht bis in die Hölle bringen können. Vielmehr ist es auf seiner alten Stelle geblieben, und nur nicht wieder sichtbar geworden. Alle hundert Jahre aber kommt es in der Vollmondsnacht zum Vorscheine. Zu-

letzt hat es ein angesehener Mann von Westhofen gesehen. Diesen führte vor mehreren Jahren, als er von Schwerte nach Westhofen zurückkehren wollte, sein Weg über die Wandhofer Heide, auf welcher er gegen zwölf Uhr Nachts ankam, als gerade der Mond voll wurde. Auf einmal verschwand der Weg, auf dem er ging, und er sah sich in eine fremde Gegend versetzt, die er noch nie geschauet hatte. Vor sich erblickte er ein großes, schönes, hellerleuchtetes Schloß, aus dem ihm lauter Jubel und die schönste Musik entgegenschallte. Er blieb verwundert eine Zeitlang stehen; als ihm aber die Geschichte des verwünschten Schlosses einfiel, eilte er erschrocken von dannen. Doch den Weg konnte er nicht wieder finden, und wohl zwey Stunden lang lief er voll Angst in der Irre umher, bis er zuletzt von Fernen dreschen hörte. Darauf ging er zu, und erreichte glücklich das Dorf Wandhofen. Am anderen Morgen ging er mit vielen Leuten auf die Heide zurück; aber sie fanden nichts; nur an Einer Stelle, die etwas hügelicht war, kam ihnen starker Schwefelgeruch entgegen.

(Mündlich.)

XI.

Die ungetaufte Glocke.

Vor langen Jahren wurde zu Warendorf auf dem Thurme der alten Kirche eine neue Glocke aufgehangen. Die Glocke hatte man aber nicht getauft. Als

man nun mit derselben zu läuten anfing, da kam mit einem furchtbaren Heulen und Geschrey der Teufel durch die Luft geflogen, holte die Glocke von dem Thurme, und warf sie eine halbe Stunde von der Stadt in die Ems, in einen tiefen Kolk, der der grundlose Kolk heißt. In diesem liegt sie noch; der Kolk ist aber so tief, daß noch kein Mensch bis auf den Grund hat fühlen können. Daß aber die Glocke noch darin ist, kann man an den vier hohen Festtagen hören; denn wenn dann des Abends in der Stadt mit allen Glocken geläutet wird, und man wirft einen Pfenning in den Kolk, so fängt auch die ungetaufte Glocke tief unten an zu läuten.

(Mündlich.)

XII.

Das Erdmännchen von Hardenstein.

Zur Zeit Kaisers Wenzeslaus lebte auf seiner jetzt verfallenen Burg Hardenstein an der Ruhr der Ritter Neveling von Hardenberg; zu diesem gesellte sich einstens ein Erdmännchen, welches sich König Goldemar nannte, und lebte lange Zeit vertraulich mit ihm auf der Burg. Der Goldemar redete mit ihm und anderen Menschen, er spielte sehr lieblich auf der Harfe, imgleichen mit Würfeln, setzte dabei Geld auf, trank Wein, und schlief oft bei Neveling in Einem Bette.

Als nun Viele, sowohl Geist- als Weltliche ihn besuchten, redete er zwar mit allen, aber also, daß es besonders den Geistlichen nicht immer wohlgefiel, indem er durch Entdeckung ihrer heimlichen Sünden dieselben oft schamroth machte. Neveling, welchen er seinen Schwager zu nennen pflegte, warnete er oft vor seinen Feinden, und zeigte ihm, wie er deren Nachstellungen entgehen könnte. Auch lehrete er ihn, sich mit diesen Worten zu kreuzigen, und zu sagen: Unerschaffen ist der Vater, unerschaffen ist der Sohn, unerschaffen ist der heilige Geist!

So pflegt er zu sagen: Die Christen gründeten ihre Religion auf Worte, die Juden auf köstliche Steine, die Heiden auf Kräuter. — Seine Hände, welche mager, und, wie ein Frosch und Maus, kalt und weich im Angriff waren, ließ er zwar fühlen; keiner aber konnte ihn sehen.

Nachdem er nun drey Jahre bey Neveling ausgehalten hatte, ist er, ohne Jemand zu beleidigen, weggezogen. Es hatte aber Neveling eine schöne Schwester, um welcher willen Viele argwohneten, daß sich dieses Erdmännchen bey ihm aufgehalten habe. —

Eine andere Sage erzählet diese Wundergeschichte folgendermaßen:

Auf dem Hause Hardenstein hat sich vor Zeiten ein Erdmännchen aufgehalten, welches sich König Vollmar genennet, und diejenige Kammer bewohnet hat, welche von jenen Zeiten an bis auf den heutigen Tag die Vollmars Kammer heißet. Dieser Vollmar mußte jederzeit einen Platz am Tische, und einen für sein Pferd im Stalle haben; der denn jederzeit die Speisen, wie auch Haser und Heu verzehret wurden, vom

Menschen und Pferde aber sahe man nichts als den Schatten.

Nun trug es sich zu, daß auf diesem Hause ein Küchenjunge war, welcher begierig diesen Vollmar, wenigstens seine Fußstapfen zu sehen, hin und wieder Erbsen und Asche sträuete, um ihn solcher Gestalt fallend zu machen. Allein es wurde sein Vorwitz sehr übel bezahlet; denn auf einen gewissen Morgen, als dieser Knabe das Feuer anzündete, kam Vollmar, brach ihm den Hals und hieb ihn in Stücken, da er die Brust an einen Spieß steckte und briet, etliches röstete, das Haupt aber nebst den Beinen kochte.

Als der Koch bey seinem Eintritt in die Küche dieses erblickte, wurde er sehr erschrocken, und wollte sich fast nicht in die Küche wagen. Sobald die Gerichte fertig, wurden solche auf Vollmars Kammer getragen, da man dann hörte, daß sie unter Freudengeschrey und einer schönen Musik verzehret wurden. Und nach dieser Zeit hat man den König Vollmar nicht mehr verspüret. Ueber seiner Kammerthür aber war geschrieben, daß das Haus künftig so unglücklich seyn solle, als es bisher glücklich gewesen; auch daß die Güter versplittert und nicht eher wieder zusammen kommen sollten, bis daß drei Hardenberge vom Hardenstein am Leben seyn würden. Der Spieß und Rost sind lange zum Gedächtnisse verwahrt, aber 1651, als die Lothringer in diesen Gegenden hauseten, weggeplündert worden; der Topf aber, der auf der Küche eingemauert, ist noch vorhanden.

(v. Steinen IV. S. 777 — 779.)

XIII.

Die Springwurzel.

In der Nähe der Stadt Lübbecke bey Minden befindet sich in der Gebirgskette, die weiterhin die Porta Westphalica bildet, ein hoher, spitziger Berg, die Babilonie genannt. Oben auf der Spitze desselben hat im grauen Alterthume eine feste Burg gestanden, von welcher man jetzt nur noch einzelne Steine und Mauerstücke und die Spuren eines weitläufigen dreyfachen Walles findet. Die Burg hat dem tapferen Sachsenherzoge Wittekind gehöret, der sich gegen die Verfolgungen der Franken darauf geflüchtet hat. Er wurde hart von diesen bedrängt, und konnte ihnen zuletzt nicht mehr widerstehen, weshalb er die Burg Preis gab. Als nun die Franken die Burg nahmen, waren der Herzog mit seinem Weibe und seinen Kindern plötzlich verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gekommen. Nur Eine von seinen Töchtern war nicht mit fort, sondern in einem großen Keller unter der Burg geblieben, in welchem eine ungeheure Menge Schätze waren. Die Burg aber wurde von den Franken zerstört, und dabey die Prinzessin in dem Keller verschüttet. Dort muß sie nun sitzen und die Schätze bewachen. Wenn aber der Mond gerade um Mitternacht voll wird, dann darf sie heraus gehen, und wenn sie dann Jemanden findet, der mit ihr in den Keller gehet und die Springwurzel nimmt, die dort liegt, so

wird dieſer alle Schätze bekommen und die Prinzeſſin erlöſet werden.

Vor langer Zeit war einmal ein Schäfer, der an dieſem Berge ſeine Schafe hütete. Derſelbe war des Abends eingeſchlafen und hatte ſich verſpätet. Als er erwachte, ſtand der Mond hoch am Himmel, und er ſah ein wunderſchönes, von Gold und Edelſteinen glänzendes Fräulein vor ſich ſtehen; die winkte ihm freundlich, er ſolle ihr folgen. Der Schäfer that es, und ſie führte ihn oben auf den Berg. Da ſah er eine Mauer, die that ſich auf, als das Fräulein ſie berührte, und beyde ſchritten durch dieſelbe in den Berg. Sie kamen in einen großen, weiten Saal, darinnen nichts war, als Silber, Gold und Edelſteine, aber auf einem Tiſche ganz allein lag eine Wurzel, das war die Springwurzel. Das Fräulein ſprach zu dem Schäfer, er ſolle ſich nehmen, ſo viel als er tragen könne, allein er ſolle das Beſte nicht vergeſſen, ſonſten er nimmer würde glücklich werden. Der Schäfer aber ſteckte alle ſeine Taſchen voll von Gold und Juwelen, auch die Schäfertaſche, und nahm auch beyde Hände voll; doch die Wurzel ließ er liegen. Da rief ihm das Fräulein noch einmal zu: Vergiß das Beſte nicht, ſonſt wirſt Du auch des Andern nicht froh! — Was ſie aber meinte, das durfte ſie nicht ſagen. Allein der Schäfer achtete ihrer Worte nicht, und ging, und hinter ihm ſchlug mit furchtbarem Geprаſſel die Mauer zu. Seines Reichthums wurde er jedoch nicht froh, denn der ſchnöde Geiz war in ſein Herz gefahren, und er ſtarb vor Hunger.

(Mündlich. Vgl. auch Grimms deutſche Sagen und und die folgende Sage.)

XIV.

Der Schatz bei Schwerte.

Auf dem Weidenhofe bey Schwerte liegt schon seit undenklichen Zeiten ein reicher Schatz vergraben, von dem man aber nichts anderes weiß, als daß eine verwünschte Jungfrau ihn bewachen muß. Als im dreißigjährigen Kriege viele Soldaten in der Stadt lagen, gingen einst zwey von diesen des Abends nach einem Wirthshause, welches da stand, wo jetzt die Schwerter Mühle liegt. Gegen Mitternacht kehrten sie nach ihrem Quartiere zurück. Ihr Weg führte sie über den Weidenhof. Als sie auf diesem ankamen, sahen sie hier plötzlich eine weiße Jungfrau vor sich stehen, worüber sie sehr erschracken und davon laufen wollten. Aber die Jungfrau rief Einen von ihnen beym Namen; da faßte sich dieser ein Herz und fragte sie: Was wandelst Du hier? Worauf sie antwortete: Ich bewache hier einen Schatz! mit dem Hinzufügen, daß der Soldat den Schatz haben solle, wenn er sie erlösen werde; er solle morgen Nacht in derselben Stunde wiederkommen, aber allein. Darauf verschwand sie. Aber der Soldat, fürchtete sich und kam in der folgenden Nacht nicht wieder.

Nicht lange nachher wurde ein Schwerter Bürger auf gleiche Weise von der Jungfrau angeredet. Dieser versprach wiederzukommen, und hielt sein Wort. Die Jungfrau war schon da. Sie sagte zu ihm: Fang' da

an zu hacken! Er aber entgegnete ihr: Hacke Du selbst! — Sie that dieß, und hackte in der Erde ein glänzendes Schloß los, an dem eine Kellerthüre befindlich war, die sich von selbst öffnete. Der Bürger ging hinein und sah nichts als Gold und Silber. Er packte alle seine Taschen voll. Die Jungfrau aber rief ihm zu: Vergiß das Beste nicht! — Er meinte, er solle blos das Gold nehmen und das Silber liegen lassen, und er griff daher blos nach dem Golde, und trat dann wieder heraus, und die Kellerthüre schlug hinter ihm zu. Da sprach seufzend die Jungfrau: Hättest Du auch den Schlüssel mitgenommen, so wäre ich erlöset, und Du der reichste Mann auf Erden! — Mit diesen Worten verschwand sie. Schloß und Kellerthüre hat man nie wiedergesehen; die Jungfrau aber geht noch oft um Mitternacht herum, und seufzt und weinet.

(Mündlich.)

XV.

Der Schatz in Wiedenbrück.

In der Stadt Wiedenbrück an der langen Straße, nicht weit von dem Langenbrückerthore, steht ein kleines Haus, hinter welchem sich ein großer Garten befindet. In diesem Garten hat früher ein Schloß gestanden, das aber zerstöret ist, in welchem vorzeiten ein alter Geizhals gewohnt hat, der Witwen und Waisen betrogen, und viel Geld zusammengescharret, und damit es ihm nicht gestohlen werde, in der Erde

vergraben hat. Das Geld liegt noch da, und zur Strafe muß der Geizige es bewachen. Alle sieben Jahre beym Vollmonde kommt es zum Vorscheine, dann öffnet sich die Erde und das Geld glänzt im Mondscheine, darüber aber sieht man eine blaue Flamme. Wie man diesen Schatz heben kann, hat man noch nicht entdecken können.

In dem Hause, zu dem dieser Garten gehört, wohnte einmal eine Magd, die sich oft verschlief und daher von ihrer Frau ausgeschimpft wurde. Einstmals erwachte dieselbe, und wie sie sah, daß es schon ganz hell war, glaubte sie, sich wieder verschlafen zu haben. Sie kleidete sich deshalb schnell an und ging in die Küche, um das Feuer anzumachen. Wie sie aber während dessen durch das Küchenfenster in den Garten sah, gewahrte sie darin ein kleines Feuer, weshalb sie Stahl und Feuerstein bey Seite legte, eine Schüppe nahm und damit in den Garten auf das Feuer zuging, um sich lebendige Kohlen zu holen. Sie steckte die Schüppe in das Feuer und zog eine Menge Kohlen hervor, mit diesen ging sie in die Küche zurück. Als sie dieselben aber auf den Heerd legte, gingen sie aus, weshalb sie noch einmal in den Garten ging, und sich welche holte. Doch auch diese gingen aus, als sie sie wieder auf den Heerd legte, weshalb sie zum drittenmale in den Garten ging. Als sie aber jetzt an das Feuer kam, ging eine furchtbare Stimme daraus hervor, die rief: Kommst Du noch einmal, so drehe ich Dir den Hals um! Da ließ sie vor Schrecken die Schüppe fallen, und eilte in das Haus zurück. In dem Augenblicke schlug die Uhr Eins. Am anderen Morgen aber lagen auf dem Feuerheerde lauter schöne blanke Dukaten.

(Mündlich.)

XVI.

Der Knüppelhund.

In vielen Orten an der Ruhr und auch in manchen anderen Gegenden Westphalens läßt sich des Nachts ein großer Hund sehen, den man wegen eines großen Knüppels, den er am Hals trägt, den Knüppelrüen (Knüppelhund) nennet. Der Hund thut jedoch Niemanden etwas zu Leide, so lange man ihn in Ruhe läßt. Auch in der Stadt Schwerte ist ein solcher, der von des Abends zehn Uhr bis zur Morgendämmerung durch alle Straßen läuft. Einst waren in der Mähestrecke mehrere Leute in einem Hause des Nachts am Dreschen, als sie draußen vor der Thüre etwas rascheln hörten, als wenn der Knüppelhund langsam vorbey käme. Einer von den Dreschern, der sich darauf verließ, daß die untere Scheunenthüre verschlossen war, rief durch das Schlüsselloch: Knüppelhund, wo willst Du hin? — Aber da wurde das Thier wüthig, und sträubte seine Haare empor und machte sich größer, und wuchs so schnell in die Höhe, daß es beinahe in demselbigen Augenblicke seine Vorderfüße oben auf die Scheunenthüre legte. Und als nun Alle voll Angst davon liefen, und auf eine Kammer oben im Hause flüchteten, da ward das Thier noch größer und legte auch seine Füße in das Kammerfenster hinein und schauete mit glühenden Augen durch die Scheiben. Als

es aber die Angst der Leute sah, that es Niemandem etwas, sondern ging nach einer Weile ruhig wieder weiter.

(Mündlich.)

XVII.

Der Teufel als Oheim.

Ein Bote, der zwischen Schwerte und Hamm ging, gab einst, vor ungefähr dreyhundert Jahren, all sein Geld einem Wirthe in Verwahr. Dieser aber nahm es weg, legte dem Boten an Zinnenzeug so viel in den Sack, als das Geld gewogen hatte, und klagte ihn noch dazu des Diebstahls an seinem Zinne an. Der Bote wurde darauf zum Tode verurtheilt. Als er nun am Tage vor der Hinrichtung in seinem Gefängnisse saß, klopfte der Böse an, und versprach, ihn zu befreyen, wenn er sich ihm verschreiben wolle; aber der Bote wollte lieber unschuldig sterben, als das thun. Da sprach der Teufel: Ich sehe, daß Du ein ehrlicher Gesell bist, und ich will Dich befreyen, auch ohne daß Du Dich mir zu eigen geben sollst; bekomme ich doch den Anderen! Er sagte ihm, wie er ihm helfen wolle, und belehrte ihn, was er zu thun habe.

Am anderen Tage wurde der Bote zum Galgen geführt; er stand schon mitten auf der Leiter, da drehete er sich um, und sah von weitem einen Reuter in einem scharlachrothen Mantel ankommen. Mein Onkel kommt da! sagte der Bote, wie ihm vorgeschrieben war, las-

ſet mich ein paar Worte mit ihm ſprechen! Dieß wurde ihm erlaubt, und er ſprach leiſe mit dem rothen Reuter, welcher nicht ſein Onkel, ſondern der Teufel war. Auf einmal rief dieſer laut: Mein Vetter iſt unſchuldig, und der Wirth hat meinen Vetter beſtohlen! Der Wirth aber ſchrie: Das ſind Lügen, der Bote hat mich beſtohlen! Da trat der Satan vor ihn, fragend: Soll Dich der Teufel holen, wenn Du lügſt? Und als er keck: Ja! antwortete, nahm ihn der Rothmantel flugs beim Kragen und führte ihn mit ſich davon durch die Lüfte. Da erkannten Alle, daß der Bote unſchuldig war, und er wurde freygeſprochen; auch erhielt er ſein Geld wieder, welches man noch im Hauſe des Wirthes fand!

(Mündlich. Vgl. auch Grimas deutſche Sagen.)

XVIII.

Die weiße Jungfrau.

Jede Nacht, ſo wie die Glocke eilf Uhr geſchlagen hat, ſieht man in dem Dorfe Elſey in der Grafſchaft Limburg eine ſchneeweiß gekleidete Jungfrau. Dieſelbe kommt oben von der Rheerheide, da wo der Galgen ſteht, geht dann durch das Henkhäuſer Feld bis in das Dorf Elſey, wo ſie hinter der Kirche her auf den Stiftsplatz geht, bis an den auf dieſem befindlichen Brunnen. Ueber dieſen Brunnen bückt ſie ſich lange und blickt hinein; dann läßt ſie auf einmal einen Eimer hinunter, tief in den Brunnen und in das Waſ-

ser; wenn sie denselben aber nach oben gezogen hat, so sieht sie geschwind in denselben, bald aber gießt sie ihn aus, und läßt ihn von neuem hinunter und zieht ihn wieder herauf. Dieses wiederholt sie dreymal, bis die Glocke auf dem nahen Kirchthurme Mitternacht schlägt; dann geht sie seufzend und händeringend von dem Brunnen weg, wieder hinter der Kirche her, durch das Heekhäuser Feld, bis sie auf der Rheer Heide neben dem Galgen wieder verschwindet. Man erzählt sich, diese Jungfrau sey vor vielen Jahren ein vornehmes Stiftsfräulein in Elsey gewesen. Diese hatte ein Kind bekommen, und dasselbe umgebracht und in den Stiftsbrunnen geworfen; und weil sie so vornehm und reich gewesen, hatte Niemand ihr etwas darum thun mögen. Als sie nun aber zum Sterben gekommen, da hat der Teufel ihren Leib geholt, und denselben unter dem Galgen oben auf der Rheer Heide verscharret; und ihre Seele kann nicht eher Erlösung finden, als bis sie den Leib ihres todten Kindes wieder hat. Darum muß sie alle Nächte aus ihrem Grabe aufstehen und zu dem Brunnen wandern, und dort den Leichnam suchen.

(Mündlich.)

Abergläubiſche Gebräuche.

I.

Gebräuche bei Leichen.

In vielen Orten an der Ruhr und an der Lenne, beſonders unter den Bauern, hat man den Gebrauch, wenn Jemand im Hauſe ſtirbt, ſofort alles Lebendige im Hauſe und auf dem Hofe aufzuwecken, ſogar das Vieh in den Ställen; weil der Glaube herrſcht, was nicht geweckt werde, müſſe in einen Todtenſchlaf fallen.

Auch muß man ſich ja hüten, dem Todten etwas mit in den Sarg zu geben, woran der Schweiß eines Lebenden klebt, z. B. ein Tuch, oder auch nur ein Stückchen Leinewand; indem ſonſt der Todte zuerſt den Schweiß und zuletzt alles Blut und alle Kräfte des Lebenden in ſich zieht und aufzehrt, und dieſer ihm alsbald in das Grab nachfolgen muß.

II.

Das Todtenanſagen.

An der Lenne, unweit der Chauſſee zwiſchen Hagen und Iſerlohn liegt ein kleines Dörfchen, Namens Genna. In dieſem herrſcht ſeit uralten Zeiten folgender merkwürdige Gebrauch: Sobald Jemand im Hauſe

ſtirbt, und ihm die Augen zugedrückt ſind, muß der Beſitzer des Hauſes unverzüglich zu ſeinem nächſten Nachbarn gehen, und es dieſem anſagen: Der und der in ſeinem Hauſe ſey ſo eben geſtorben. Dieſer nächſte Nachbar muß eben ſo eilends wieder zu ſeinem nächſten Nachbarn gehen und ihm daſſelbe anſagen; und dieſer wieder zu dem ſeinigen, und ſo weiter bis es an den letzten Mann im Dorfe kommt. Dieſer Letzte alsdann muß zu dem nächſten Eichbaume gehen, der bey ſeinem Hauſe ſteht, und es dieſem mit lauter Stimme anſagen. Thut er das nicht, ſo hat er gewiß bald eine Leiche im Hauſe.

III.

Das Hexenbeſchwören.

Wie in ganz Deutſchland, ſo gibt es auch beſonders in Weſtphalen viele boshafte Hexen, die ſich damit abgeben, ihren Nachbaren Kühe, Pferde, Butter u. d. g. zu behexen. Selten gelingt es, eine ſolche Hexe auszumitteln. In dem Dörfchen Lethmate unweit Iſerlohn hat man aber, wenn eine Kuh, ein Schwein oder ein anderes Thier ſtirbt, oder wenn die Milch verdirbt, oder die Butter nicht geräth, oder ſonſt ein Unglück geſchieht, folgenden einfachen Gebrauch, um zu erforſchen, ob und welche Hexe hieran Schuld ſey:

Es treten ihrer zwey, der Beſchädigte und noch Einer, in einem verſchloſſenen Stübchen zuſammen, und nehmen einen Schlüſſel, der ein geerbter ſeyn muß, und der im Blatte ein Kreuz hat; den Schlüſ-

sel legen sie in eine Bibel, die auch eine geerbte seyn muß, und zwar so, daß das Kreuz auf die Worte im ersten Capitel Johannis: Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort! — zu liegen kommt, der Ring des Schlüssels, aber aus dem Buche hervorsteht. Nun binden sie das Buch fest zu mit einem Bindfaden, und hängen es mit dem Ende des Bindfadens oben an der Decke des Zimmers auf; diesemnächst faßt ein Jeder von den Zweyen unter den Ring des Schlüssels und halten diesen lose, und der, so den Schaden gelitten hat, frägt: Ist eine Hexe bey meiner Kuh gewesen, daß sie gestorben ist? — Hierauf muß der Andere: nein! antworten. Der Beschädigte aber sagt dann: ja, und so sprechen sie lange Zeit, der Eine ja, der Andere nein. Ist nun die Kuh wirklich behext worden, so drehet sich zuletzt wunderbarer Weise die Bibel im Kreise herum. Sodann thun sie die fernere Frage: Hat die und die meine Kuh behext? — und verfahren wie vorhin, bis sich das Buch wiederum drehet. Wenn aber keine Hexerey vorgefallen ist, oder nach der unrechten Hexe gefragt wird, so drehet sich das Buch nicht um, sondern bleibt unbeweglich hängen.

IV.

Der St. Einhardsbrunnen.

Bey der Stadt Altena, nicht weit von dem Orte, der die Kluse heißt, ist mitten am Berge ein Brunnen, der St. Einhardsbrunnen, zu welchem jetzt an

jedem Ostermontage Haufen von Menschen spaziren gehen, der aber in früheren Zeiten, bis Altena evangelisch wurde, darum sehr berühmt war, weil er die Gabe hatte, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen. Dieses geschah nemlich folgendermaßen:

Die Frau mußte zuerst beten:

„Lieber Herr Sankt Peter, schließet auf strenge,
Die Himmelspforte, redlich ich ginge,
Hinauf zum Boven und zum Sankt Einhard."

Dann mußte sie eine Messe lesen lassen, und dabey sagen;

„O Herr Gott, durch den lieben Sankt Einhard,
Hilf mir, wie Du hast erhört
Der alten, verwelkten Sarah Gebet,
Und das der heiligen Mutter Elisabeth.
So hilf auch mir unfruchtbarem Weibe,
Daß ich möge schwanger werden im Leibe.
Hiezu hilf mir nun und alle Zeit,
Daß ich aller meiner Sünden werde queit."

Hierauf mußte die Frau in Beiseyn des Priesters aus dem Brunnen einen guten Trunk thun, und der Priester dabey sagen:

„Proficiat, das gesegne Euch St. Einhard offenbar,
Das Ihr seyd fruchtbar gegen's Jahr!"

Demnächst opferte die Frau ihre Gabe, und sprach:

„Nehmet hin, diese Gabe, lieber Herr
Sankt Einhard, und helft mir, daß es wahr werd."

Endlich beschloß der Priester die Handlung mit der Danksagung:

„Deo gratias, Gott habe Dank',
Sankt Einhard gebenedeye Euch diesen Gang
Zweifelt gar nicht daran,
Sondern reget Euch zu einem baldigen Kram."

Westphälische
Sagen und Geschichten

von

H. Stahl.

Zweiter Theil.

Elias Grail,

eine geschichtliche Sage.

Unter den fränkischen Königen, die am Ende des siebenten Jahrhunderts regierten, lebten zwey Verwandte edlen Ursprungs, von denen der Eine Theodorich, der Andere Daltho hieß. Beyde zeichneten sich durch Muth, Tapferkeit und Treue aus, und leisteten ihren Königen die wichtigsten Dienste. Um diese zu belohnen, ernannte König Dagobert II. von Austrasien und Neustrien den Einen von ihnen, Daltho, zum Grafen von Thurgau in Helvetien und zum Advokaten des Bisthums Basel; den Anderen Theodorich aber machte er zum Grafen von Theisterbant und Cleve.

Die Grafschaft Cleve, die späterhin unter dem Kayser Sigismund zu einem Herzogthum erhoben wurde, besteht, wenigstens dem Namen nach, noch jetzt, und Jedermann kennt sie, ihre Lage und ihre Grenzen. Die Grafschaft Theisterbant aber ist ihrem Namen nach verschwunden. Sie bestand aus den Inseln Thiel und Bommel, dem Gebiete von Workum, Altena, Wanden, Heusdum, Arkel, Kulenburg und Büren, und dem ganzen Landstriche zwischen den Flüssen Lach und Linge bis an die alte Maas.

Der Graf Theodorich herrſchte mit Milde und Weisheit über dieſe beyden Grafſchaften; er zog ſich, bereits bejahrt geworden, von dem wilden Kriegerhandwerke zurück, und lebte nachdem ſeine Gattin längſt verſtorben war, mit ſeiner einzigen Tochter, Namens Beatrix, ſtill und zufrieden auf ſeiner Burg zu Cleve, deren Mauern damals noch von den Wellen des Rheins beſpült wurden. Doch, wenn gleich ein ſtilles und zufriedenes, ein langes Leben friſtete ihm das Geſchick nicht mehr. Er ſtarb nach wenigen Jahren der Ruhe, betrauert von ſeinen Unterthanen, auf das ſchmerzlichſte beweint von ſeiner Tochter, die jetzt, nachdem auch der Vater geſtorben war, getrennt von ihren entfernt wohnenden Verwandten, verlaſſen und allein daſtand, in einem kalten, wilden Leben, ohne Freund und ohne Beſchützer.

In damaliger Zeit war Carl Martell, der Großvater Carls des Großen, unumſchränkter Beherrſcher der fränkiſchen Monarchie, als Herzog von Neuſtrien und Major Domus Auſtraſiens; dieſer ernannte zum Nachfolger Theodorichs in den Grafſchaften Theiſterbant und Cleve ſeinen Freund und Waffengefährten Elias Grail oder Gralius. Woher dieſer Elias Grail ſtammte und welchen Geſchlechts er war, wußte zwar Niemand, aber bekannt war es, daß Carl Martell nur ihm ſein Leben und ſeine Macht zu verdanken habe, und von ihm auf wunderbare Weiſe beſchützt und errettet ſey.

Als nemlich im Jahre 714 Pipin von Herſtall, Major Domus des fränkiſchen Reichs, geſtorben war, wurde ihm, unter dem roi fairneant Chilperich dem II., zuerſt ſein unmündiger Sohn Theudobald, bald nach-

her aber von einer Gegenpartey der Herzog Raginfred zum Nachfolger erwählt, obgleich er schon während seiner Lebzeit angeordnet hatte, daß kein Anderer, als sein Sohn Carl Martell ihm in seiner Macht und in seinen Würden nachfolgen solle. Diesen Carl Martell hatte Pipin, obgleich seine rechte Gemahlin Plectrudis zu Cöln noch lebte, mit seinem Kebsweibe Alpais gezeugt, mit der er sich bis ans Ende seines Lebens auf einem Schlosse in Frankreich *) aufhielt; er hatte ihn zu seinem Nachfolger ausersehen, weil er mit richtigem Blicke den künftigen Helden und Regenten in ihm sah. Allein Plectrudis, die ihrem Sohne Theudobald die Regierung verwahren wollte, hatte sich früh Carl Martells zu bemächtigen gewußt, und hielt ihn jetzt, nachdem Pipin gestorben war, und sie Theudobald als seinen Nachfolger hatte anerkennen lassen, in Cöln gefangen.

Wer ein Auge auf die nachherigen Thaten Carl Martells wirft, in denen der kühnste Heldengeist in klarer Entwickelung steht, der wird leicht die Wuth ermessen, mit der er ein Geschick tragen mußte, das ihn zu der schmachvollsten Unthätigkeit verdammte, während Fremde sich um eine Krone stritten, die nur ihm zugehörte. Denn schon damals war der Major Domus der eigentliche König, und Carls Sohn, Pipin der Kurze, gab später der Sache nur eine, nach damaligen Begriffen, legale Form dadurch, daß er sich vom Päpstlichen Stuhle die Königswürde, als ihm zustehend, zusprechen und sich damit zum Könige salben ließ.

*) Teschenmacher p. 97. sagt: in arce Jopilia.

Vergebens sann der Gefangene auf Mittel, sich zu befreyen; seine feindselige Stiefmutter hatte ihre Maßregeln zu gut getroffen, weder List noch Gewalt konnte ihn retten. Mochte er toben, wüthen, verzweifeln, nichts half.

Da erschien — erzählt die Sage — in einer Nacht an seinem Lager ein Jüngling, der war fremd, aber schön und glänzend anzusehen. Dieser nahm seine Hand und gebot ihm, aufzustehen und ihm zu folgen, indem er ihn befreyen wolle. Der gefangene Herzog sah ihn voll Verwunderung an, aber er trauete ihm, erhob sich und folgte ihm; und wie sich nun wunderbarer Weise vor dem Jünglinge die Thore öffneten und die Zugbrücken niederließen, so schritten sie sonder Gefahr und sonder Anstand aus dem Gefängnisse und aus der Burg, und kamen an das Ufer des Rheins. Hier war ein Nachen angelegt, neben dem ein schneeweißer Schwan Wache hielt. Das Thier erhob sich, als sie sich naheten, und rauschte hoch auf mit seinen Flügeln, seinem Herrn entgegen. Der fremde Jüngling ließ seinen Befreyeten in den Nachen steigen, und stieg dann selbst hinein, und der Schwan zog jetzt an einer güldenen Kette den Nachen weiter, den Strom hinauf.

Sie kamen zu Carls Freunden und Anhängern, die sie mit lauter Freude empfingen. Schnell wurde Carl Martell zum Major Domus ausgerufen, schnell schlossen alle Tapferen, alle Freunde seines verstorbenen Vaters sich an ihn an, und wenige Monate reichten hin, seine beiden Feinde zu unterwerfen; namentlich wurde Ragirfred in der Schlacht bey Cambray besiegt. Carl setzte sich jetzt in den Würden seines Vaters fest,

und zog dann nach Cöln, wo er auch dessen Schätze in Besitz nahm.

Sein Befreyer war in dieser ganzen Zeit nicht von seiner Seite gewichen, mit Muth und Ausdauer hatte er alle Beschwerden des Krieges getragen, und in den Gefechten hatte man ihn nur da gesehen, wo der Kampf am heftigsten, die Feinde am dichtesten waren. Carl wollte ihn für seine Dienste und für seine Tapferkeit belohnen; aber plötzlich und auf eine unbegreifliche Weise war er aus Cöln und aus Frankreich verschwunden, ohne daß man seine Spur wiederfinden konnte. Man wußte weiter nichts von ihm, als daß er Elias Gralius oder Grail heiße, woher er stamme, hatte Niemand erfahren können.

Carl Martells unruhiger, kühner Geist litt ihn nicht lange in Unthätigkeit. Zuerst, nachdem er im Innern seines großen Reichs seine Macht befestigt, und diesem einen Schattenkönig gegeben hatte, bekriegte er die Sachsen, dann die Alemannier und Bojer. Alle diese Völker besiegte er, und unterwarf sie, wenn gleich die Unterwerfung der Sachsen nicht von Dauer war und völlig erst seinem großen Enkel gelingen sollte. Als er demnächst aber auch gegen die Friesen zu Felde zog schien sein bisheriges Glück ihm nicht mehr beyzustehen zu wollen. Dieses Volk, das von seiner ersten Bekanntwerdung an bis auf den heutigen Tag in der Geschichte nur Einen Namen führen kann, den des Tapferen, das trotz allen Wanderungen der übrigen Völker seine alten Wohnsitze an der Nordseeküste zwischen der Schelde und Weser beibehalten hatte, empfing unter seinem Fürsten Radbodus auch Carl Martelle mit einer unerwartet muthigen und standhaften Gegen

wehr, so daß der Held seinen ganzen Feldzug fast vereitelt, und sich auf dem Punkte sah, zu einem schmachvollen Rückzuge seine Zuflucht zu nehmen. In dieser Noth erschien während eines hitzigen, hartnäckigen Gefechtes plötzlich ein junger Ritter in seinen Reihen, in einer glänzenden, goldenen Rüstung, mit einem Schilde, auf dem ein schneeweißer Schwan prangte. Elias Grail! rief Carl Martell voller Freude, als er ihn sah, als wenn in dem Jünglinge ihm sein Schutzgeist erschienen sey. Elias Grail focht mit einem Muthe und mit einer Kühnheit, wie die Franken sie noch nie gesehen, und die Friesen noch nie erfahren hatten. Muth verbreitete er unter den Seinigen, Tod und Schrecken unter den Feinden. Die Friesen wankten, flohen, zerstreueten sich, und nach wenigen Tagen erschien Radbodus demüthig und unterwarf sich mit seinem ganzen Volke.

Diesesmal entschwand Elias Grail nicht wieder; er blieb bey Carl, dessen Freund er wurde und mit dem er nach Frankreich zurückkehrte. Um diese Zeit war es, als der Graf Theodorich von Cleve starb, und mit der lebhaftesten Freude ergriff Carl die Gelegenheit, seinem Freunde und zweimaligem Retter seine Dankbarkeit zu bezeigen; er ernannte ihn zum Grafen von Cleve und Thristerbant.

Das Volk von Cleve war zahlreich am Ufer des Rheins in der Nähe der gräflichen Burg zu Cleve versammelt, um seinen neuen Herrn in Empfang zu nehmen. Man erzählte sich, während man ihn erwartete, von seinen Thaten und seinem Muthe, und erschöpfte sich zugleich in Vermuthungen darüber, woher er, der so unvermuthet und räthselhaft erschienen war,

wohl ſtammen möge. Einige hielten ihn für einen Sprößling des alten, edlen römiſchen Geſchlechts der Anlier; Andere ſagten, er ſtamme von einer berühmten Trojaniſchen Familie ab; noch Andere glaubten, er ſey ein edler Fürſt Griechenlands, der an der Ermordung des Kayſers Juſtinian des II. Antheil gehabt, und daher ſein Vaterland habe verlaſſen müſſen; die Meiſten aber behaupteten, man könne ſeinen Urſprung und ſeinen Stamm mit Gewißheit nicht angeben, indem er aus dem irdiſchen Paradiſe herſtamme, und zum Heil der Chriſtenheit in dieſe Gegend gekommen ſey.

Während ſo die Bewohner Cleves, ſeiner harrten, und ſich von ihm unterhielten, ſaß die einzige, verlaſſene Tochter des Grafen Theodorich einſam in ihrem Gemache auf der Burg zu Cleve, und ſah ebenfalls den Rheinſtrom hinab, aber mit ganz anderen, nemlich mit ſehr peinlichen ſchmerzhaften Gefühlen. Der heutige Tage war der Schlüſſel zu einer dunklen Zukunft, der ſie jetzt entgegenſchritt. Nur zwey Wege blieben ihr offen: entweder ſich der Gnade des neuen Herrn des Landes zu unterwerfen, oder ihre Tage zwiſchen dumpfen Kloſtermauern zu beſchließen. Sie kämpfte lange, aber der Entſchluß für das Kloſterleben ſiegte; wie konnte die Tochter Theodorichs da abhängig und vergeſſen leben, wo man bisher nur ihre Winke als Befehle gekannt hatte!

Wie ſie nun ſo ſaß und in Betrachtungen über ihr Schickſal verlohren, auf den Fluß zu ihren Füßen hinunterblickte, wurde auf einmal die laute Menge ſtumm, alles Geſpräch ſtockte, und alle Geſichter wandten ſich nach Einem Gegenſtande, den Strom hinauf. Auch die Gräfin Beatrix ſah dahin und ihr Auge blieb ge-

fesselt durch den wunderbaren Anblick, der sich ihr darbot.

Langsam und feyerlich kam eine Reihe von Schiffen den Rhein herunter geschwommen, angefüllt von Rittern und Knappen, die glänzende Rüstungen und stolze hoch in der Luft wehende Fahnen trugen. An ihrer Spitze aber schwamm ein einzelner kleiner Nachen; der wurde gezogen von einem großen, schönen, schneeweißen Schwane, an einer glänzenden goldenen Kette, und in demselben stand nur Ein Ritter, von sehr hoher schlanker Gestalt, in goldener Rüstung, das Visir seines Helmes aufgeschlagen, so daß man in ein Gesicht sah, in dem Frische und Milde und Anmuth der Jugend mit der Kraft und Vollendung des Mannesalters und mit einer mehr als irdischen Hoheit auf das wundersamste gepaart war. Es war Elias Grail, der neue Herrscher.

Unbeweglich hafteten alle Augen an der herrlichen Erscheinung; auch Beatrix konnte die ihrigen nicht davon abwenden, und sie fühlte ihr Herz von einer bald schneidenden und bald wieder erhebenden Wehmuth durchzogen, als der junge Held jetzt an das Land stieg, seinen Schwan selbst von der goldenen Kette löste, und nun mit einem lauten, lang wiederhallenden Freudengeschrey von seinen neuen Unterthanen empfangen wurde. Im Triumpfe wurde er in die Burg geführt. Beatrixens Herz klopfte höher, als sie ihn die Stiegen heraufkommen hörte; sie gerieth in unbeschreibliche Verwirrung, wenn sie bedachte, daß die Ritterfrauen jetzt bald sie abholen würden, um sie in ihre Mitte zu nehmen, und sich dem neuen Herrscher vorzustellen. Wirklich geschah dieß bald. Aber alle Angst und Verlegen-

heit war aus ihrem Innern gewichen, als sie ihm jetzt gegenüber stand, und in sein klares, mildes Auge sah. Der Jüngling sah sie lange und freundlich an; ihre schöne Gestalt, ihr frommer, jungfräulicher Blick schien einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen; er bat sie mit Aufrichtigkeit, fast dringend, in der Burg zu bleiben, und auch fortan deren Gebieterin zu seyn, wie sie es bisher gewesen. So wie er alle Herzen gewann, so gewann er auch das ihrige. Beatrix blieb, von Einem Tage zum Anderen ihren Entschluß, das Klosterleben anzutreten, aufschiebend.

Elias Gralius feyerte unterdeß den Antritt seines Regiments mit Festen und kriegerischen Spielen, bey dem er selbst stets der Gewandteste, Geschickteste und Kühnste war. Wunderbar aber war es, wie sein Schwan, dessen Gefieder die größte Reinheit an Weiße übertraf, nie von seiner Seite wich. Immer sah man das schöne Thier neben ihm, mit seinem Halse sich an seine Kniee schmiegen, mit seinen Augen treu und klug und innig zu ihm hinaufblicken, als wenn es um einen freundlicher Blick, um eine Liebkosung bitten wolle. Und vor Freude leuchteten seine Augen, und schüttelte es sein zartes Gefieder, wenn sein Herr wirklich freundlich zu ihm herunter sah, oder seinen Kopf oder seinen Hals streichelte. Viel sprach man über dieß Verhältniß des Grafen zu dem schönen Schwane, der nicht bey Tage und nicht bey Nacht von ihm wich; aber ergründen konnte man es nicht, und es blieb bey leeren Vermuthungen.

Da begab es sich, daß der Graf Elias Grail plötzlich bekannt machte, Beatrix, die schöne Tochter Theodorichs, sey seine Braut, und nächstens werde er sie,

nach den Vorschriften der christlichen Kirche zu seiner Hausfrau erheben Laute Freude entstand hierüber in dem ganzen Lande; am seligsten aber war Beatrix selbst. Der Schwan aber verfiel von demselben Tage an auf eine wunderbare Weise in die tiefste Betrübniß. Der Glanz seines Gefieders verschwand, sein Hals hob sich nicht mehr froh und stolz, der Blick seiner Augen war trübe, matt und krank schlich er hinter seinem Herrn her, der von dem Augenblicke an des treuen Thiers überdrüssig geworden zu seyn schien, es ungern an seiner Seite sah, und daher am Ufer des Rheins neben der Burg bald einen Thurm bauen ließ, dessen Ruinen noch jetzt stehen, und der noch jetzt unter dem Namen Schwanenthurm bekannt ist. In diesen verbannte er das edle Thier, und befahl seinen Knechten, es an nichts Mangel leiden zu lassen. Lange hat es hier gesessen, still und einsam, und in sichtlichem Grame sich aufzehrend. Oft hörten die Wärter es seufzen, wie wenn es eine Jungfrau wäre, aus deren Busen schwere Seufzer sich hervorpreßten; und manchmal in stiller Mitternacht vernahmen sie Töne, als wenn ein menschliches Wesen leise, aber desto schmerzlicher weine. Eines Abends aber, tönte aus dem Schwanenthurme ein wunderbarer Gesang hervor, der leise und zitternd mit dem Rauschen der Wellen sich vermischte, und der gegen Mitternacht langsam in einem stillen Weinen erstarb.

Am anderen Tage feyerte Elias Grail sein Beilager mit der Gräfin Beatrix. In der Kapelle der gräflichen Burg stand das schöne Paar vor dem Bischofe, der ihre Hände in einander legte, und vor dem sie sich ewige Treue schwuren. Elias Grail war son-

derbar bewegt. Forſche nie, ſprach er zu ſeiner Braut, bevor noch der Prieſter den Segen über ſie geſprochen hatte, forſche nie nach meiner Herkunft, nach meinem Stamme. Verſprich es mir. Jede Frage darnach wäre mein Elend, müßte uns auf ewig ſcheiden.

Sie verſprach es, und der Biſchof nahm jetzt das Krucifix, daß ſie darauf Treue und Liebe ſich geloben ſollten. Da wurde plötzlich am Eingange der Kapelle ein heftiges Schluchzen laut, und wie Alle die Augen dahin wandten, ſah man den Schwan des Grafen daſtehen. Aber er ſah nicht mehr krank und verfallen aus, ſondern ſein Gefieder war wieder weiß und glänzend, den ſchönen Hals hob er hoch empor, und auch ſeine Augen glänzten, aber ſchmerzlich wie von Thränen.

Der Bräutigam erblaßte, als er ihn ſah, und auch die Braut zitterte und wurde bleich. Wohl waren ihr von der ſonderbaren Gerüchten, welche man über den Grafen und den Schwan hatte, zu Ohren gekommen; eine entſcheidende Frage ſchwebte auf ihren Lippen; aber da gedachte ſie des Verſprechens, das ſie ſo eben noch gegeben hatte. Sie ſchwieg. Auch Elias Grail erholte ſich ſchnell wieder, und der Biſchof ſprach jetzt den Segen der Kirche über ſie aus.

In dem Augenblicke, als er geendet hatte, war der Schwan verſchwunden; Niemand hatte geſehen, wie und wohin, Niemand hat ihn ſeitdem wieder geſehen.

Drey Jahre lang lebte Elias Grail mit ſeiner jungen Gemahlin zufrieden und glücklich, und zeugte in dieſer Zeit drey Söhne mit ihr, Theodorich, Gottfried und Conrad, von denen der Erſte ſein Nachfolger, der Zweite Graf von Loſſen und der Dritte Landgraf vor Heſſen wurde. Da geſchah es eines Tages,

daß die Gräfin Beatrix ihrer vergangenen Tage gedachte, wie sie nach dem Tode ihres Vaters freude- und hülflos gewesen, und wie darauf die Liebe ihres edlen Gemahls sie so glücklich gemacht habe. Nur Ein Wehrmuthstropfen fiel in den Kelch ihrer frohen Erinnerungen, das Andenken an den räthselhaften Schwan. Weibliche Neugierde und Eifersucht kämpften in ihr, sie zerbrach sich den Kopf in Grübeleyen und Vermuthungen über das Thier selbst und über dessen Verhältniß zu ihrem Gatten, und ging von da auf diesen selbst, auf seine Herkunft, seinen Ursprung über. Immer brennender wurde ihre Begierde, über alles dieses Auskunft und Gewißheit zu haben. Elias Grail saß neben ihr. Lange kämpfte sie; zuletzt konnte sie nicht mehr widerstehen. Sie schmeichelte, sie liebkoste ihm; er war freundlich, gefällig; freundlicher, gefälliger als je. Jetzt war der Zeitpunkt, ihn zu fragen; er gab ihr gewiß Aufschluß. Und die Folgen! — Seine Worte in der Kapelle waren wahrscheinlich nur eine leere Drohung, hervorgegangen aus einer Furcht vor Entdeckung.

Ihr beschützender Genius verließ sie Sie mußte wissen, wer er, wer der Schwan war. Die unglückliche Frage schwebte über ihre Lippen.

Elias Grail war fröhlich und heiter gewesen. Aber so wie das Wort aus ihrem Munde kam, verfinsterten sich seine Augen, seine Gesichtszüge. Starr blickte er vor sich hin, ohne ihr zu antworten. Beatrix! sagte er dann, aber mit weicher, liebender Stimme, und das Finstere seines Blickes hatte einer unbeschreiblichen Wehmuth Platz gemacht. Er stand von seinem Sitze auf, und ging zu seinen drey Kna-

den, die in einer Ecke des Gemachs waren. Einen umarmte er nach dem Anderen, aber schweigend, man hörte kein Wort mehr von ihm; nur seine Augen wurden immer trüber und feuchter. Noch Einen wehmüthigen Blick warf er auf die Kinder, nachdem er sie geherzt hatte, dann auf seine Gattin, dann verließ er rasch das Gemach. Laut weinend und um Verzeihung bittend, stürzte die unglückliche Beatrix ihm nach, allein er war verschwunden. Man sah ihn nicht wieder.

Ein Jahr darauf, im Jahre 732, focht Carl Martell die Schlacht bey Poitiers, die entscheiden sollte, ob ganz Europa frey, oder die Sklavin fremder Barbaren werden, ob der christliche Glaube, oder blindes Heidenthum fortan herrschen solle. Der Kampf war heiß, die Banner der Christen im Gedränge, der Sieg schwankend. Da zeigte sich mitten in dem Gedränge, das die kühnsten und unbändigsten Araberfürsten in dem fränkischen Heere verursachten, hoch auf stolzem Rosse plötzlich ein Ritter in goldener Rüstung und mit einem Schilde, auf dem das Bild eines Schwanen in Silber strahlte. Blendend war der Glanz seiner Rüstung; aber mehr als diese glänzte sein großes, breites Schwert, das er mit schnellem, kräftigem Arme hob, und zernichtend und zerschmetternd auf die Häupter der Mauren schleuderte. Elias Grail! rief jauchzend vor Freude, als er ihn erblickte, Carl Martell wieder, wie in der Schlacht gegen die Friesen. Leben und Begeisterung strömte der Ruf in das christliche Heer; alle Kräfte verdoppelten sich, aller Muth entflammte höher; der glänzendste Sieg entschied die Freiheit Europas und des christlichen Glaubens. Vergebens wurde nach der Schlacht Elias Grail gesucht. Er wor verschwunden.

Niemand hat ihn wiedergesehen. Auch der Schwan nicht. Aber in dem Schwanenthurme zu Cleve hörte man oft um Mitternacht lieb heimliches Flüstern und Rauschen. Man hört es noch oft, obgleich der Thurm nur eine nackte Ruine mehr ist.

Die Sage erzählt — und warum sollte es nicht so seyn? — Der Schwan sey eine überirdische Fee gewesen, mit der Elias Grail in heimlicher Liebe gelebt habe. Als dieser sich mit der Gräfin Beatrix vermählt, habe sie vor dem Segen der christlichen Kirche weichen müssen. Allein, obgleich verlassen und verschmähet, habe sich ihre Liebe zu Elias Grail dennoch nicht in Haß gekehrt; vielmehr sich in die innigste Liebe zu allen Nachkommen des Grafen Elias aufgelöset. Und sie, und nicht eine Gräfin Annna von Rosenberg, sey es, welche noch jetzt als weiße Frau umherwandle und erscheine, und traurig es vorher verkünde, wenn das Geschlecht ihres Geliebten von einem Todesfalle oder einem Unglücke bedrohet werde. Das letzte Mal hat man sie gesehen, als sie den Tod der edelsten Königin verkündete, der unvergeßlichen Luise von Preußen. Drey Nächte wandelte sie vom Schwanenthurme in das Schloß zu Cleve und durch alle Gänge desselben, in weiten weißen Gewändern, still und langsam und in der tiefsten Trauer. Am vierten Tage war die edelste Frau verschieden.

Ursprung des Stifts Fröndenberg.

Man hat viele recht interessante Sagen und Legenden über die Art und Weise, wie Kirchen, Klöster und Stifter in Westphalen entstanden sind. So haben wir die Entstehung des Stiftes zu Herdecke und der Kirche zu Stromberg bereits in dem ersten Bändchen dieser Sagen und Geschichten erzählt. So berichtet, um noch einige Beispiele anzuführen, die Sage von der Stiftung des Klosters zu Werden, daß der Platz, wo dasselbe gebaut worden, ehemals ein undurchdringlicher Wald gewesen, so daß Jedermann dem heiligen Ludgerus, der das Kloster allda bauen wollte, dieses, als etwas unmögliches abrieth. Allein der heilige Mann betete zu Gott, daß Er die heitere Luft verwandeln und einen wilden Sturm schicken möge. Dieses geschah, und in Einer Nacht hatte der Wind alle Bäume aus der Erde gerissen, und es war damit Platz gewonnen, und auch Holz, um das Kloster zu bauen.

Da wo jetzt das Kloster Finnenberg bey Warendorf steht, war vor Zeiten ein Schloß, auf dem ein reicher und gottesfürchtiger Edelmann wohnte, welcher zwölf Töchter hatte. In einer Nacht hatte dieser Edelmann eine heilige Erscheinung; denn, als er sich betend ins Fenster legte, sah er nicht weit von sich zwey Personen herumgehen, die einen glänzenden Schein um sich

hatten und die er für Jesus Maria erkannte. Beyde maßen mit einem Stricke einen Platz ab. Am andern Morgen fand er daselbst ein rothes Seil.

Da erkannte er in freudiger Demuth, den göttlichen Willen, und er ließ auf dem abgemessenen Platze ein Frauenkloster erbauen. Seine älteste Tochter wurde darin Abtissin, und die übrigen Eilf, Nonnen.

Das Stift Gevelsberg ist bekanntlich an der Stelle entstanden, wo der Erzbischof Engelbert von Cöln im Jahre 1225 von den Leuten seines Vetters, des Grafen Friederich von Isenburg erschlagen ist. Bald nach dieser That sah man daselbst nemlich mehrere Erscheinungen. Unter anderen sah ein Schmid, von Schwelm der in einer finstern, stürmischen Nacht des Weges kam, allda ein helles, glänzendes Licht, das mehrere Ellen hoch aus der Erde hervorkam und die ganze Gegend beleuchtete, und weder von dem Regen noch von dem Winde verlöscht werden konnte, sondern nicht einmal bewegt wurde. Ferner, nachdem dieses bekannt geworden, ließ ein Gichtbrüchiger aus Schwelm sich an den Ort tragen, verrichtete dort sein Gebet und fühlte sich auf der Stelle gänzlich geheilt. Dieses, und noch andere Umstände gaben den göttlichen Willen zu erkennen, daß hier eine Kirche und ein Kloster gebauet werden sollten, und man errichtete beyde im Jahre 1251.

So erzählt man sich auch viele Erscheinungen und Wunderwerke, welche die edlen Brüder Gottfried und Otto von Kappenberg bewogen haben, ihre weltlichen Kleider mit geistlichen zu vertauschen, aus ihrem Schlosse ein Kloster zu machen, das glänzendste Westphalens, und alles ihr Hab und Gut der Kirche zu schenken.

Keine solcher Sagen und Legenden mag aber wohl interessanter seyn, als die von Entstehung des Stifts Fröndenberg an der Ruhr, indem wir dabey auch nicht im entferntesten das Einwirken menschlicher Leidenschaften sehen, nicht einmal ahnen können, sondern nur reine Frömmigkeit und Gottesfurcht antreffen, und daher auch von den Wundern, welche die Sage dabey nicht auslassen darf, gern annehmen, daß nicht Eigennutz oder andere Triebfedern, sondern blos ein kindlicher Volksglaube, dadurch stillschweigend, aber nicht minder schön, die Frömmigkeit der Stifter anerkennend, sie geschaffen habe.

In dem Städtchen Ahlen im Münsterlande lebte einst ein kriegerischer, aber frommer Mann, Namens Christophorus; derselbe that ein Gelübde, zum heiligen Grabe zu wallfahren, und hielt dasselbe. Wie er nun so sehr fromm und demüthig war, so gewannen die Priester, die das Grab des Herrn bewachten, ihn lieb, und sahen es gern, wenn er in ihrer Mitte seine Gebete verrichtete. Besonders war Einer unter ihnen, der Gefallen an seiner Frömmigkeit fand, und diese, als Christophorus von Jerusalem schied, dadurch belohnen und befestigen müssen glaubte, daß er demselben ein außerordentlich fein und lieblich gearbeitetes Marienbild schenkte, welches er selbst aus dem Holze des Kreuzes geschnitten, an dem unser Herr gelitten hatte.

Mit diesem Schatze kam der fromme Christophorus nach manchen Abentheuern und Gefahren, aber unversehrt, indem das Bild ihn beschützte, in seine Heimath zurück, und lebte fortan fromm und gottesfürchtig, wie er früher gethan, und noch frommer und gottesfürchtiger, und als er zum Sterben kam ver-

machte er das Bild seinen drey Kindern, und befahl ihnen, es niemals fortzugeben. Seine beyden Söhne wurden geistlich; Einer von ihnen Namens Bertoldus, wurde Mönch im Kloster zu Scheda; der zweyte, Menrickus, ward Canonikus zu Lübeck; seine Tochter aber ward Klosterjungfrau zu Ahlen. Und weil die Letzte mit ganzer Seele an dem Marienbild hing, so ließen die Brüder es ihr, und empfahlen ihr nur an, es recht in Ehren zu halten.

Es war im Jahre 1214, als der Mönch Bertoldus in einer Nacht, von frommen geistlichen Beschäftigungen, in sein Kloster Scheda zurückkehrte. Sein Weg führte ihn über den Berg Hassey oder Haßley, und dort einem großen, breiten Lindenbaum vorbey, unter dem in Vorzeiten die Bewohner der Gegend allerley üppige Tänze und Spiele getrieben hatten. Bertoldus gedachte dessen, als er in die Gegend des Baumes kam, und es that ihm leid in seinem frommen Gemüthe, wie doch so oft, so alle Tage und Stunden, die Menschen dem Bösen, ihren üppigen Lüsten und Begierden, Tempel bauen und Opfer bringen, den ewigen Gott aber vernachläßigen und verhöhnen. Wie er noch daran dachte, sah er auf einmal unter dem Lindenbaume einen hellen Glanz, als wenn es ein Abglanz des Himmels wäre. Er erstaunte darüber und sah lange hin; weil er aber nichts weiter erblickte, so ging er endlich weiter, schwieg aber, und behielt das Gesehene für sich. Einige Zeit nachher aber führte ihn sein Amt wieder desselbigen Weges, und zwar wieder um Nachtzeit; und abermals sah er denselben hellen, klaren Glanz; und bald nachher noch mehrere Male.

Da gedachte er, daß es der Wille des Herrn sey, diesen, früher nur Lastern und Sünden gewidmeten Ort von den vorigen Gräueln zu reinigen, und denselben nur zum Dienste des Himmels zu weihen. Er faßte daher den Entschluß zu bewirken, daß daselbst zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau ein Kloster errichtet werde. Diesen Entschluß theilte er seinem Probste zu Scheda mit, und bat denselben, da er sein Vorgesetzter war, um seine Erlaubniß zu diesem Unternehmen. Allein der Probst, ein hochmüthiger Mann, der ihm zuwider war, verweigerte ihm diese Erlaubniß ein für allemal, und verbot ihm zuletzt bey scharfer Strafe, je wieder zu ihm ein Wort über die Sache zu sprechen. Den frommen Bertoldus schmerzte dieß sehr; aber seinem Oberen, dem er Gehorsam geschworen, mußte er gehorchen. Er schwieg daher, und that seinem gottesfürchtigen Herzen nur dadurch Genüge, daß er, so oft als es ihm möglich war, unter den Lindenbaum ging, und daselbst sein Gebet verrichtete.

Als aber der zeitliche Probst zu Scheda nach einem halben Jahre plötzlich starb, wagte Bertoldus es, dessen Nachfolger, einem durchaus frommen Manne, seine Bitte wieder vorzulegen. Dieser gewährte sie ihm auf der Stelle.

Die erste Schwierigkeit, die Bertoldi Unternehmen entgegenstand, war also nun besiegt; er hatte von seinem geistlichen Oberen die Erlaubniß zur Errichtung des Klosters. Aber wie wenig war dieß in Betracht dessen, was noch alles zur Vollendung seines ganzen Plans erforderlich war! Wie gewiß hätte ein jeder der nicht von wahrer, ausdauernder Frömmigkeit beseelt war, von der Last aller der Schwierigkeiten und

Hinderniſſe, die noch aus dem Wege zu räumen waren, ſich beſiegen laſſen, und das Ganze aufgegeben! Nicht ſo Bertoldus, der wahrhaft gottesfürchtig war. Wohl erkannte er das Schwierige ſeines Unternehmens, wohl ſah er ein, daß er keine Mittel habe, ein Hüttchen zu bauen, geſchweige eine Kirche und ein weites Kloſtergebäude, daß ihm ſelbſt das Land nicht einmal gehöre, auf dem das Kloſter erbauet werden ſolle, und daß er keine Lebensmittel und keine Einkünfte habe, um die geiſtlichen Jungfrauen, die das Kloſter künftig bewohnen ſollten, zu unterhalten. Doch dieß alles ſchreckte ihn nicht ab, und muthig und ganz allein ſetzte er ſeinen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau gefaßten Plan fort.

Zuerſt reiſete er zu ſeiner Schweſter in Ahlen, und bat ſie, ihm des Marienbild zu geben, das ihrer Beyder Vater aus dem gelobten Lande mit ſich gebracht hatte. Sie weigerte ſich zwar anfänglich, und wollte lange in ſein Begehren nicht willigen, weil ſie ſich von dem theuren Bilde nicht trennen zu können glaubte; allein eines Morgens, als über Nacht plötzlich die Erkenntniß des heiligen Werks, das ihr Bruder vorhabe, ihr gekommen war, willigte ſie ein, und gab ihm unter Thränen das heilige Bild.

Hiedurch war Bertoldus wieder um einen großen Schritt auf ſeinem beſchwerlichen Wege vorangerückt. Denn mit dem Bilde durchzog er jetzt das Münſterland und die angrenzenden Länder, und zeigte es den Leuten vor, und bat ſie, um dieſes aus dem Kreuze Chriſti verfertigten Heiligthums willen, ihm Gaben für ſein Unternehmen zu geben. Das thaten die Leute denn auch willig und reichlich; Bertoldus ſcheute dabey

aber auch keine Beschwerden und keine Verfolgungen, an welchen Beyde es ihm nicht fehlte. Denn nicht nur mußte er die beschwerlichsten Gänge machen, Hunger und Durst, Kälte und Nässe ertragen, um nur immer seinen Zweck verfolgen zu können, sondern auch von manchen Seiten fand er Anfeindungen gegen sein frommes Vorhaben. So z. B., als er einst auf einem schmalen Steg über die Ruhr gehen wollte, verhöhnte ihn Jemand als einen Schwärmer, faßte ihn an, ergriff sein Marienbild und warf es in den Fluß Da gerieth der fromme Mann in große Angst, und glaubte, nun sey sein Unternehmen und alles verloren. Doch rief er inbrünstig die Mutter Gottes um ihren Schutz an, und in demselben Augenblicke sah er das Bild gegen den Strom an wieder auf sich zu schwimmen, wo er es denn mit freudiger Danksagung wieder ergriff, und nun, nach Bekehrung der Spötter, mehr Gaben erhielt, als vorher. Ein ander Mal, als er sich in dem Städtlein Menden aufhielt, und daselbst an der Straße ein Gezelt errichtet hatte, in welchem er sein Bild aufstellte, und durch dessen liebreiches Antlitz die Vorübergehenden zu reichlichen Gaben bewog, trat ein gewisser Bürger der Stadt auf, welcher die Aufsicht über die Kirchengüter hatte, schmähete den Bertoldus, daß er die Einkünfte der Kirchen der Stadt verringere, schimpfte ihn, und unterwand sich sogar, sein Gezelt nebst dem Marienbilde umzustoßen. Aber für diesen Frevel wurde der Verwegene auf der Stelle bestraft; denn indem er wieder weiter gehen wollte, konnte er das nicht, und der Fuß, mit dem er das Bild umgestoßen, war ihm gänzlich verdorret. Da vergalt Bertoldus nicht Böses mit Bösem, sondern

erbarmte sich seiner, legte das Muttergottesbild auf den verdorreten Fuß, und heilte ihn also augenblicklich; wodurch er denn abermals sich viele Freunde und neue Gaben erwarb.

Nachdem nun Bertoldus auf diese und ähnliche Weise genug Gaben gesammelt zu haben vermeinte, um vorläufig eine Capelle für sein Bild, und eine Hütte für sich daneben erbauen und darin nothdürftig leben zu können, kehrte er auf den Berg Haßley zurück, und bauete daselbst in der Nähe der vorhin besagten Linde zuvörderst ein kleines Hüttchen, worin er sein Marienbild setzte und dasselbe verehrte, auf den Herrn vertrauend, daß dieser im folgenden Jahre reichlichere Spenden verschaffen werde, um Kirche und Kloster zu bauen. Die geistlichen Herren zu Scheda verlachten ihn zwar sehr dieser Handlung halber, erinnerten ihn an das schöne und ruhige Leben, das sie in ihrem reichen Kloster, in der Mitte des Ueberflusses führten, und das er mit ihnen führen könne, und schalten ihn einen Thoren, daß er sein ärmliches Daseyn in der kalten, feuchten Reiserhütte, jedem Regen und jedem Froste ausgesetzt, führe; ja sie gingen in ihrem Hohne und im Kitzel ihrer frechen Laune sogar so weit, daß sie mehrere Male sein armseliges Hüttchen verwüsteten. Allein der fromme Bertoldus ließ sich durch dergleichen, das er als eine Prüfung des Herrn betrachtete, nicht irre machen, richtete sein Hüttchen jedesmal geduldig wieder auf, und befand sich in seiner frommen Armuth und Unbequemlichkeit unendlich wohler, als jene im Schooße des Ueberflusses, aber auch der Sünden. Er trachtete nur danach und machte neue Pläne, in dem kommenden Frühjahre wieder aus-

zuziehen und neue Gaben für sein Unternehmen zu sammeln.

Allein diese Zeit sollte er nicht mehr erleben; denn ehe noch der Winter zu Ende ging, warf ihn eine heftige Krankheit, die Entbehrung und Strapazen ihm zugezogen hatten, auf das Sichbette, und auch bald auf die Bahre. Sein Leichnam wurde in dem Klosterbegräbniß zu Scheda beigesetzt. Das Hüttchen mit dem Marienbilde aber stand jetzt leer, und Niemand bekümmerte sich darum.

Da hatte der Canonicus Menrikus in Lübeck in einer Nacht einen Traum, daß sein Bruder todt, und das Muttergottesbild, welches sein Vater aus dem gelobten Lande mitgebracht, verlassen sey, und es war ihm, als ob eine Stimme ihm zurufe: Menrikus, mache Dich auf, und begib Dich in Dein Vaterland, um allda das zu vollbringen, was Dein Bruder Bertoldus angefangen hat. Anfangs hielt er alles für eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne; nachdem er aber zum zweyten Male den nemlichen Traum gehabt, begab er sich alsbald auf die Reise und kam auf den Berg Haßley, wo sein Bruder das Hüttchen erbauet. Er hatte dasselbe aber kaum erblicket, so gereuete ihn sein Entschluß, und er war willens, nach Lübeck zurückzukehren. Da sah er aber bald das Bild an, und er trat näher zu demselben, und schauete es lange an, und wurde wunderbar bewegt, indem es ihm wieder war, wie in den Tagen seiner Kindheit, als er fromm und gläubig und demüthig vor dem Bilde gelegen hatte, und neben ihm seine Eltern und seine Geschwister, und Alle hatten so inbrünstig gebetet, und sich so glücklich, so selig gefühlt. Und je länger er das Bild betrach-

tete, deſto andächtiger wurde er, und mit ſolcher Freude erfüllt, daß er viel lieber armſelig in dieſem Hüttlein bleiben, als zu ſeiner reichen Präbende nach Lübeck zurückkehren wollte.

Er ſchlug ſeine Wohnung in dem Hüttchen auf, und betete fromm und demüthig; und als der Frühling kam, fing er, wie auch ſein verſtorbener Bruder gethan, Wanderungen in allen benachbarten Gegenden an, um für die zu erbauende Kirche und Kloſter neue Gaben einzuſammeln. Doch er bekam nicht viel, ſo viele Mühe er ſich auch gab. Von dem Geſammelten bauete er unter der Linde eine Capelle zu Ehren der Jungfrau Maria, des Erzengels Michael und aller heiligen Engel, ſtellte darin ſein Bild auf und ließ auch den Leichnam ſeines Bruders von Scheda dahin bringen.

Unterdeß war der Ruf von der Frömmigkeit der beyden Brüder, und von ihrem wunderthätigen Marienbilde immer mehr und weiter verbreitet worden; und von allen Seiten war jetzt ein großer Zulauf von Menſchen zum Berge Haßley, um das Bild daſelbſt zu verehren, und dem Menrikus Gaben zu bringen. Darüber ärgerten ſich die benachbarten Geiſtlichen, ſonderlich die zu Scheda. Als daher eben um ſolche Zeit der Erzbiſchof zu Cöln, Heinrich von Mollenark, ſich in dieſen Gegenden aufhielt, baten ſie ihn um einen Befehl, die errichtete Capelle wieder zu zernichten, und dem Menrikus die fernere Ausführung ſeines Vorhabens zu verbieten. Doch gerade dieſer Neid und Mißgunſt ſollte dem frommen Unternehmen am meiſten förderlich ſeyn. Denn der Erzbiſchof, nachdem ihm die ganze Sache erzählet worden, trug ein Verlangen, den

frommen Mann, der mit so vieler Standhaftigkeit nur auf seinen Plan bedacht war, kennen zu lernen. Er ließ ihn deshalb zu sich rufen, und unterhielt sich lange mit ihm, versuchte auch nebenbey, ob er ihn von seinem Vorhaben nicht abbringen könne. Als aber Menrikus ihm erklärte, lieber die Tage seines Lebens Steine tragen zu wollen, als des Angefangenen nicht fortzusetzen; freute der Erzbischof sich sehr hierüber, und erkundigte sich, für welches Geschlecht und für welchen Orden Menrikus das zu erbauende Kloster bestimmt habe. Menrikus gab ihm hierauf Bescheid, daß er es für den weiblichen Cistercinesen Orden bestimmt habe: und versprach ihm der Erzbischof dann, am anderen Tage ihm Bescheid geben zu lassen.

Wie nun Menrikus am folgenden Morgen zaghaft in seinem Hüttchen saß, indem er befürchtete, von seinem geistlichen Oberhaupte auf eimal seinen schönen Plan zerstört zu sehen; sah er plötzlich eine Menge Herren und Ritter auf sich zu kommen; an deren Spitze war der Erzbischof selbst, gefolgt von den Grafen Gottfried von Arnsberg, Otto von Altena, dem Herrn von Ardey und vielen anderen Rittern. Sie naheten sich voll Huld dem Menrikus, und der Erzbischof forderte ihn anf, noch einmal zu erzählen, welch frommes Werk er zu stiften gedenke, und was alles er dafür schon gethan habe. Dann fragte er ihn, wie viel Platz er nöthig habe, um darauf eine Kirche und ein Kloster zu errichten. Doch kaum hatte Menrikus angefangen, diese Frage zu beantworten, so ließ sich eine helle Wolke gerade neben den Umstehenden vom Himmel herunter, in deren Mitte ein hohes goldenes Kreuz von allen Anwesenden erblickt wurde. Da er-

kannten Alle, daß dieſe Wolke den erforderlichen Platz anzeige; und die Herren, welche allda zu gebieten hatten, ſchenkten dem Menrikus nicht nur den angezeigten Ort, ſondern verſprachen ihm auch zu Vollführung des Werks allen nöthigen Beyſtand. Inſonderheit hat Graf Otto von Altena die Kirche auf ſeine Koſten erbauen laſſen. Der Kayſer Friederich II. aber, ſobald er durch den Erzbiſchof von Cöln alles Geſchehene erfahren, hat ebenfalls dem Menrikus nicht nur reichlichen Vorſchub gethan, ſondern ihm auch einen Brief über die immerwährenden Freiheiten des anzulegenden Kloſters gegeben.

So ſah ſich Menrikus alſo auf einmal aus der größten Angſt, alles mißlungen zu ſehen, an das Ziel ſeiner Wünſche gebracht. Herrlich erhob ſich alsbald die neue Kirche, und hell und geräumig das Kloſter daneben. Und bald darauf ſandte der Erzbiſchof aus dem Kloſter Hoven eine Abtiſſin und zwölf Jungfrauen dahin. Allein wenn auch auf ſolche Art der Plan des Bertoldus und ſpäterhin des Menrikus zur vollſtändigen Ausführung gekommen war, ſo war damit die Reihe der Beſchwerden und Prüfungen, die des Letzteren warteten, noch lange nicht zu Ende, ſollten vielmehr erſt recht eigentlich wieder eröffnet werden.

Das neue Kloſter hatte nemlich nicht das geringſte Eigenthum, das Unterhalt und Lebensmittel hätte geben können, und eben ſo wenig Einkünfte und Renten, woraus man dieſe nehmen konnte. Die neuen Nonnen lebten daher ſehr kümmerlich und armſelig, und droheten dem Menrikus oftmals, wenn ſich das nicht beſſere, in ihr Kloſter zurückkehren zu wollen. Das verurſachte dem frommen Manne viel Leid, und doch

konnte er ihnen nur kümmerlich und auf kurze Zeit helfen, besonders weil die sämmtliche Geistlichkeit der Gegend noch immer einen großen Haß auf das neue Kloster hatten. Einmal aber war die Armuth des Klosters so weit gekommen, daß sowohl Menrikus als die Nonnen schon seit mehrern Tagen nichts genossen hatten. Mit Thränen kamen die Letzteren zu Menrikus, und stellten ihm ihre Noth vor, und baten ihn um Brod, daß es ihm das Herz zerschnitt. Vergeblich suchte er sie zu trösten; sie wollten das Kloster verlassen, wenn er ihnen nicht in einer Stunde Brod schaffe. Doch er verzweifelte nicht. Er forderte sie auf, sämmtlich mit ihm in die Kirche zu gehen, und zu Gott und der heiligen Jungfrau um Schutz und Rettung zu beten. Und wie sie ihre Gebete geendigt hatten und aus der Kirche zurückkamen, da war ein ganzer Wagen voll Getraide von Soest gekommen, wovon sie geraume Zeit leben konnten, bis reichlichere fromme Gaben sie vor aller ferneren Noth schützten.

Das neue Kloster hatte noch keinen Namen erhalten, und hieß nur das Kloster am Haßley. Durch folgende Begebenheit erhielt es seinen Namen, den es bis auf den heutigen Tag behalten hat. Ungefähr ein halbes Jahr nach seine Erbauung verkaufte ein Ritter der Gegend einen Zehnten. Menrikus kaufte solchen für sein Kloster, dem er dadurch eine gute Einnahme verschaffen konnte, für vierzig Mark, und versprach das Geld auf die bestimmte Zeit richtig zu bezahlen, indem er bis dahin soviel an Gaben zu erwerben hoffte. Allein schon war der Zahlungstag da, und Menrikus hatte von seinem Gelde noch nichts beisammen. In dieser Noth begab er sich in aller Frühe des Tages

mit seinem Marienbilde nach Soest, um daselbst das Mitleid frommer Leute in Anspruch zu nehmen. Vorher ging er aber daselbst in die Kirche des heiligen Stephanus und las allda eine Messe, und bat die heilige Muttergottes, ihm sein Unternehmen gelingen zu lassen. Kaum trat er dann aber wieder aus der Kirche, so kamen ihm schon seine Gläubiger entgegen, die ihn hatten hinein gehen sehen, und forderten ihr Geld von ihm, und droheten ihm, ihn in Banden zu werfen, wenn er nicht sofort bezahle. Darüber gerieth Menrikus in große Angst und Verlegenheit. Doch in demselben Augenblicke nahete sich ihm eine Frauensperson, die ihn fragte, wer er sey und ob er von dem neu angelegten Kloster Bründenberg komme? — Dieser antwortete daß er Menrikus hieße, und von einem neuen Kloster herkomme, aber den Namen Bründenberg habe dasselbe nicht. Da sagte die Frau: Du bist der Mann, den ich suche, und zu Deinem Kloster ziele ich, denn dasselbe wird zuwege bringen, daß Alle, die es künftig besuchen, zu Freunden Gottes werden. Nimm mich daher zu allererst darin auf. Dabey streckte sie ihre Hand aus; darin waren gerade vierzig Mark; die gab sie dem Menrikus, der sie sofort den Gläubigern bezahlte, und nun entschied, daß sein Kloster fortan wirklich Bründenberg heißen solle, woraus späterhin der Name Fröndenberg entstanden ist.

Menrikus stand noch lange Jahre dem Kloster treu vor, und starb endlich sanft und selig. Er wurde neben seinem Bruder Bertoldus begraben, und sind sowohl bey seiner Beerdigung, als an seinem Grabe viele Wunder geschehen.

Sein wunderthätiges Marienbild aus dem Holze des Kreuzes Christi befindet sich noch in der Kirche zu Fröndenberg.

Späterhin ist das Kloster zu Fröndenberg der Begräbnißplatz vieler Grafen von Mark und Altena geworden. So ruhen hier Eberhard II. + 1308. Engelbert II. + 1328. Adolph V. und Engelbert III.

Der letzte Burggraf von Stromberg.

Historisch-romantische Darstellung.

Im Herzen von Westphalen, in dem südwestlichen Theile des Fürstenthums Münster, erhebt sich in der Mitte einer weiten, fast unabsehbaren Fläche, eine schmale, mit dichten Waldungen und fruchtbaren Feldern bedeckte Hügelreihe, die nördlich sanft und allmälig sich obdacht; südlich aber, nahe an der Grenze des Fürstenthums, in einer schroffen und scharfen Spitze hervorspringt. Oben auf dieser Spitze, nahe bey einer noch gut erhaltenen Kirche, sieht man weitläufige Ruinen einer Ritterburg mit Wällen, Gräben, eingefallenen Mauern, und zusammengestürzten Thürmen, weit hinabschauend in das flache Land ringsumher. Dann nach Norden schweift das Auge über die ganze Hügelreihe hinüber, auf deren Endpunkte die Ruine liegt, und zu beiden Seiten derselben in das, sehr fruchtbare Mün-

sterland; mehr rechts sieht man bis in die Osnabrükkischen Berge, über das Kloster Iburg hinweg, das hell und freundlich von seiner Anhöhe herüberwinkt; östlich reicht der Blick bis an die Bielefelder Berge, über die Ortschaften Rheda, Wiedenbrück, Güterschloe, bis zu den Ruinen des Ravensberges, und bis zu der Schlucht, aus welcher Ein Thurm der Stadt Bielefeld neugierig hervorguckt; südlich aber sieht man die Lippischen Berge, und die Stadt Paderborn mit den kahlen Bergen dahinter; und westlich hat man den Blick in die Grafschaft Mark mit dem freundlichsten Städtchen Westphalens, Lippstadt, und dem thurmreichen Soest, bis die Ruhrberge den Horizont schließen.

Keine Inschrift, kein Wappen, kein Denkmal vergangener Zeit verkündet mehr, wer früher Herrscher und Besitzer dieser Burg gewesen sey; aber der große Umfang der Ruinen, die Dicke und Breite der Mauern, die Festigkeit des noch erhaltenen Gesteins lassen auf ein mächtiges Geschlecht schließen, das hier einst gehauset und der Umgegend Gesetze vorgeschrieben haben müsse. Und Geschichte und Sage bestätigen dieß.

Die Burg war früher der Sitz der Burggrafen von Stromberg, von denen die Ruinen noch den Namen tragen. Lange Jahrhunderte hindurch wohnte dieß Geschlecht, eins der edelsten und mächtigsten in Westphalen, und unter dem höheren Adel Deutschlands Sitz und Stimme auf den Reichstagen ausübend, hier in der Mitte seiner großen Besitzungen, die Stundenweit nach allen Richtungen sich ausdehnten. Es gehörten nemlich, so weit man mit Gewißheit noch darüber urtheilen kann, zu der Burggrafschaft Stromberg, das Amt Stromberg im Münsterschen, das Amt Del-

brock im Paderbornschen, der größte Theil des Amts Reckenberg im Osnabrückischen *) und die Burg Krassenstein.

Stets geachtet und geehrt von ganz Westphalen, hatte das edle Geschlecht der Burggrafen von Stromberg geherrscht; als das Ende des vierzehnten Jahrhunderts plötzlich ihren Fall und Untergang sehen sollte. Der Burggraf Burchard war es, der die Reihe seiner Ahnen und eine edle Dynastie beschließen sollte. Durch eigne schwere Schuld, durch jenen Uebermuth, der, indem er der höchsten sittlichen und gesetzlichen Ordnung verderbend entgegentritt, laut das rächende Schicksal gegen sich selbst auffordert und so das Verderben, das er zuerst um sich her verbreitete, nun auf sein eigenes schuldiges Haupt zernichtend und zerstörend zurückwirft; und doch wieder mit jenem hohen Sinn, der indem er nur edlen großen Seelen eigen ist, einen entsetzlichen Hohn der höchsten Weltregierung uns dadurch anzudeuten scheint, daß diese gerade an ihm ihre verderbende Gewalt ausüben mußte. —

Es war an einem warmen Sommertage des Jahrs 1375, als ein stattlicher Zug von Reutern auf der Landstraße, welche damals von der Stadt Münster zu den Städten Lippstadt und Soest führte, und so die Verbindungsstraße zwischen dem nordwestlichen Deutschlande und den südlicheren Ländern bildete, langsam daher gezogen kam. Der Zug bestand aus Kaufleuten der Stadt Münster, welche nach Soest reisen wollten, um dort in Angelegenheiten der Hansa eine wichtige Berathung zu halten, und zugleich diese Gelegenheit

*) Jetzt preußisch, wie die übrigen Theile.

benutzend, Korn einzukaufen, welches in diesem Jahre im Münsterlande schlecht gerathen war, in der Soester Börde dagegen in üppiger Fülle stand. In kurzer Entfernung hinter ihnen ritt eine ansehnliche Schaar Lanzenknechte, welche alle wohl beritten und wohl bewaffnet waren, und welche die Kaufherrn zu ihrer Bedeckung gegen räuberische Anfälle von dem Bischof Florenz von Münster sich ausgebeten hatten. Da auch die Kaufherren alle wohl bewaffnet und gerüstet waren, so glich das Ganze eher einem Haufen zur Fehde ausziehender Ritter, als dem Zuge friedliebender, nur Gewinn suchenden Bürger.

An der Spitze des Zuges ritt ein stattlicher Herr in blanker Rüstung, von kräftigem Körperbau und mit einem klugen, ernsten Gesichte; seine Haare waren bereits gebleicht, aber die Frische und Lebendigkeit seines Gesichts, kaum einen Vierziger andeutend, schien seine Haare unaufhörlich Lügen strafen zu wollen. Es war der Herr Andreas Zurmühlen, einer der reichsten und achtbarsten Bürger Münsters. Das Comptoir der Hansa in Münster hatte ihn zum Wortführer bey der Unterhandlung in Soest und zum Anführer des Zugs ernannt; sowohl sein Ansehen, als seine Klugheit und die mannigfachen Erfahrungen, die er sich auf seinen häufigen Reisen in allen Weltgegenden erworben hatte, verdienten diese Auszeichnung.

An seiner Seite ritt ein kleines Männchen, von Kopf bis zu den Füßen gerüstet und gewappnet, das, sonderbar gegen das zwar umsichtige aber ruhige und sichere Benehmen Zurmühlens abstehend, mit der größten Aengstlichkeit die Augen nach allen Seiten herumschweifen ließ, und bey dem leisesten Geräusche, das

ihm als verdächtig vorkam, ſich, wie Schutz ſuchend, an die Seite ſeines Begleiters näher herandrängte. Antonius Cruſemann hieß dieß Männlein; er war ebenfalls ein reicher, einſichtsvoller Kaufherr, und zugleich Mitglied des großen Stadtraths. Dieſen beyden Umſtänden hatte er ſeine Wahl als Mitglied dieſer Deputation zu verdanken, ſo ſehr er auch wegen Unſicherheit der Straßen gegen dieſe Ehre ſich geſträubt hatte.

Die übrigen Mitglieder des Zuges waren ehrliche, in ihrem Handel lebende Bürger, die ſich durch nichts vorzüglich auszeichneten. Nur ein junger Mann unter ihnen ſuchte ſich bemerklich zu machen. Von hübſcher, ſchlanker Geſtalt; mit einem runden, einnehmenden Geſichte, dem etwas Selbſtgenügſamkeit nicht ſehr übel ſtand, ritt er auf einem großen, ſchönen Hengſte, und trug eine, etwas phantaſtiſch aufgeſtützte glänzende Rüſtung mit einem großen breiten Schwerte, wie nur Ritter es zu tragen pflegten. Er war der Sohn des Herrn Andreas Zurmühlen, Namens Johannes. Sein Vater ſchien übrigens an dem Weſen des Sohns keinen ſonderlichen Gefallen zu haben; denn, ſo oft er ihn anſah, maß er ihn mit einem finſteren, mißbilligenden Blicke; weshalb der junge Johannes dann auch augenſcheinlich die Nähe ſeines Vaters mied, und ſich lieber in den Reihen der hinter jenem herreitenden Kaufleute aufhielt, denen er von ſeinen Reiſen, und von den darauf erlebten Abentheuern erzählte.

Die Herren waren früh am Morgen mit der Dämmerung aus Münſter gezogen, hatten in der Stadt Warendorf gefrühſtückt, und ritten jetzt, als es hoher Mittag geworden war, in dem Walde, der ſich zwi-

schen den beyden Klöstern Clarholz und Herzebrock erhebt. Ihre Absicht war, bis zu dem Kloster Herzebrock durchzureiten, und dort in der Herberge Mittagsruhe zu halten, worauf sie dann, wenn sie gut ritten, mit der Abendsonne noch Lippstadt zu erreichen hofften. Allein als sie eben an dem Kloster Clarholz vorbeigeritten waren, bemerkten sie, daß ihren Pferden, von Durst, Sonnenhitze und Müdigkeit gequält, der Weg anfing beschwerlich zu werden. Dieß, und eigene Müdigkeit und ein stilles angenehmes Plätzchen, das sie abseits der Landstraße in dem Walde entdeckten, bewog sie, hier unter dem kühlenden Schatten der Bäume und an dem Ufer eines frischen, klaren Baches Halt zu machen, und, da sie mit Proviant versehen waren, ihre Mittagsruhe zu halten.

Der Herr Andreas machte zuerst den Vorschlag dazu, der von allen Seiten mit Freuden aufgenommen wurde. Nur der ängstliche Cruſemann widersetzte sich. Sein bewegliches Auge stand einen Moment vor Angst still, und mit fast jammernder Stimme bat er, von diesem gefährlichen Vorhaben abzustehen, und schnell weiter zu reiten zu der sicheren Herberge in Herzebrock.

Bedenkt, ihr theueren Herren! rief er; Hier, mitten in dem großen, wilden Forste, in der Nähe des gefährlichsten aller Raubritter, von denen je die Geschichte erzählt hat! Kein Bissen würde mir hier schmecken! Keinen Tropfen würde ich vor Angst herunterbringen.

Seine Begleiter suchten ihm mit ruhigen Worten seine Angst abzureden. Der junge Johannes Zurmühlen aber lachte laut auf. Laß ihn kommen, den Raubritter! rief er, keck an sein Schwert schlagend. Dieses

gute Eisen hier an meiner Seite hat schon manchem gewaltigen Seeräuber in der Ostsee und im Sund, das Lebenslicht ausgeblasen. Mag es sich auch einmal an diesem Stromberger versuchen. Ein Ungethüm ist doch so ein Land- oder Landstraßenräuber auch nicht!

Der alte Andreas warf einen verweisenden Blick auf seinen vorlauten Sohn. Handle, wenn es Zeit ist; aber prahle nicht vor der Zeit! sprach er kurz und strenge, und wandte sich dann an Crusemann, um diesen durch ernstere Vorstellungen zu beruhigen. Ihr fürchtet ohne Noth! sagte er zu ihm. Denn einmal haben, seitdem im vorigen Jahre der Erzbischof zu Cöln und die Bischöfe zu Münster, Osnabrück und Paderborn, nebst den Grafen von der Mark, von Tecklenburg und anderen edlen Herrn, auch den Städten Westphalens einen neuen Landfrieden geschlossen haben, die Raubritter sehr an Muth und Kühnheit verloren und in ihren Plünderungen nachgelassen. Zum anderen aber, wenn auch der Burggraf von Stromberg nicht ganz ruhig geworden seyn soll, wie mehrere Klagen über ihn bey unserm Bischofe beweisen, so sind wir doch hier nicht in seinem Lande, sondern in dem Gebiete des Grafen von Tecklenburg —

Seines Busenfreundes! Seines Spießgesellen! fiel mit zitternder, aber hastiger Stimme Crusemann ein.

Nicht seines Spießgesellen! erwiderte Zurmühlen. Der Graf Otto von Tecklenburg ist ein sehr edler Herr, der zwar ein Freund des Strombergers ist, der aber dessen Betragen nie billigt, noch weniger theilt. Wir können daher ohne Sorgen seyn. Und wenn uns Jemand überfallen sollte, so haben wir ja eine rüstige

Bedeckung bey uns. Jene vierzig Reisige können schon einen Anfall abwehren, besonders, wenn wir durch unser Beyspiel von Ruhe und Entschlossenheit ihren Muth anfeuern.

Ach Gott, wenn! rief ängstlich der Herr Crusemann.

Zurmühlen aber sprach entschieden: Keine Umstände weiter! und befahl dem ganzen Zuge, an dem Platze, zu dem sie unterdeß gelangt waren, abzusteigen, und Mittagsmahl und Mittagsruhe zu halten. Er selbst war der Erste, der von seinem Rosse sprang, es im Grase weiden ließ, und sich dann an den schattigen Rand des Baches lagerte. Alle folgten bald seinem Beyspiele.

Zur Vorsicht wurden Wachen ausgestellt, die das geringste Geräusch melden mußten; dann labte man sich an dem Mitgebrachten, und war froh und guter Dinge. Nur Crusemann saß ängstlich und verzagt, und wundersam war es anzusehen, wie seine Augen mit unbegreiflicher Beweglichkeit bald angstvoll in die Gebüsche starrten, bald sein weidendes Roß trafen, dann wieder lüstern auf die Speisen zu seinen Füßen, dann wieder forschend in die Augen seiner Begleiter blickten. Dabey hatte er aber in sofern vorhin die Unwahrheit gesagt, als Essen und Trinken ihm recht gut schmeckten, ob er gleich noch immer unaufhörlich das Gegentheil versicherte.

Die Mittagsruhe der Reisenden wurde übrigens durch nichts gestört, und selbst Crusemann fing daher an, muthiger zu werden, als er den ganzen Tag über gewesen war.

Im Grunde, sagte er, sind diese Raubritter so gefährlich nicht, als sie wohl aussehen; sie sind doch Menschen, wie wir auch. Und Ihr habt Recht, Freund Zurmühlen, mit unsern vierzig Reisigen dort brauchen wir eine mäßige Bände eben nicht zu fürchten, zumal da solch Gesindel immer ein böses Gewissen, und folglich keinen guten Muth hat.

Ihr sprecht ja wie ein Buch! lachte der junge Zurmühlen. Aber unter Räubern gelten solche schöne Sätze nicht. Ob sie ein Gewissen haben weiß ich nicht; ich glaube sie wissen es selbst nicht. Aber Muth haben sie genug; das weiß ich, weil ich es oft erprobt habe. Ihr solltet einmal Eine Seereise mitmachen, und sehen, wie die schwarzen bärtigen Kerls mit ihren kleinen Nachen sich an die größten Fahrzeuge heranwagen, ihnen in dem Nacken sitzen, und ehe man es sich versieht, ihre Enterhaken herübergeworfen haben, und nun stürmen, stoßen, drängen und schlagen, als wenn sie selbst kein Leben zu verlieren, sondern nur Anderen zu nehmen hätten. Hundertmal bin ich an der friesischen, schwedischen und dänischen Küsten dabey gewesen. Und zu Lande werden sie ihr Handwerk nicht schlechter verstehen.

Den kleinen Rathsherrn hatte dieß Geschwätz schnell wieder ängstlich gemacht. Es ist doch unbegreiflich, sprach er, wie edelgeborne Ritter einem solchen niederträchtigen Gewerbe sich hingeben können. Dieser Burggraf von Stromberg! Sonst ein so edler, braver Herr! Freund unseres Herrn Bischofs! Und nun so ein arger Raubrittter! Eine Qual und eine Schande der Menschheit!

Freylich, nahm der alte Zurmühlen das Wort, ist das schwer zu begreifen. Aber nicht seine Gesinnungen und Neigungen allein, auch seine Schicksale machen den Menschen zu dem, was er wird. Dieser Burggraf ist ein edler Herr von Gesinnungen, und deshalb ist es unbegreiflich, wie er auf solch ein gemeines Gewerbe verfallen konnte. Aber, wenn wir seine Schicksale wüßten, die wie geheime Fäden, von unsichtbarer Hand gewoben, durch seine Entschlüsse und Handlungen sich durchziehen, so würden wir über ihn vielleicht nicht mehr im Dunkeln seyn. Wahrscheinlich würden wir ihn dann aber auch nicht verdammen. Ich kenne nur weniges aus seinem früheren Leben. Aber dieß Wenige schon erklärt mir Vieles an ihm.

Und das wäre? fragten Mehrere neugierig.

Doch Zurmühlen antwortete nicht. Horch! sagte er leise, und sein Blick starrte auf die Landstraße, die sie gekommen waren. Es schien Geräusch von daher zu kommen. Alle horchten gespannt; der kleine Crusemann leichenblaß, aber unbeweglich. Auf einmal kam ein Reuter, der in der Gegend, woher das Geräusch kam, Wache gestanden hatte, herangesprengt.

Zu Pferde! rief dieser. Der Wald dröhnt von Pferdegetrappel, das sich von der Straße nahet, die wir zurückgelegt haben.

Ach Gott, meine Ahnung! rief der verzagte Rathsherr. Den ganzen Tag hat es mir in den Knochen gelegen, daß es heute nicht gut gehen würde!

Nur ruhig! befahl Zurmühlen, keine Klagen!

Doch jener jammerte weiter. Ihr habt gut sprechen! rief er; Ihr seyd Witwer, und habt kein Weib und keine Waisen, die um Euch jammern. Aber ich! —

Ey was! entgegnete Zurmühlen, fast lachend. Wer wird denn gleich das schlimmste denken. Wir wissen noch nicht einmal, was es ist, was dort nahet. Und wenn es denn auch Räuber wären, und wenn sie uns sogar überwänden; Menschenfresser sind sie doch auch nicht, und ein gutes Lösegeld. —

Lösegeld? schrie Cruſemann. Ich armer Mann, Lösegeld? —

Zurmühlen hörte nicht weiter auf ihn. Zu Rosse! rief er dem Zuge zu, der unterdeß aufgesprungen war und sich um ihn versammelt hatte. Mag es seyn, was es will, Vorsicht schadet nicht in diesen Zeiten, in denen man jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig seyn muß. Sind es Räuber, so haltet Euch muthig und besonnen, außerdem seyd ruhig. Auf jeden Fall folgt meinem Befehle!

Er schwang sich auf sein Pferd und stellte sich mit jenem besonnenen Muthe, der den überwiegenden, kräftigen Charakter anszeichnet, an die Spitze des Zuges, um abzuwarten, welch gefährliches oder nicht gefährliches Abentheuer sich darbieten werde.

Der ganze Haufen, sowohl Kaufleute, als Reisige hatten sich auf ihre Rosse geworfen und standen erwartungsvoll, aber auch großentheils angstvoll, wie das Abentheuer sich entwickeln werde. Der junge Herr Johannes Zurmühlen schlug dabey kräftig an sein Schwert und spornte sein Roß, daß es voran solle an die Seite seines Vaters, hielt es aber zugleich so kurz im Zügel, daß das Thier zurückgehen mußte, und so in den Hintertheil des Zuges kam; der Rathsherr Cruſemann machte nicht so viele Umstände; ohne alles Geräusch ritt er ganz in den Hintergrund, und erwartete hier,

schnell nach einer lichten Stelle des Waldes spähend, durch die er entfliehen könne, weniger angstvoll das Kommende.

Das Geräusch hatte sich unterdeß genähert, und es entwickelte sich jetzt schnell, was es bedeuten sollte. Auf der Landstraße, welche unsere Reisenden verlassen hatten, und welche sich in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten vor ihnen vorbeizog, kam mit verhängten Zügeln, eine einzelne, verschleierte Dame daher gesprengt. Sie war augenscheinlich im Entfliehen begriffen; das zeigte der Schaum, mit dem ihr fliegendes Roß bedeckt war, und die ängstliche Hast, mit der sie es dennoch unaufhörlich antrieb. Eben so augenscheinlich wurde sie aber auch verfolgt; denn keine fünfzehn Schritte hinter ihr kamen unordentlich durcheinander fünf oder sechs geharnischte Reuter gejagt, die nicht weniger als die Dame, ihre Pferde antrieben, und den Flüchtling einzuholen suchten. Die Visire ihrer Helme waren geschlossen, so daß sie, da sie auch sonst keine Abzeichen trugen, unkenntlich waren.

Der ganze Trupp jagte still vorüber, als wenn zum Sprechen keine Zeit da sey; die Kaufleute wurden nicht bemerkt. Kaum war er aber wenige Schritte an diesen vorbey gekommen, als auf einmal das Pferd der Dame stürzte, und diese mit dem lauten, durchdringenden Schrey: Hülfe! Hülfe! mit Gewalt auf den Boden geschleudert wurde. Hier lag sie unbeweglich. Ihre Verfolger aber waren mit Blitzesschnelle von ihren Pferden, und rannten auf sie zu. Einer von ihnen, eine lange, hagere Gestalt, kam zuerst bey ihr an. Bist Du jetzt mein? rief er mit lauter, frohlockender Stimme, und hob sie von der Erde auf, und

nahm sie in seine Arme. Eine Ohnmacht hatte die Lebensgeister der Dame getödtet; wehren konnte sie sich nicht. Sie flehnte nur mit leiser Stimme: Erbarmen! dann lag sie leblos.

Die Kaufleute hatten, ohne sich zu regen, diesen Auftritt angesehen. Sie freueten sich, daß für sie keine Gefahr da war. Allein diese Freude konnte ihr Gefühl für Menschlichkeit nicht unterdrücken, wenigsters in der Brust des edlen Zurmühlen nicht. Hier wird ein Bubenstück begangen! rief dieser seinen Gefährten zu. Auf Kameraden, der Schwachen zu Hülfe!

Er spornte bei diesen Worten zugleich sein Pferd, und jagte auf die Stelle zu, wo der lange Ritter die ohnmächtige Dame in seinen Armen hielt, und sie auf ihr Pferd zu heben suchte, das seine Begleiter unterdeß wieder aufgerichtet hatten. Der ganze Zug folgte dem braven Kaufherrn, selbst der kleine Rathsherr wollte nicht zurückbleiben; und der junge Zurmühlen spornte sein Pferd so gewaltig und ließ ihm jetzt dabey den Zügel so weit schießen, daß er den Uebrigen weit zuvorkam und am ersten bey dem Ritter anlangte.

Laßt die Dame los, Räuber! rief er mit furchtbarer Stimme diesem zu und schwang sein langes Schwert. Gebt sie frey, oder Eure letzte Stunde hat geschlagen!

Der Ritter zog rasch sein Schwert aus der Scheide, und wollte auf den Jüngling eindringen, um seine Beute zu vertheidigen; als er aber in demselben Augenblicke den herannahenden Haufen von vierzig bis fünfzig wohlbewaffneten und dem Anscheine nach tapferen, kampflustigen Männern gewahrte, mochte er eine Gegenwehr nicht für sehr rathsam halten. Er ließ die

Dame in das Gras gleiten, und schwang sich mit unglücklicher Schnelle auf sein Roß. Seine Kameraden folgten eben so schnell, seinem Beyspiele; und ehe der alte Zurmühlen noch bey ihnen angekommen war, sprengten alle sechs Räuber schon auf und davon, den Weg nach Clarholz zurück.

Ha, feige Spitzbuben! rief der junge Zurmühlen, sprang von seinem Pferde, und nahete sich der Dame, die unbeweglich im Grase lag.

Es war eine schlanke, jugendliche Figur. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, der Schleyer war darüber gefallen. Als er diesen jedoch zurückschlug, mußte er, so ungern und selten er das auch that, gestehen, schönere Züge noch nicht gesehen zu haben. Und doch bedeckte noch Todesblässe das Gesicht, und die Augen waren geschlossen

Er warf sich zu ihr nieder in das Gras, zog den schönen Körper sanft auf seinen Schooß, und suchte mit Wein, den ihm schnell Einer der Kaufleute reichte, und womit er ihre Schläfe rieb, sie ins Leben zurückzurufen. Es war ein reizender Anblick, der hübsche, kräftige Jüngling, und das bleiche, schöne Mädchen auf seinem Schooße. Selbst die Aeltesten der Reisegesellschaft beneideten den jungen Zurmühlen, und machten sich Vorwürfe, ihm nicht den Vorrang abgewonnen zu haben.

Auf einmal schlug die Dame die Augen auf, aber nur um zu neuem Schrecken zu erwachen. Mochte ihr Blick auch an derartige Auftritte gewohnt seyn, so konnte doch der Anblick so vieler fremder und bewaffneter Menschen, die sie rund um sich her sah, und die Alle nur um ihretwillen da zu seyn schienen, ihr Herz-

das kaum wieder angefangen hatte zu ſchlagen, nur mit Entſetzen füllen. Habt Erbarmen mit mir! rief ſie mit flehender Stimme, und ſchloß die matten Augen wieder.

Da nahm der junge Johannes mit dem ſanfteſten Tone, der ihm zu Gebote ſtand, das Wort. Aengſtet Euch nicht, Fräulein! ſprach er. Niemand von uns ſoll Euch etwas zu Leide thun!

Ton und Worte ſchienen ihre Lebensgeiſter ſchnell wieder aufzurichten. Sie ſchlug die großen, dunkeln Augen wieder auf, und ließ ſie forſchend durch den ganzen Kreis der Männer ſchweifen. Aber noch immer ängſtlich, als wenn ſie in jeder neuen Geſtalt einen verhaßten Gegenſtand zu ſehen fürchte. Doch ſie entdeckte dieſen nicht, und ſichtbar ermuthigte ſich ihr Blick. Sie wurde ruhiger. Jetzt aber auch fiel ihre Lage ihr ein, an welche die Furcht ſie bisher nicht hatte denken laſſen. Mit einem hohen Erröthen, als ſie ſich in den Armen eines fremden Jünglings erblickte, ſprang ſie auf, und ſtand nun in ihrer vollen Schönheit, aber auch reizender Verwirrung da. Wo bin ich? Bin ich errettet? fragte ſie mehr mit verſchämter, als furchtſamer Stimme.

Ihr ſeyd in guten Händen! erwiderte der alte Zurmühlen, und könnt ohne Furcht ſeyn!

Sie ſpähete noch einmal ängſtlich im Kreiſe umher. Iſt Er nicht hier? fragte ſie.

Meint Ihr, fragte der junge Zurmühlen ſchnell, den langen, ungeſchlachten Räuber, in ſchwarzer Rüſtung, vernummt, und auf einem großen Rappen?

So ſah er aus! erwiderte die Dame, als wenn die bloße Erinnerung ſie von neuem ängſtlich gemacht

hätte. O Gott! fuhr sie fort, Ihr steht doch nicht mit ihm in Verbindung? Ihr liefert mich ihm doch nicht aus?

Fräulein! antwortete der alte Zurmühlen ihr mit Würden. Fräulein, denn Eure Gestalt und Euer Wesen scheinen mich zu berechtigen, Euch diesen Namen zu geben! Eure Fragen verzeihe ich Eurer Furcht. Wir haben keine Gemeinschaft mit Räubern, am allerwenigsten mit Dirnenräubern. Wir sind friedliche Kaufleute aus Münster; Ihr seyd sicher unter uns, denn wir glauben auch gegen Angriffe Euch vertheidigen zu können. Und wohin Ihr verlangt, bringen wir Euch, wenn Euer Weg nicht gar zu weit von dem unsrigen abgeht!

Die Dame war zwar, als sie jetzt erfuhr, in welcher Gesellschaft sie sich befand, einen Augenblick sichtbar betroffen, doch faßte sie sich schnell, und erwiderte dem Kaufherrn verbindlich: Euren Schutz nehme ich mit dem lebhaftesten Danke an. Wenn meine Fragen Euch beleidigt haben, so verzeihet mir. Die Verfolgung, der Fall vom Pferde, meine Angst haben noch jetzt meinen Sinn so verwirrt, daß ich meine, noch immer in einem ängstlichen Traume zu seyn. Wahrscheinlich habe ich auch Euch meine Errettung zu verdanken. —

Allerdings, holdseliges Fräulein! rief schnell der kleine Rathsherr Crusemann. Ohne uns hätte der lange Räuber Euch längst von dannen geschleppt. Das war ein gefährlicher Kerl!

So gefährlich nun eben nicht! fiel mit angenommener Bescheidenheit, um sich bemerklich zu machen,

der junge Zurmühlen ein; Im Gegentheile war er ein feiger Schuft.

Ihr wißt, wie ich ganz allein vor Euch vorausſprengte, als wir die edle Dame hier in Gefahr ſahen. Aber dennoch, und obgleich er noch wohl ein halbes Dutzend Helfershelfer bey ſich hatte, nahm er in größter Eile die Flucht, ſobald er mich nur ſah; ſo eilig, daß ich ihm nicht einmal einen Denkzettel mit auf den Weg geben konnte, ſo ſehr mein gutes Schwert auch danach verlangte.

Ja, ja! ſagte der kleine Rathsherr. Ich ſagte es ja vorhin: Ein Räuber hat immer ein böſes Gewiſſen, und daher nie guten Muth. Ihr lachtet; aber hat ſich mein Satz denn nicht ſchon wieder bewährt? Dieſer lange Kerl hatte Knochen, die kräftig genug waren; aber das Gewiſſen fehlte ihm! Und ich verſichere Euch, laßt nur den Stromberger kommen, auch den werden wir in die Flucht ſchlagen.

Die Dame erbleichte plötzlich bey dem Namen des Strombergers, und ſtand zitternd neben dem jungen Zurmühlen, der ſich an ihre Seite gedrängt hatte.

Ihr zittert, Fräulein? fragte dieſer mit einem muthigen Lächeln. Fürchtet Euch nicht! Haben wir Euch gegen Einen Räuber beſchützt, ſo werden wir auch gegen den Zweiten Euch vertheidigen können. Oder, fragte er ſchnell, war jener lange Räuber vielleicht der Stromberger?

Die Bläſſe des Mädchens machte einem hohen Erröthen Platz.

Nein! erwiderte ſie langſam. Das war der Burggraf von Stomberg nicht!

Aber ein Räuber wie dieser! rief Cruſemann. Vielleicht nicht einmal ein ſo frecher, ſonſt müßte er auch ſo berüchtigt ſeyn; und der Stromberger iſt doch der berüchtigteſte im deutſchen Lande!

Das Fräulein ſchlug einen Augenblick die Augen nieder; als ſie ſie wieder erhob, hob ſich zugleich ihre Geſtalt, die eine Zeitlang gebückt dageſtanden hatte. Der Ruf und das Schickſal, ſagte ſie mit feſter Stimme, ſind nicht immer gerecht!

Was? rief der Rathsherr, den dieſe Worte zu empören ſchienen, voll Eifer; was? Der Ruf ſoll nicht gerecht gegen den Stromberger ſeyn? Wer hat mehr, als er, wehrloſe Kaufleute überfallen, und geplündert und in ſein Burgverließ geworfen, bis ſie mit ſchwerem Gelde ſich auslöſeten? Wer hat mehr und öfter den Landfrieden gebrochen? — Wer? —

Eine dunkle Röthe ſtieg im Geſichte der Dame auf. Den Landfrieden hat er nie gebrochen, fiel ſie haſtig ein, weil er nie einen beſchworen hat; daß er gegen ſeine Feinde ſich vertheidigte, konnte ihm Niemand wehren. Und wenn er auf ſeinem Gebiete Kaufleute überfallen und angehalten hat, bis ſie ſich auslöſeten, wer will ihn deshalb anklagen? Warum verweigerten ſie ihm Zoll und Geleit, die er von ihnen verlangte?

Weil, unterbrach die Eifrige noch eifriger der Rathsherr, weil er kein Recht hatte, dieſe zu fordern!

Der Burggraf von Stromberg, erwiderte die Dame faſt ſtolz, gehört, wie die anderen drey Burggrafen des Reichs, zu den erſten Fürſten Deutſchlands, und wohl hat er das Recht, in ſeinem Lande Geſetze vor-

zuschreiben, und auf deren Beobachtung zu wachen und die Uebertreter zu bestrafen, wie es ihm gutdünkt.

Ey, mein schönes Fräulein! rief Crusemann etwas höhnisch; warum hat dann, wie das Gerücht besagt, unser Herr Bischof schon den Achtbrief gegen diesen Burggrafen in der Tasche? —

Weil — erwiderte sie hastig; doch schnell stockte sie. Ich weiß es wohl, fuhr sie dann langsamer fort, daß manchen Fürsten Westphalens der Burggraf von Stromberg, oder vielmehr seine Burggrafschaft, ein Dorn im Auge ist, und daß sie ihn und diese gar zu gern vertilgen möchten. Darum werden denn falsche Vorstellungen und falsche Anklagen gegen ihn bey Kayser und Reich gemacht; darum werden die Reisenden, die sonst gern Zoll und Geleit geben würden, in ihrer Weigerung bestärkt, und in ihren, oft grundlosen Klagen unterstützt. — Doch wozu dieß Gespräch! —

Vorwände! Leere Beschönigungen! rief der Rathsherr hitzig; die jeder Spitzbube bey der Hand hat! —

Der alte Zurmühlen hatte mit stillem Nachdenken die Dame betrachtet, die mit jedem Momente dieser Unterredung eifriger und heftiger zu werden schien; und wohl sonderbare Vermuthungen stiegen in ihm auf, über die er gern Gewißheit gehabt hätte. Dennoch, als er jetzt sah, daß das Gespräch die Dame angriff und ihr unangenehm wurde, machte er ihm schnell ein Ende. Fräulein, sagte er artig; ich sehe, Ihr habt Euch von Eurem Schrecken wieder erholt; unsere Reise erfordert Eile, wenn wir ihr Ziel heute noch erreichen wollen. Erlaubt daher, daß wir aufbrechen. Wenn Euer Weg ein anderer ist, als der unsrige, so habt Ihr über die Hälfte unserer Bedek-

kung so lange zu befehlen, bis sie Euch in sichere Obhut gebracht hat. Geht Eure Reise aber auf Lippstadt, wie die unsrige, so wird es uns doppelt angenehm seyn, in Eurer Gesellschaft reisen zu können.

Die Dame stand unschlüssig, als er hier schwieg, sie schien sich in einiger Verlegenheit zu befinden. Ihr seyd sehr gütig, lieber Herr! sagte sie nach einer Weile; ich bin aber in der That in Verlegenheit, welchen Gebrauch ich von Eurem Anerbieten machen soll. Ihr werdet auf Wiedenbrück oder Langenberg ziehen, mein Weg führt aber mehr rechts; gemeinschaftlich können wir also nicht reisen. Eben so wenig darf ich aber, bey der Unsicherheit der Gegend, es zugeben, daß Ihr um meinetwillen Euch trennt; und doch möchte ich auch nicht gern allein reisen.

Wegen unserer Trennung seyd ohne Sorgen! erwiderte Zurmühlen. Wenn ich von unserer Bedeckung Euch zehn Mann mitgebe, so bleiben noch immer genug zu unserem Schutze übrig.

Und die Zehn führe ich an, Vater! rief schnell der junge Johannes. Ihr erlaubt es doch, Fräulein, daß ich Euren Ritter mache?

Die Dame sah ihn mit einem etwas gleichgültigen Blicke an, der zu seiner Frage weder ja noch nein sagte. Der alte Zurmühlen aber erwiderte ihm kalt: Nicht Du! Ich werde das Fräulein den Ihrigen überliefern. Du bleibst, wohin die Jugend gehört, bey dem erfahrneren Alter, von dem sie lernen kann.

Aber, fiel der Sohn etwas kleinlaut ein, wer soll denn hier in Eurer Abwesenheit befehlen?

Der alte Zurmühlen sann einen Augenblick nach. Ihr, Vetter Crusemann, sagte er dann zu dem Raths-

herrn; seyd wohl so gut, in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit Zugführer statt meiner zu werden. In Zeit von einer Stunde, noch vor Langenberg, hoffe ich wieder bey Euch zu seyn. Ich kenne hier die Wege.

Der kleine Rathsherr wurde zu Anfang dieses Vorschlags etwas sehr blaß; indeß erfreute ihn doch das Zutrauen, das derselbe voraussetzte, und in dieser Freude und in der frischen Erinnerung des noch so eben über die Räuber erfochtenen Sieges, weigerte er sich nicht, das ihm angetragene Amt anzunehmen.

Schnell wurde jetzt alles zum Aufbruche fertig gemacht. Der alte Zurmühlen suchte zehn der muthigsten Reisigen aus, ließ die Dame auf ihren, unterdeß wieder aufgefangenen Zelter steigen, und dann beyde Züge sich in Bewegung setzen. Eine Zeitlang ritten sich noch neben einander auf derselben Straße. Bald aber ging ein schmaler Weg von der Hauptstraße rechts ab; dieser bezeichnete die Dame als den ihrigen, und während der Hauptzug auf der Landstraße fortritt, schlugen die Dame und an ihrer Seite Zurmühlen, von den zehn Reisigen gefolgt, den rechts in den Wald führenden Weg ein.

So lange beyde Haufen noch zusammengewesen waren, hatte Zurmühlen mit seiner Begleiterin nichts gesprochen. Jetzt aber ritt er näher an sie heran, und fragte sie ohne Vorbereitung; Fräulein, Ihr vertheidigtet vorhin mit vielen Feuer den Burggrafen von Stromberg; und jetzt führt Ihr mich einen Weg, der uns geradezu zu seiner Burg bringt; gehört Ihr dem Stromberger an?

Stimme und Blick war bey dieser Frage ohne Arg oder Hinterlist; die Dame gewahrte das wohl,

und sie schwankte lange, was sie ihm antworten solle. Ihre Bedenklichkeiten mochten aber doch am Ende siegen, denn sie antwortete: Verzeihet mir, lieber Herr, wenn ich Euch Eure Frage nicht beantworten kann; wenigstens jetzt noch nicht. Geduldet Euch, wenn ich bitten darf; bis wir am Ziele meiner Reise sind.

Ihr trauet mir nicht! erwiederte Zurmühlen etwas empfindlich. Verkennet meine Lage nicht! entgegnete die Dame. Würdet Ihr anders handeln, wenn Ihr an meiner Stelle wäret; allein, mitten im Walde, unter unbekannten Menschen, und eben noch kaum einem gefährlichen Abentheuer entronnen?

Zurmühlen antwortete nicht. Es ist freylich eine schlimme Zeit! sprach er nur leise, wie für sich; dann ritten sie schweigend neben einander.

Länger als eine Viertelstunde konnten sie noch nicht geritten seyn, als sie auf einmal, jedoch noch in ziemlicher Entfernung, Rufen und Waffengetöse zu vernehmen glaubten; es kam von der Gegend her, nach welcher die Kaufleute gezogen waren. Zurmühlen hielt sein Pferd an und horchte, als er es vernahm; auch die Dame lauschte, und Beyde wurden bald unruhig, als das Geräusch, anstatt nachzulassen, mit jedem Augenblicke zu wachsen schien, ohne gleichwohl näher zu kommen. Besonders wurde die Dame ängstlich. Sie lauschte mit vorgebogenem Körper, ganz Ohr und sah dann und wann, als wenn sie etwas auf dem Herzen habe, und doch sich zu entdecken fürchte, auf ihren Begleiter, der ebenfalls eine immer mehr in ihm aufsteigende Unruhe nicht verbergen konnte. Auf einmal aber schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

Ich fürchte Herr! sagte sie zu Zurmühlen; die Eurigen sind angegriffen, und in einem heftigen Kampfe. Laßt uns ihnen zu Hülfe eilen. Dieser Holzpfad, wenn ich nicht irre, muß uns in wenigen Minuten zu ihnen führen.

Der alte Zurmühlen konnte in der That seiner Unruhe nicht Herr werden, und dieser Vorschlag der Dame schien ihm sehr willkommen zu seyn. Wenn Ihr meint! — erwiderte er, und setzte sein Roß in Bewegung, um den angegebenen Weg seitab zu sprengen. Allein in demselben Augenblick hörten sie wildes Getöse, das ganz in ihrer Nähe war, und als sie sich umblickten, sahen sie einen Haufen Geharnischter, die in gestrecktem Galopp hinter ihnen her gejagt kamen, und sie schon bis auf wenige Schritte eingeholt hatten. Entfliehen war keine Möglichkeit mehr; auch mochte der brave Zurmühlen sich nicht dazu verstehen wollen. Er warf daher geschwind sein Pferd zurück, zog sein Schwert, und ermahnte seine Leute, sich muthig und standhaft zu halten; indem er seine Begleiterin bat, sich eilig davon zu machen.

Diese schien dazu jedoch nicht geneigt zu seyn; nachdem sie vielmehr mit einem kurzen Blicke die verfolgenden Reuter betrachtet hatte, rief sie Zurmühlen zu: Verhaltet Euch nur ganz ruhig, lieber Herr, diese Ritter thun uns nichts! Ich kenne sie an den drey Vögeln und an dem schwarzen Balken auf den Schilden.

Doch die Ritter waren anderen Sinnes. Glück auf! rief Einer von ihnen, dessen Schild ein langer schwarzer Balken mit einem Sterne zierte. Glück auf, da ist Beute! Drauf! drauf!

Zugleich war er mitten unter den Reisigen Zurmühlens, und hieb mit blinder Wuth um sich her; Zurmühlen wollte sich ihm entgegenwerfen und so das Zeichen zu einem allgemeinen Gefechte geben; allein seine Reisegefährtin hielt ihn plötzlich zurück, und drängte, statt seiner, sich dem fremden Ritter entgegen, indem sie rief: Diesen Kampf laßt mich auskämpfen! — Zugleicher Zeit schlug sie ihren Schleyer zurück, und zeigte ein glänzendes, freudiges Gesicht, und rief mit freudiger Stimme: Vater! Hermann! seyd Ihr es?

Da ließ der fremde Ritter verwundert Arm und Schwert sinken, und alle die Seinigen thaten desgleichen. Ein Ritter aber, der ganz hinten im Zuge war, eine hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt, mit einem schönen, aber vom Grame gefürchten Gesichte, drängte durch die, ehrerbietig ihm Platz machenden Knappen sich durch, warf sich rasch vom Pferde, und zog die Dame, die ebenfalls bey seinem Anblicke schnell von ihrem Zelter gesprungen war, mit dem lauten Ausrufe der Freude: meine Tochter! an seine Brust.

Es war der Burggraf Burchard von Stromberg, der hier seine Tochter wiederfand.

Lange hielt die Gräfin den greisen Vater stumm umarmt; dann wandte sie sich an den jungen Ritter mit dem Balken, und reichte ihm mit liebreicher Miene ihre Hand. Willkommen, Hermann von Morrian; sagte sie, leise bey dem Namen erröthend; Ihr kanntet mich wohl nicht? —

Bey Gott nicht, theure Gräfin! versicherte der Jüngling, indem er mit einem zärtlichen Blicke die dargebotene Hand drückte. Doch rasch wandte er sich nach Zurmühlen und dessen Reisigen um, die still die-

sem Schauspiele zusahen. Und diese? fragte er, sein Schwert wieder aufgreifend.

Sind meine Retter! erwiderte die Dame, indem sie freundlich ihren Vater und den Ritter Morian zu Zurmühlen führte. Dieser Herr, fuhr sie dann zu Beyden fort; hat mich aus den Händen eines frechen Räubers errettet, von dem ich Euch nachher erzählen werde. Ohne ihn und die Seinigen sahet Ihr mich schwerlich wieder.

Der Burggraf ergriff freundlich Zurmühlens Hand und drückte sie. Euer Name? fragte er.

Zurmühlen! antwortete dieser, Kaufmann aus Münster!

Herr Zurmühlen! fuhr der Burggraf fort; ich danke Euch. Euer Muth soll nicht unbelohnt bleiben!

Ich habe an keinen Lohn gedacht, als ich die Gräfin befreyete! erwiderte Zurmühlen, zwar bescheiden, aber nicht ohne jenen edlen Stolz, der ihm eigen war. Wollt Ihr aber, Herr Graf, fuhr er fort, mir Gleiches mit Gleichem vergelten, so begleitet mich nach jener Gegend des Waldes hin, wo ich noch immer Getöse vernehme, und wo wahrscheinlich mein Sohn mit meinen übrigen Reisegefährten überfallen ist.

Durch das Gesicht des Burggrafen flog ein Zug, wie fast des Schreckens. Hermann, fragte er den Ritter Monian; Bömmelingen ist doch nicht? —

Freylich! freylich! versetzte der Gefragte bedenklich. Mit dem ganzen Haufen muß er dort seyn! Gerade in der Gegend! Wir wollten ja dort in der Nähe zusammenstoßen!

Voran, Kameraden! rief der Burggraf ohne sich weiter zu bedenken, drückte den Helm fester in die

Stirn, und sprengte mit verhängten Zügeln zu der bezeichneten Gegend, gefolgt von seiner Tochter, seinen Leuten, Zurmühlen und dessen Reisigen.

Doch schon nach wenigen Minuten begegnete ihnen ein großer Trupp Reuter, an deren Spitze ein kleiner buckeliger Ritter ritt, und die in ihrer Mitte den Rathsherrn Crusemann und die meisten Uebrigen der Münsterschen Kaufleute als Gefangene führten.

Eine furchtbare Ahnung ergriff Zurmühlen, als er sie erblickte. Eine bange Frage schwebte auf seiner Lippe, aber er wagte nicht, sie zu thun.

Bömmelingen! rief der Graf hastig aber strenge dem buckeligen Ritter zu: Was hast Du angefangen? Wenn Unheil geschieht, immer hast Du es angerichtet.

Zum Teufel, Burggraf! antwortete dieser, indem er mit einem wilden Lächeln auf die Gefangenen zeigte; ich habe Euch da einen Haufen fette münsterschе Schweine eingefangen, wovon ich denk, daß wir noch lange daran zehren können. Schade nur, daß wir diese Wenigen gefangen haben; die Meisten sind zum Teufel gelaufen! Hört Graf; es ist ein schlechtes Vergnügen, gegen solche feige Hunde zu fechten; sie liefen, wie die Hasen, was nicht lief, konnte es vor Angst nicht.

Der alte Zurmühlen bekam wieder Athem.

Aus dem Haufen der Gefangenen drängte sich aber der Rathsherr Crusemann vor, auf den Burggrafen zu. Ach, gnädigster Herr! sprach er demüthig und flehend zu diesem: Verfahret gnädig mit uns wehrlosen und armen Leuten. Laßt uns nicht in Euer finsteres und tiefes Burgverließ werfen; rechnet uns lieber das Lösegeld höher an!

Der Burggraf wandte sich an Zurmühlen. Sind das Eure Gefährten? fragte er.

Ja, Herr Burggraf! antwortete dieser.

Ihr seyd frey, ohne Lösegeld! sagte jener darauf zu den Gefangenen, und könnt ruhig Eure Reise fortsetzen, wenn Ihr nicht vorzieht, auf meiner Burg Euer Nachtquartier zu nehmen, wozu ich Euch hiemit höflich einlade!

Der kleine Rathsherr, der vor Angst seinen Vetter Zurmühlen noch nicht gesehen hatte, wußte nicht, wie ihm geschah. Er starrte sprachlos den Burggrafen an, und seine schmalen Lippen hingen lang herunter. Doch hatte er noch so viel Besonnenheit, die Einladung anzunehmen. Wir danken unterthänigst! antwortete er, und stieß die Worte heftig, wie mit innerem Entsetzen hervor. Wir sind einfältige Bürgersleute, und wollen lieber unsere Reise fortsetzen, die eilig ist.

Und Ihr, Zurmühlen? fragte der Burggraf diesem.

Da blickte, bey dem Namen, der Rathsherr noch verwunderter auf, sah seinen Vetter, und rief voll Erstaunen: Wie kommt Ihr hieher, Freund Zurmühlen? — Und die Fremde Dame ist auch da? — Ich dachte Euch längst in Langenberg, und beneidete Euch tausendmal. Ach, es war ein gefährliches Amt, das Ihr mir da aufbürdetet. Solche Räuber, Ritter wollte ich sagen, haben doch Muth, wenn sie auch das Andere nicht haben; Ihr wißt wohl, was! Wir haben einen heftigen Strauß mit ihnen gehabt, an den ich mein Lebenlang denken werde. Plötzlich, wie ein Blitz, überfielen sie uns, rannten mit ihren langen Lanzen auf uns ein, schlugen mit ihren Schwertern auf uns los,

daß uns hören und sehen verging, und daß wir Gott dankten, nur geschwind genug davon jagen zu können. Nur ich nahm die Flucht nicht, weil Ihr mich doch einmal zum Anführer bestellt hattet, und weil ich meinen Posten nicht verlassen durfte. Auch Euer Sohn! —

Hier stockte er plötzlich in seinem Redefluß, und sah mit einem verlegenen Gesichte vor sich nieder, und dann wieder von der Seite Zurmühlen an.

Mein Sohn? fragte dieser gepreßt, und schnell und ängstlich Athem holend.

Cruſemann schwieg, verlegener werdend.

Um Gotteswillen! rief Zurmühlen. Fahrt fort. Mein Sohn?

Freund! versetzte der Rathsherr mit leiser Stimme, und langsam, wie die Worte abwägend. Freund! er war ein braver Junge, dessen sich kein Vater zu schämen braucht, und der ehrlich aushielt. Wenn er auch zuweilen ein bischen prahlte.

Um des Himmels willen! rief der unglückliche Vater immer ängstlicher und bleicher werdend. Endigt! Endigt! Sagt alles. Ist er todt? fiel er? —

Der Rathsherr preßte ein leises ja hervor!

Todtenstille herrschte in dem ganzen Kreise. Auf allen Gesichtern malte sich lebhafte Theilnahme, die bey dem alten Burggrafen und seiner Tochter, besonders bey der Letzteren, in wahren Schmerz überging.

Nur der buckelige Bömmelingen schien nichts zu fühlen.

Der junge Fent mit dem langen Ritterschwerte? rief er. Zum Teufel, der focht recht gut, besser, als

ich es von solch einem Heckenreuter erwartet hätte. Aber vor den Tod kein Kraut gewachsen ist! —

Der alte Zurmühlen hatte mit beyden Händen sein Gesicht bedeckt. Lange war sein Schmerz stumm. Zuletzt mußte er sich Luft machen Die Natur muß ja ihre Recht haben. Es war mein einziger Sohn! jammerte er. O Gott! während ich ihm seine Tochter befreye, erschlägt Er mir meinen Sohn! Herr des Himmels! duldest Du es? Lohn versprach er mir! Lohn! — furchtbarer Spott des Geschicks! —

Doch auf einmal faßte er sich; die Kraft seines starken Willens besiegte die Natur. Kommt Freunde! sprach er mit veränderter, ruhiger Stimme zu seinen Landsleuten. Laßt uns die zersprengten Gefährten sammeln, und die gebliebenen zur Erde bestatten, und dann mit Gott unsere Reise fortsetzen!

Diese Gewalt über den Schmerz erschütterte Alle. Die Gräfin weinte heftig; sie wollte sich ihm nahen, um ihm Worte des Trostes zu sagen, allein ein feines Gefühl der Schicklichkeit hielt sie zurück. Der alte Burggraf sah finster vor sich nieder; auch der Ritter Morian, nur Bömmelingen schien die allgemeine Stimmung nicht begreifen zu können. Pah! sagte er leise für sich, ein Menschenleben ist wie ein Fliegenleben!

Zurmühlen hatte sich unterdeß immer mehr zum Herrn seines Schmerzes gemacht. Sein Blick war wieder klar, obgleich sehr ernst geworden; seine Gestalt richtete sich wieder empor. Einen wehmüthigen Blick warf er auf die junge Gräfin; dann einen strengen auf den Burggrafen. Herr Burggraf! sprach er zu diesem. Im Himmel gibt es eine ewige Gerechtigkeit, die alle Thaten des Menschen wägt. Sie

wird auch die Eurigen wägen. Aber auch der irdischen Gerechtigkeit könnt Ihr nicht lange mehr entgehen. Ich werde Euer Ankläger!

Er drückte seine Sturmhaube tief in die Augen, die sich wieder zu feuchten begannen, und ritt, von seinen Landsleuten gefolgt, langsam der Wahlstatt zu, wo sein entseelter Sohn lag.

Der Burggraf sah ihm lange mit finsterem Blicke nach. Unglücksrabe! sprach er dann leise, warf einen Blick, wie den des Vorwurfs, zum Himmel empor, und lenkte sein Pferd auf den Weg nach Stromberg zurück. Die Gräfin folgte ihm, noch immer weinend, der Ritter Morian in sich gekehrt. Goswin von Bömmelingen aber summte ein lustiges Lied für sich.

Am dritten Tage nach diesen Vorfällen ging der Burggraf von Stromberg, in Gedanken verloren, in seinem Gemache auf und ab; sein einziges Kind, die Gräfin Sophia, saß an einem Tische vor einem der hohen Bogenfenster, das auf den Burghof führte, und war mit Wirken von Teppichen beschäftigt. Ihr gegenüber saß der Ritter Morian, die Augen zwar starr auf die Arbeit der Gräfin geheftet, aber offenbar zerstreut und an ganz andere Gegenstände denkend. Lange wurde kein Wort gesprochen, denn, obgleich die Gräfin nur an ihre Arbeit zu denken schien, so sah man doch auch ihrem sich plötzlich trübenden, oder aus dem Fenster über die reiche, mannigfaltige Fläche schweifende Blicke an, daß ihre Seele bey etwas Anderm, als blos bey ihrer Arbeit verweile.

Digitized by Google

Der Burggraf unterbrach zuletzt das Schweigen; er forderte seine Tochter auf, ihm nochmals die Geschichte ihrer Reise zu erzählen, eine Geschichte, die sie ihm in den Paar Tagen ihrer Rückkehr schon mehrere Male hatte wiederholen müssen. Als Grund der jetzigen Wiederholung gab er an, daß sein Freund, der Ritter Morian, noch nicht vollständig davon unterrichtet sey.

Die Gräfin gehorchte, ohne Widerstreben, obgleich ihr Erröthen bewies, daß sie es ganz gerne nicht that. Sie erzählte daher auch nur kurz und flüchtig.

Vor ungefähr drey Wochen war der Münsterſche Domscholaster, Heidenreich Wulf genannt von Lüdinghausen, ein frommer, gottesfürchtiger und gutmüthiger Mann, nach Stromberg gekommen. Dieser, den der Burggraf schon früher als er noch Pastor in Herzfeld, in der Nähe von Stromberg war, gekannt nnd oft besucht hatte, hatte dem Burggrafen vorgestellt, wie er durch seine Ueberfälle und Beraubungen wehrloser Kaufleute, durch seine Gefährdung der Landstraßen und durch sein Auflehnen wider jeden Landfrieden; sich den Haß nicht blos des Bischofs von Münster, sondern auch aller geistlichen und weltlichen Herrn Westphalens zugezogen habe. Er hatte ihn daher gebeten, von solchem, Gott mißfälligen Lebenswandel abzustehen, und fortan friedlich und ruhig zu leben wie es einem so edlen Reichsfürsten zustehe.

Der Burggraf hingegen hatte ihm erklärt, wie er, da die benachbarten Münsterschen und Osnabrückischen Kaufleute, von ihren Bischöfen hierin unterstützt, ihm ungerechter und unbilliger Weise den Zoll verweigerten, den er, als Fürst, der sein Land nur von Kay-

ser und Reich zu Lohn trage, in seinem Gebiete wohl fordern könne, nur seine wohlerworbenen Rechte beschützt und aufrecht erhalten habe, und wie er deshalb, so lange er nicht gegen Kayser und Reich gehandelt habe, weder einen Westphälischen, noch irgend einen anderen Edelen zu fürchton brauche.

Der Domscholaster hatte ihm hierauf vorgestellt, wie er doch um der herzlichen Freundschaft willen, die so lange Jahren zwischen ihm, dem Burggrafen, und dem Bischofe Florenz von Münster bestanden, dessen Unterthanen nicht ferner mißhandeln möge, und wie, um eine Ausgleichung dieserhalb zu versuchen, der Bischof ihn bitten lasse, von Münster zu ihm zu kommen, auf diese Reise aber auch seine Tochter mitzunehmen, indem der Bischof außerordentliches Verlangen trage, die Jungfrau wiederzusehen, die er als liebliches Kind so oft auf seinen Armen getragen.

Der Burggraf war wirklich früher sehr eng mit dem Bischofe von Münster befreundet gewesen; er hatte diesen sogar im Jahre 1364 in sein Bißthum einsetzen helfen, ihm sehr oft in seinen Fehden, gegen dessen eigene Münsterschen Unterthanen, die ihn mehrmalen nicht anerkennen wollten, beygestanden, uud seitdem Jahre lang in ununterbrochener Freundschaft mit ihm gelebt. Vor zwey oder drey Jahren aber war dieses Band durch die Zollzwistigkeiten des Burggrafen, und durch die darauf erfolgten Plünderungen und Mißhandlungen Münsterscher Kaufleute zerrissen worden, so daß seitdem Beyde, die sonst kaum Monate ohne einander hatten leben können, sich nicht wiedergesehen hatten Der Burggraf hatte auch jetzt keine Lust, der Einladung nach Münster zu folgen. Dagegen trug er

bey den wiederholten Bitten des Domscholasters, kein Bedenken, seiner Tochter die Reise dahin zu erlauben, zumal da er den Bischof stets ohne Arg gefunden, auf die Treue des ehrwürdigen Domscholasters aber sich Häuser bauen ließen, und auch die Gräfin selbst wünschte, ihren alten Freund und Lehrer einmal wiederzusehen.

Dabey hatte er noch einen anderen Grund, den er aber Niemanden mittheilte. Schon seit einiger Zeit hatte er gesehen, wie zwischen seiner Tochter und dem jungen Ritter Morian eine geheime Neigung entstand, die mit jedem Tage mehr wuchs und fester in Beyder Herzen zu wurzeln drohete. Stammte der junge Mann nun gleich aus einem der edelsten Geschlechter Westphalens, so war er doch zu arm, und hatte zu wenig Verbindungen, um, wenn er der Gemahl Sophiens werden sollte, die Integrität der Burggrafschaft Stromberg gegen die Ansprüche benachbarter Fürsten und angeblicher Lehnsvettern zu schützen, die schon jetzt, da der Burggraf keinen Sohn hatte mehr oder weniger laut hervortraten. Dieß bestimmte ihn, die jungen Leute für einige Zeit zu trennen. Er erlaubte der Gräfin daher die Reise nach Münster, gab ihr seinen alten, bewährten Vasallen, den Ritter Albert von Oer nebst einigen Knappen mit, und stellte ihr frey, so lange in Münster zu bleiben, als es ihr dort noch gefalle.

Allein die junge Gräfin war kaum einige Tage in Münster gewesen, als sie schon von da wieder fort, und nach Stromberg zurück sich sehnte. Der Bischof war nicht hieran Schuld, er war freundlich und liebreich gegen sie, wie ein Vater; desto mehr aber sein Vetter, der Ritter Rudolf von Wevelinghoven. Die-

ser, ein langer, hagener, häßlicher und dabey fader und aufgeblasener Mensch, verfolgte sie mit seinen Schmeicheleyen und Zärtlichkeiten vergestalt, daß aus der Gleichgültigkeit, womit sie ihn zu Anfang betrachtet hatte, zuletzt ein wahrer Widerwille bey ihr wurde. Als er ihr aber sogar nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er Ansprüche auf ihre Hand mache, wurde sie von einer unbesiegbaren Angst ergriffen, wenn sie ihn nur sah; und als er dennoch täglich zudringlicher wurde, und sie auch aus einzelnen Worten des Bischofs merkte, daß dieser nach und nach den Fürsprecher seines Neffen bey ihr machen wolle, wurde ihr der Aufenthalt zu Münster auf einmal so unheimlich und zuwider, daß sie den ersten besten Vorwand aufgriff, um mit ihrem treuen Oer die Rückreise wieder antreten zu können. Der Herr von Wevelinghoven bot ihr zwar seine Begleitung und seinen Schutz an, allein sie schlug diese geradezu aus, und trat den Rückweg allein mit dem Ritter Oer und ihren vier Knappen an. Das tückische Gesicht, mit dem der verschmähete Liebhaber Abschied von ihr nahm, beachtete sie nicht.

Doch kaum hatte sie mit ihrer Begleitung die zwischen dem Dorfe Behlen und dem Kloster Clarholz befindliche Heide zurückgelegt, und war in den daran, sich anschließenden Wald gekommen, als plötzlich aus dem dickigt zwölf vermummte, aber wohl bewaffnete Reuter hervorstürzten, und über ihre Bedeckung herfielen. Sie waren so unvorbereitet gekommen, daß der Herr von Oer sich kaum zur Wehre setzen konnte, und, fast ohne einen Schwertstreich gethan zu haben, vom Pferde gerissen und geknebelt wurde. Seinen Knappen erging es nicht besser. Helfen konnte die Gräfin nicht,

aber wohl sah sie, daß dieser Ueberfall blos ihrer Person galt, zumal da sie unter den Vermummten eine lange Gestalt sah, die ihr nur zu bekannt vorkam. Sie ergriff daher eilig die Flucht, wurde aber sofort von der Hälfte der Räuber verfolgt, und, als ihr Pferd stürzte, in dem Walde zwischen Clarholz und Herzebrock eingeholt, bis der unglückliche Zurmühlen sie befreyete.

Der Burggraf blieb sinnend mitten im Gemache stehen, als die Gräfin dieß wiederholt erzählt hatte. Mit jedem Augenblicke, sagte er dann, wird es mir klarer, was schon mein Vater fürchtete, und was ich mir nie gestehen mochte. Mein Land ist zu schön, und liegt ihnen zu gelegen, als daß die geistlichen Herrn nicht danach trachten sollten. Der Zeitpunkt scheint ihnen gekommen zu seyn; der Himmel selbst hat ihn beschleunigt, daß er mir keinen Sohn gab. So lange trauete ich diesem Florenz! So oft schüttete ich meine Brust gegen ihn aus, wie ich gegen keinen Bruder gethan hätte! Und nun! — Doch freylich, er hat Recht; er will nur den Glanz seiner Familie haben! Und — sprach er leiser — ist es denn im Grunde nicht auch besser, daß es so wird, als wenn fremde Raubthiere sich in das schöne Land theilen? —

Sein Blick verweilte sinnend auf seiner Tochter, deren Auge so eben dem des Jünglings ihr gegen über begegnet war, und die nun erröthend, aber sehnsüchtig in den wolkenlosen Himmel blickte. Nach einer Weile nahete er sich ihr. Sophie, fragte er sie, täuschtest Du Dich nicht? Weißt Du gewiß, daß Rudolf von Wevelinghoven Dein Räuber war?

Ich konnte mich nicht täuschen! erwiderte die Gräfin. Seine Gestalt, seine Stimme, selbst der stechende Blick, den er durch das Visir seines Helmes auf mich warf, alles verrieth ihn. Auch Oer, als er gestern wiederkam, hat ja meine Aussage bestätigt. Er hat ihn erkannt, als er wüthend, ohne die schon gehabte Beute, zu seinen Spießgesellen zurückgekehrt ist, und die Befreyung der Gefesselten befohlen hat.

Der Burggraf ging wieder schweigend und nachdenklich auf und ab. Auf einmal gab der Thurmwart draußen das Zeichen, daß sich ein Fremder der Burg nahe. Rasch wandte sich der Graf an den Ritter Morian. Empfange den Ritter, sprach er, der dort nahet, und führe ihn gleich zu mir hierher!

Der junge Mann verließ schweigend das Gemach. So wie er fort war, trat der Burggraf dicht vor seine Tochter. Sophie, sagte er, ihre Hand fassend, es nahet eine ernste, entscheidende Stunde für uns Beyde. Wahrscheinlich wird sie bestimmen, ob das Geschlecht der Burggrafen von Stromberg fortbestehen oder zu Grunde gehen und spurlos verschwinden soll; ob diese Grafschaft, über die ich jetzt, wie ein glücklicher Vater über seine Kinder herrsche, auch künftig meinem und Deinem Stamme gehorchen, oder wie ein wehrloses Thier von Wölfen und Tiegern zerrissen werden soll. In dieser Stunde soll darüber entschieden werden, und in Deine Hand sind die Loose gegeben.

In meine? fragte die Gräfin, und ihre Hand zitterte in der ihres Vaters, dessen Ernst und Wehmuth, womit er gesprochen hatte, ihren Busen mit Furcht und dunkeln Ahnungen erfüllte.

Meine Tochter! fuhr der Graf fort: Meine Besitzungen liegen mitten zwischen den drey geistlichen Ländern, Paderborn, Münster und Osnabrück; alle drey Bischöfe betrachten sie als eine schöne Beute, die ihnen fast nicht mehr entgehen kann; am meisten der Bischof Florenz von Münster, der mit dem Kayser und dem Papste persönlich befreundet ist. Ich habe keinen Sohn, der mein Erbe künftig beschützen kann; Deiner Thränen und Deines Flehens werden sie spotten, und mehr hat ein Weib nicht, um ihre Rechte zu vertheidigen. Dem Bischofe von Münster wird es ein leichtes Spiel seyn, sie verstummen zu machen, und der gefürchtete Moment ist unvermeidlich erschienen, unser Name stirbt, unser Land wird zerrissen. Sophie, und nur Ein Mittel kann uns retten!

Und welches? fragte das Mädchen, kaum hörbar, mit angehaltenem Athem.

Eine Verbindung mit dem Bischofe von Münster, erwiderte der Burggraf; die ihm oder den Seinigen allein das zusichert, was er sonst mit seinen Nachbaren theilen müßte.

Vater! rief die ängstlich Errathende.

Rudolf von Wevelinghofen — fuhr der Graf fort.

Um Gotteswillen! rief die Geängstete mit zitternder Stimme.

Sophie! sagte der Vater mit anscheinender Ruhe und Festigkeit; höre mich ruhig an; laß mich mein ganzes Herz vor Dir ausschütten. Der Bischof von Münster hat den Achtbrief wider mich in der Hand. Heute Morgen hat er es mir selbst geschrieben. Er wartet nur mit dessen Bekanntmachung und Vollstreckung, mit der er vom Kayser beauftragt ist, bis sich

eine passende Gelegenheit findet, und weil sein Vetter Rudolf um deinetwillen ein gut Wort bey ihm eingelegt hat, und weil er, der Bischof, hofft, dieß gute Wort werde Anerkennung bey uns finden. Darum ließ er uns, vorzüglich Dich, nach Münster einladen. Und jetzt, da auch jene Gelegenheit sich in der Anklage des alten Zurmühlen wider mich gefunden hat, haben wir die Wahl: entweder Du wirst die Gattin Rudolfs von Wevelinghoven, und dieser wird mit der Burggrafschaft Stromberg belehnt, wie vor zweyhundert Jahren unser Vorfahr Gottfried von Rudenberg; oder die Reichsacht wird gegen mich publizirt, die Grafschaft Stromberg zerrissen, und Du, wenn man es gut mit Dir vor hat, in ein Kloster gesperrt. Entscheide, Sophie; aber rasch. Der Herr von Wevelinghoven will selbst die Antwort holen; so eben ist er herein geritten, und in wenigen Minuten wird Morian ihn zu uns führen.

Die Gräfin saß da, starr und bleich wie eine Bildsäule, und fast eben so leblos; nur bey dem Namen Morian schreckte sie auf, und rief unwillkührlich: Hermann? — Dann erröthete sie plötzlich, und auf einmal stürzten heiße Thränen aus ihren Augen, und machten sie unfähig, ihrem Vater zu antworten.

Sammle Dich, meine Tochter! sagte dieser liebevoll.

Da ging die Thüre auf, und der junge Morian führte den Ritter von Wevelinghoven herein, und entfernte sich dann gleich wieder. Die Gräfin trocknete schnell ihre Augen, und trat mit ihrem Vater dem Fremden entgegen.

Dieser maß die unwillkührlich Zitternde mit einem flüchtigen, etwas spöttischen Lächeln, und wandte sich

dann an ihren Vater. Mein Ohm, sprach er zu diesem, sendet mich in einer zwiefachen Angelegenheit zu Euch, Herr Burggraf. Einmal soll ich Euch verkünden, daß der alte Handelsherr Zurmühlen in Münster Klage wider Euch erhoben hat, wegen böslichen Ueberfalls und Erschlagung seines einzigen Sohns. Mein Ohm läßt Euch dabey sagen, daß das ganze Volk Münsters über diesen Vorfall im höchsten Grade erbittert ist, und laut von ihm Rache für das Blut des Erschlagenen fordert, und daß mein Ohm daher nicht mehr im Stande ist, Euch ferner zu schützen. Vorausgesetzt indeß, und das ist mein zweyter Auftrag, daß ich ihm günstige Antwort auf das Schreiben bringe, das er Euch heute Morgen gesandt hat.

Er sprach diese Worte mit einer unverhehlten Anmaßung, die durch seine widerliche Stimme und sein grinsendes Lächeln, womit er dann und wann Seitenblicke auf die junge Gräfin warf, noch empörender wurde. Die Zornmuskeln im Gesichte des Grafen zuckten, und nur mit Mühe hielt er sich. Doch antwortete er ihm gelassen: Was den ersten Gegenstand Eurer Sendung betrifft, so ist die Erschlagung des jungen Zurmühlen gegen mein Wissen und Willen geschehen; ich kann daher um so weniger verantwortlich dafür seyn, als dieß Unglück wohl Niemanden mehr geschmerzt hat, als mich.

Der Herr, unterbrach ihn Wevelinghoven, ist immer für die Handlungen seiner Diener verantwortlich.

Wir wollen hierüber, fuhr der Burggraf fort, nicht ferner streiten. Denn am Ende bin ich Herr in

meinem Lande, und kann erschlagen lassen, wen ich will. Was aber euren zweyten Auftrag anbetrifft —

So, fiel der Wevelinghover ein; so wollt Ihr damit mich unmittelbar an Eure schöne Tochter verweisen.

Und ohne den Grafen ferner zu beachten, wandte er sich zu dieser, und fragte sie: Und Ihr, schöne Gräfin? Welche Antwort habt Ihr für mich? Euer Herr Vater hat doch mit Euch gesprochen? —

Die Gräfin stand, am ganzen Körper zitternd, und schlug ihre Auge zu Boden; auf einmal hob sie es wieder empor, und blickte zum Himmelsgewölbe auf; nur einen kurzen Moment; aber es war ein Blick, der alles ausdrückte, was das menschliche Herz in der entsetzlichsten Angst nur zu fühlen und zu bitten vermag.

Der alte Burggraf sah ihn, und er zerschnitt ihm das Herz. Eine Sekunde lang stand er noch schwankend, unschlüssig, dann trat er rasch vor, ergriff die Hand seiner Tochter, nahm, von seinem Gefühle überwältigt, die Erbleichte in seine Arme, und sagte zu dem Herrn von Wevelinghoven: Ich habe meiner Tochter noch nicht alles gesagt; erlaubt, daß ich es nachhole! In einer Viertelstunde holet die Antwort!

Er sprach diese Worte in einem stolzen, befehlenden Tone. Der Wevelinghover wurde davon betroffen; allein er verstand sie, und mit einem halb wüthenden und halb höhnischen Blicke verließ er das Zimmer.

Vater! sagte die Gräfin, als er fort war: Ich bin bereit! Rufe ihn zurück! Ich will die Seinige werden. Meine Angst war eine Thorheit. — Sie suchte sich stark zu machen, allein sie fiel erschöpft auf einen Stuhl zurück.

Doch der Graf ging mit ſtarken Schritten im Gemache auf und nieder; ſein beleidigter Stolz wurde immer lauter in ihm, ſein Zorn immer heftiger. Einzelne Worte: Frecher Bube! Unverſchämter! In meinem eignen Hauſe! — entfuhren ſeinen Lippen. Auf einmal ging er zu ſeiner Tochter; ſeine Züge waren ruhiger geworden.

Du liebſt, Sophie? fragte er ſie mit milder Stimme. Du liebſt Hermann von Morian? Geahnt habe ich es lange; dieſe Stunde hat mir Gewißheit gegeben!

Ein dunkler Purpur überglühete das bleiche Geſicht der Jungfrau. O mein Vater! ſagte ſie flehend; ich will ja Deinem Befehle gehorchen!

Du liebſt Hermannen? fragte der Graf noch einmal, und noch milder, liebevoller.

Das Mädchen wagte, ihre Augen zu ihm zu erheben; ſie ſah nur Güte und Liebe in ſeinem Geſichte. Da ging eine hohe, beſeligende Freude in ihrem Herzen auf. Ich liebe ihn, Vater! liſpelte ſie leiſe; und er auch. Eine ſelige Stunde raubte uns heute Morgen das Geſtändniß.

Ich hatte es geahnt! erwiderte der Graf, trat an das Fenſter, und rief mit lauter Stimme den Namen Hermann in den Burghof hinunter.

Nach wenigen Sekunden trat der Gerufene herein.

Der Burggraf trat ihm ernſt entgegen. Du biſt ein braver Burſch, redete er ihn an, und muthig und edel; ich ſelbſt habe Dich zum Ritter geſchlagen. Aber hätteſt Du auch den Muth, meiner einzigen Tochter Gut und Blut zu vertheidigen, und, wenn ſie alles

verloren hätte, sie in Noth und Elend nicht zu verlassen? —

Herr! sagte der überraschte Jüngling, und sah fragend bald den Vater, bald die hoch erröthende Tochter an.

Hättest Du den Muth? fragte jener noch einmal.

Da sah ihn der junge Ritter mit seinem kühnen und treuen Auge fest an, und erwiderte mit lauter Stimme: Ja, Burggraf, den Muth habe ich, so wahr der Himmel mir seinen Segen schenken möge!

So nimm sie hin, die Du liebst! sagte der Graf, zog seine Tochter empor, und legte sie in die Arme des Geliebten, und hatte selbst in den alten Augen Thränen stehen, als er sah, wie die Beyden mit Thränen der Wonne und des Entzückens sich fest und innig umarmt hielten.

Dann ging er heraus und ließ die Glücklichen allein. Nach einer Weile aber kehrte er zurück, gefolgt von dem Ritter von Wevelinghoven. Ihr wollt Eure Antwort holen, sagte er zu diesem, und zeigte auf die Liebenden, die sich noch umarmt hielten. Seht sie dort! Und Eurem Ohm sagt, ich und mein Schwiegersohn hofften, unsere Burggrafschaft besser beschützen zu können, als der freche und naseweise Bursch, den er mir geschickt habe!

Burggraf, das sollt Ihr bereuen! rief der lange Ritter, und stürzte mit dem Flammenblicke der Wuth und der Rache aus dem Gemache, und nach wenigen Minuten aus der Burg.

Der Burggraf freuete sich sehr, daß er diesem gemeinen und widerwärtigen Menschen nicht die einzige Tochter geopfert habe, und setzte sich mit erleichterter

Brust zu seinen Kindern, und hörte lange ihren Liebesgesprächen zu, und erquickte sich daran und an den Erinnerungen, die still, und süß und wehe aus seinem Jugendleben in ihm aufstiegen.

Dann aber berathschlagte er sich mit dem jungen Ritter über die Anstalten, die zum Empfange des mächtigen und erbitterten Feindes, den sie jetzt erwarten, und zur Ausdauer in dem Kampfe, dem sie entgegensehen mußten, erforderlich waren.

Der Bischof Florenz von Münster hatte wirklich den kayserlichen Achtbrief gegen den Burggrafen von Stromberg schon seit einiger Zeit in Händen. Obgleich er früher, wie bereits angeführt ist, Jahrenlang mit dem Burggrafen in der engsten Freundschaft gelebt hatte, die oftmals durch die wichtigsten Dienste, welche der Burggraf dem Bischofe, und dieser wieder jenem leistete, geprüft und bekräftigt worden war, so war er doch späterhin von allen Fürsten Westphalens der Erste gewesen, der öffentlich den Gewaltthätigkeiten Burchards sich entgegenstellt, auf deren Ahndung angetragen, und bey dem Kayser den Achtbrief wider ihn ausgewirkt hatte. Als einen Grund für dieses strenge und allerdings etwas auffallende Verfahren gegen seinen ehemaligen Freund, Beschützer und Bundesgenossen hatte er freylich die arge Gewalt und Bedrückung angegeben, die der Burggraf sich namentlich gegen *seine*, des Bischofs Unterthanen erlaubt hatte, und die seine Gerechtigkeitsliebe nicht länger ungestraft dulden könne. Besonders dem Kayser Carl IV., der noch jetzt wegen seines Geizes, seiner Feigheit und seiner Schwäche in

der Geschichte verächtlich dasteht, waren jene von dem Bischofe vorgetragenen Umstände, auch ohne ferneren Beweis, so wichtig gewesen, daß er von seinen Räthen die größtentheils aus Geistlichen bestanden, und die der gewandte Florenz leicht auf seiner Seite hatte, ohne Schwierigkeiten verleitet werden konnte, gegen einen Fürsten, selbst ohne dessen Vertheidigung zu hören, die hohe Reichsacht auszusprechen, der nicht nur Unterthanen des Reichs geplündert, festgenommen und erschlagen, sondern der auch dadurch ein noch größeres Verbrechen begangen, daß er es gewagt hatte, die Verfügungen der goldenen Bulle, deren sich dieser schwache Kayser bekanntlich mit vieler Eitelkeit als eines höchst wohlgerathenen Kindes, rühmte und annahm, durch Wort und That mit Füßen zu treten. Indeß leuchtete es doch Manchen, besonders Unbefangenen, die näher die Sache ins Auge faßten, ein, daß jener öffentlich von dem Bischofe angegebene Grund, nicht der einzige, hauptsächliche seines Verfahrens seyn könne; daß vielmehr auch noch andere Umstände, dieß zu bestimmen, mitwirken müßten. Welche dieß waren, darüber war man in höchster Ungewißheit, obgleich man wohl vermuthete, daß sie in dem persönlichen, vertrauteren Verhältnisse der beyden ehemaligen Freunde liegen dürften. Wir glauben, in dem Obigen bereits eine nähere Andeutung derselben gegeben zu haben.

Obgleich der Graf Engelbert von der Mark, damals kayserlicher Marschall in Westphalen war, so hatte der Bischof Florenz es doch zu Wege zu bringen gewußt, daß nicht jenem, sondern ihm, die Exekution der kayserlichen Reichsacht aufgetragen wurde. Er zögerte jedoch, obgleich er schon lange im Besitze des

Achtbriefs war, mit Publikation und Vollstreckung derselben, bis sich hinzu eine sehr passende Gelegenheit finden würde, indem er dann gegen den mächtigen Burggrafen um so mehr auf Unterstützung seiner Nachbarn rechnen konnte. Diese Gelegenheit hatte sich jetzt gefunden, als der junge Zurmühlen auf seinem friedlichen Zuge, kaum an der Grenze der Grafschaft Stromberg, von den Leuten des Burggrafen ohne alle Veranlassung war erschlagen worden; nnd als dessen unglücklicher Vater und mit ihm die ganze Bürgerschaft Münsters jetzt vor dem Pallaste des Bischofs erschienen, von diesem laut Rache für das Blut des Erschlagenen forderten, und mit ihrer ganzen streit- und waffenfähigen Mannschaft das Heer des Bischofs zu unterstützen versprachen.

Eine solche Stimmung und einen solchen Zeitpunkt hatte der kluge Bischof abgewartet; und alsbald fertigte er jetzt einen Herold, der den Achtbrief zuerst dem Burggrafen und dann dem Adel Westphalens bekannt machen solle, nach Stromberg ab. —

Nur wenige Tage waren seit der Abreise des Ritters von Wevelinghoven ruhig und ungestört vergangen; der Burggraf, der sie wohl für Vorläufer eines gewaltigen Sturmes ausah, hatte sie dazu benutzt, sich in völlig wehrhaften Zustand zu setzen. Die Burg Stromberg und das ungefähr drey Stunden nordwestlich von derselben gelegene feste Schloß Krassenstein waren mit Lebensmitteln und Vertheidigungswaffen aller Art versehen; besonders auf der Burg Stromberg herrschte ein reges, kriegerisches Leben. Die große Rüstkammer der Burg war geleert worden und Waffen von allen Gattungen und aus allen Zeiten des

Mittelalters waren auf den Burghof transportirt, um dort entweder geputzt und ausgebessert, oder dahin vertheilt zu werden, wo sie ihrer Natur und ihrer Bestimmung nach die besten Dienste leisten konnten. Panzer, Helme und Schilde, große Schwerter und breite Flammberge, Piken und Lanzen, Streitärte und Morgensterne lagen dort bunt zerstreut durcheinander, wurden von ihrem Roste gesäubert, polirt, geschliffen, geschärft und reparirt. Schanzkörbe wurden ausgebessert und gefüllt, große Kessel, aus denen das siedende Wasser auf die Stürmenden geschüttet wurde, wurden herangeschleppt, Felsstücke, um sie von den Mauern zu schleudern, herbeygewälzt; dann wurde alles vertheilt in Schießscharten, an die Thore, auf die Mauerzinnen.

Der Burggraf selbst leitete alle diese Zurüstungen, zwar finster und still, aber mit Ruhe und Besonnenheit. Er hatte alle seine Vasallen aufbieten lassen, mit ihren Mannen ihm schleunigst zu Hülfe zu eilen, und ihm in einem Kampfe beyzustehen, dessen er stündlich gewärtig seyn müsse. Und wirklich hatte er auch die Freude, keinen Einzigen ausbleiben zu sehen. In froher Kampflust ritt Ein Ritter nach dem Anderen, von tapferen Fähnleins gefolgt, in die Burg Stromberg ein, und freudig boten sie dem angestammten Lehnsherrn ihre Dienste an, ihn gegen jeden Angriff, gegen jede Unbill zu vertheidigen. Das Auge des Burggrafen hätte wohl freudig lächeln können, wenn er die Tausende von streitbaren und kampflustigen Männern sah, die in der Burg und rund um dieselbe gelagert, nur von seinem Winke abhingen, und die bereit waren, seine Person und seine Rechte bis zu ihrem letzten Blutstropfen zu beschützen; allein dennoch erheiterte es

sich nicht, sondern blieb finster und trübe, als wenn die Kampflust, die sonst so oft darin geblitzt hatte, auf einmal von einem schweren, drückenden Gefühle einer Schuld oder eines Verbrechens, oder auch von einer schwarzen, verderbendrohender Ahnung verdrängt worden wäre.

Vier oder fünf Tage waren auf diese Weise verflossen. Auf den Fünften folgte eine warme, stille Nacht, die alles in der Burg und deren Umgebung früh in Ruhe wiegte. Die Wachtfeuer, welche rund um die Burg von allen Seiten angezündet waren, waren verloschen; die Krieger schliefen ruhig auf ihren Waffen, neben ihren Rossen; die Ritter auf der Burg ruheten aus von einem fröhlichen Gelage, bey dem man nur den Wirth nicht fröhlich gesehen hatte. Alles lag in Schlaf und Ruhe. Nur die Schildwachen an den Thoren der Burg und auf den Mauern wandelten, eingedenk ihrer Pflicht, auf ihren Posten auf und ab, und riefen sich zuweilen an, um sich aufzumuntern, oder auch gelegentlich einander einen Witz oder eine Merkwürdigkeit mitzutheilen. —

Auf einmal wurde oben auf dem Thurme über dem Haupteingangsthore die Stimme des Wärters laut. Er rief mit gedämpfter Stimme der Schildwache unten am Thore zu, wie er einen einzelnen Menschen von dem Oelder Wege her, sich pfeilschnell durch die Gebüsche auf die Burg zuschleichen sehe; manchmal stehe die Figur, die er wegen der Dunkelheit der Nacht nicht genauer erkennen könne, eine halbe Minute lang still, und scheine dann spähend nach allen Seiten sich umzusehen. Der Thurmwart forderte die Wache auf,

von dieser allerdings verdächtigen Erscheinung weitere Meldung zu machen.

Diese schickte sich auch schon dazu an, als plötzlich hinter einem Vorsprung der inneren Mauer her mit behenden aber schweren Schritten Jemand näher kam. Es war eine kleine, bewegliche Figur, mit langen Armen und einem großen Höker auf dem Rücken, das Haupt mit einem Helme bedeckt und den Körper in einen schweren Panzer gehüllt, von dem es fast unmöglich schien, daß der schmächtige, kleinliche, verkrüppelte Bau ihn tragen könne; daher hatte die ganze Erscheinung des Mannes etwas Seltsames, und auf den ersten Anblick fast possirliches, wogegen sie, wenn man die Kraft sah, mit der er sich unter der schweren Last der Rüstung leicht und als wenn er nichts zu tragen habe, bewegte, und wenn man von dem stechenden Blicke zweyer kleiner, aber fast wie Sterne leuchtender Augen durch das Visir des Helmes getroffen wurde, grausenhaft und beynahe gespensterartig wurde.

Was gilts? trat dieser Mann die Schildwache rasch an.

Der Lanzenknecht schrack beynahe über die unerwartete Erscheinung zusammen. Ihr da, Ritter Bömmelingen? rief er mehr erschrocken als erstaunt aus, und berichtete dann schnell, was der Thurmwart gesehen hatte, indem er die Frage hinzufügte, ob er Lärm schlagen solle?

Der Ritter antwortete auf diese Frage nicht, sondern ließ nur ein unterdrücktes Lachen hören. Freylich, sagte er dann leise für sich; man sollte sie aufwecken, aus süßem Schlafe, aus gaukelnden Träumen, die Verliebten, wie die Betrunkenen! Gesichter und

Verlegenheit würden köstlich seyn! — Doch sey still! rief er dann lauter der Schildwache zu, und bestieg die Wendeltreppe, die zum Thurmwart führte.

Als er oben angekommen war, sah er sich nach allen Seiten flüchtig um und folgte dann der Richtung, die ihm der Wärter still mit dem Finger angab. Er sah in derselben den verdächtigen Menschen, der so eben rasch aus einem Gebüsche hervortrat, vorsichtig mitten durch einen Haufen Lanzenknechte schritt, die dort im Grase ruheten, und dann mehr springend als gehend, sich geradeswegs der Burg nahete. Der Ritter beobachtete ihn schweigend. Der Thurmwart aber fragte ihn leise: Sollte man den Kerl nicht fast für ein Gespenst halten, so leise und keck schritt er über die Schlafenden weg?

Da lachte der Ritter Bömmelingen recht höhnisch. Du hast Recht, alter Narr! sagte er; es ist mein Theodorus, der auf Kundschaft ausgewesen ist. Ich kenne ihn an den langen Beinen und langen Sprüngen. — Zugleich rief er, als der Gegenstand ihrer beyderseitigen Aufmerksamkeit jetzt schon fast das Thor erreicht hatte, mit halblauter Stimme herunter: Gibts etwas, Theodorus?

Dachte ichs doch, Herr, erwiderte der Gefragte daß Ihr schon auf seyn würdet. Nun nur rasch aufgebrochen. Von der Warendörfer Straße her nahet ein Häuflein seltsam vermummter Reisige; sie haben den geraden Weg hieher eingeschlagen; wer sie sind und was sie wollen, weiß ich nicht, denn sie reiten still, aber auch langsam wie ein Leichenzug, und keinen Laut hört man bey ihnen, als den ihrer Pferde.

Wie viele? fragte Bömmelingen kurz.

An zwanzig! war die Antwort.

Und sonst?

Alles leer! entgegnete der Knappe, kein Roß und kein Mann und kein Geräusch auf drey Stunden die Runde.

Bleibe dort! rief der Ritter; ich bin gleich bey Dir; vor Sonnenaufgang müssen wir sie haben.

Er stieg rasch den Thurm herunter, verbot dem Thurmwart und der Schildwache, Gewach zu machen, ging in die Ställe, wo die Reisigen schliefen, weckte zwanzig Mann von diesen, befahl ihnen, leise ihre gesattelten Pferde herauszuziehen, zog dann sein eignes schwarzes Roß ebenfalls hervor, saß in einer Minute auf und ritt an der Spitze eines kecken Zuges langsam zum Burgthore hinaus. Draußen sprach er noch einige leise Worte mit seinem langen Knappen; dann wandte er sich an seine Reisigen zurück und rief: Haltet Euch brav, Stromberger, und hauet frisch drein; wenn mich nicht alles trügt, so werden wir einen guten Fang machen. Voran! rief er dann, und während Theodorus mit seltsamen Sprüngen vor ihnen herlief, setzte sich der ganze Zug in schlankem Trabe in Bewegung; die schlafenden Krieger, die um die Burg lagerten, wurden durch das Geräusch wach, allein ehe sie aufblicken konnten, war schon alles aus ihrem Gesichtskreise verschwunden.

Sie waren noch nicht gar lange so geritten, als sie nicht weit von sich Pferdegetrappel vernahmen, das ihnen entgegen zu kommmen schien. Der Ritter ließ seine Leute anhalten. Da sind sie! sprach er leise zu ihnen; sie kommen geschwind, um sich den Tod zu

holen! Würden auch, fuhr er widerlich lachend fort, langsamer reiten, wenn sie wüßten, was sie hier erwartet. — Vertheilt Euch hier, befohl er dann, ins Gebüsch; zu jeder Seite zehn, und so wie sie mitten zwischen uns sind. —

Spart Euch die Mühe, Herr! rief plötzlich der lange Theodorus dazwischen, der voraus gewesen war, und mit seinen langen Beinen jetzt zurückgesprungen kam. Unsere Erwarteten sind das nicht, die müssen dort rechts herkommen; dieß ist etwas anderes; laßt es vorbey ziehen, damit uns jene nicht entgehen!

Bömmelingens Augen glüheten vor Zorn. Esel! rief er, mein Schwert hat noch Niemanden vorbeygelassen, den es erreichen konnte. Packe Dich zum Teufel, oder es möchte heute auch Dich noch treffen! — Thut, wie ich Euch befohlen habe! rief er dann seinen Leuten zu, und theilte sie in zwey Theile, die im Gebüsche sich versteckten; er selbst ritt an eine dicke Eiche. Dort standen sie harrend eine Minute; das Pferdegetrappel kam näher.

Auf einmal kam des Ritters langer Knappe, der sich unterdeß wieder entfernt hatte, noch einmal zurückgesprungen, dießmal laut lachend. Drauf, gestrenger Herr! rief er: sie kommen! Haut sie nieder; laßt ja Niemanden vorbey, den Euer gutes Schwert erreichen kann!

Mit der Behendigkeit eines Hirsches sprang er wieder fort, und fast in demselben Augenblicke wurde ein Haufen Reuter sichtbar, in dem jedoch plötzlich eine derbe Stimme Halt kommandirte, worauf Alle ihre Rosse anhielten. Seyd auf Eurer Hut! rief dann

dieſelbe Stimme; es ſcheint mir nicht richtig hier im Gebüſche!

Da ſprengte raſch der Ritter Bömmelingen hinter ſeinem Baume hervor und lachte laut auf, daß ſeine Gefährten, die ihm folgen wollten, vor Verwunderung nicht wußten, was ſie thun ſollten. Bömmelingen aber ritt geradezu auf den fremden Haufen los, und rief, als er bey dieſem ankam, mit lachender Stimme: Es iſt hier richtig genug, alter Albert! Laßt nur ruhig Eure Schwerter ſtecken, Ihr trefft hier gute Freunde. Aber wo kommt Ihr denn in der finſteren Nacht her?

Der Ritter Albert von Oer ſchien nicht ſehr erfreut, als er Bömmelingen erkannte. Wir kommen von Kraſſenſtein, ſagte er kalt und kurz, wohin der Burggraf uns vorgeſtern geſchickt hat, um das Schloß in feſten Stand zu ſetzen.

Und Ihr habt es wohl recht feſt gemacht? fragte Bömmelingen.

Ich kenne meine Pflicht! antwortete Oer noch kürzer.

Das iſt brav! erwiderte in ſpöttiſchem Tone und mit einem ſtechenden Blicke Bömmelingen: Sehr brav! denn die Tage kommen, wo der Burggraf Männer von Muth und Treue nöthig hat.

Solch ein Achtbrief, den, wie alles Land ſagt, der fromme Biſchof von Münſter gegen ihn in der Taſche hat, iſt ein fatales Ding, das ſchon manche Treue wankend machen kann.

In Weſtphalen kennt man keine wankende Treue! fiel Oer ruhig ein.

Und doch, fuhr jener fort; habe ich die felſenfeſteſte Treue durch einen Achtbrief ſchon erſchüttert geſehen.

Wer will auch einem ehr- und rechtlosen Menschen, dessen Haupt nicht mehr werth ist, als das eines jeden Mörders und Diebes, sein Wohl und sein Leben opfern, ohne daß man dafür anderen Dank einärndten kann, als selbst ehr- und rechtlos zu werden, wie jener auch!

Der sah ihn mit einem scharfen, verachtenden Blicke an; Bömmelingen hielt ihn aus, würde dann auf einmal sehr ernst, und indem er Ders Hand drückte, sagte er mit veränderter Stimme und verändertem Wesen: Wir Beyde wanken nicht, alter Freund! Verzeihet mir meine Sprache von eben. Es steigt zuweilen ein bitterer Hohn gegen das ganze Menschengeschlecht in mir auf, den ich alsdann unmöglich unterdrücken kann. So gings mir auch eben. Aber für den Burggrafen lasse ich mein Leben wie Ihr.

Der gab ihm seine Hand, aber ohne den Händedruck zu erwidern. Ich weiß es, sagte er nach einer Pause mit warmem Tone, Ihr seyd ein tapfrer Ritter, und dem Burggrafen treu, und er hält auch viel auf Euch; aber. —

Aber? fragte Bömmelingen den Stockenden.

Der bedachte sich einen Augenblick. Aber er liebt Euch nicht, sagte er dann schnell, wie Ihr ihn nicht liebt.

Bömmelingen antwortete nicht, in sein erdfahles Gesicht stieg eine dunkle Röthe, von der man nicht wußte, ob man sie der aufgehenden Morgenröthe oder einem heftigen Gefühle seines Innern zuschreiben solle.

Sie kommen! rief auf einmal die Stimme des langen Theodorus, der mitten zwischen ihnen stand, ohne daß sie ihn hatten ankommen sehen, und der jetzt

auf die Landstraße zeigte, die sich rechts in das dichtere Gebüsch bog.

Macht Euch fertig! rief Bömmelingen seinen Leuten zu; aber nur gerade darauf los, wir sind ihnen jetzt überlegen. Denn nicht wahr, wandte er sich an Oer, Ihr leistet uns wohl Hülfe, in dem kleinen Strauße, den wir bestehen sollen!

Was gibts! fragte Oer verwundert.

Einen Fang! rief Bömmelingen, gab seinem Rosse die Sporen, und flog, von allen Anwesenden gefolgt, die bezeichnete Straße hinauf. Ein Trupp geharnischter Reuter kam ihnen langsam entgegen, als sie um die Ecke bogen. Ergebt Euch! schrie Bömmelingen, während sein Trupp ein furchtbares Geheul erhob. Aber rasch hatten die fremden Reuter ihre Rosse gewendet, und mit Blitzesschnelle stürzten sie davon, nach allen Seiten in die Büsche hinein.

Nur Einer, der den Zug angeführt hatte, entfloh nicht. Mir nach, Gefährten! rief er, glaubend, die Seinigen hielten noch hinter ihm, riß sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf die Ueberfallenden ein. Mit kräftigem Arme hieb er um sich, allein, ohne Unterstützung, mußte er bald den, von allen Seiten nur auf ihn Eindringenden unterliegen. Ein gewaltiger Hieb Bömmelingens warf ihn vom Pferde.

Schneidet dem Narren den Hals ab! rief Bömmelingen laut lachend, als er fiel, und rasch sprangen einige Knechte vom Pferde, um diesen Befehl auszurichten. Doch jener besann sich eines anderen. Halt! rief er dazwischen, sprang ebenfalls zur Erde, und nahete sich dem Gefangenen. Wer bist Du, Gesell? fragte er diesen, und wohin wolltest Du?

Zu Deinem Herrn, dem Burggrafen von Stromberg! antwortete eine tiefe, dumpfe Stimme. Wer ich bin, kann Euch gleichgültig seyn!

Und Du kennst doch uns? fragte Bömmelingen.

Ey, erwiderte der Fremde höhnisch, fallen dann, jetzt im tiefen Landfrieden, noch andere, als Straßenräuber und Stromberger über den wehrlosen Reisenden her? Daß Ihr zu den ersteren nicht gehöret, sieht man leicht. Und zu dem, wer sollte Dich, Ritter Bömmelingen nicht kennen? Den Ritter vom Galgen, wie Stadt und Land Dich nennt?

Hund! knirschte Bömmelingen, und hieb mit seinem Schwerte nach dem Wehrlosen. Aber Oer fing mit seinem Schilde den Hieb auf. Laßt ihn! sprach er zu Bömmelingen, er ist auf ritterliche Art in Gefangenschaft gekommen. Unsere Ehre hängt an seinem Leben.

Aber der Gereitzte lachte wild. Reißt ihm den Helm ab! befahl er seinen Knechten, und dann macht ihn um seinen Kopf kürzer!

Niemand rühre ihn an! sprach Oer mit ruhiger, aber streng befehlender Stimme, und stellte sich vor den Gefangenen. Die Knechte standen unentschlossen. Selbst Bömmelingen schien zu schwanken und mit sich selbst zu kämpfen. Mag er laufen! sagte er nach einer Weile; das Burgverließ auf dem Stromberge ist auch kein Paradies; aber eine Hölle, guter Freund! setzte er höhnisch lachend hinzu, indem er den Gefangenen auf die Schulter klopfte.

Dieser, dessen rechter Arm durch einen schweren Hieb, den er darauf bekommen, gelähmt war, wurde jetzt durch Oers Fürsorge auf ein Pferd gehoben

und Alle setzten sich dann gen Stromberg in Bewegung.

Die Sonne ging eben auf, als sie hier anlangten. Der Burggraf war schon auf und stand auf dem Burghofe neben dem jungen Hermann von Morrian, mit dem er angelegentlich sprach.

Sein Gesicht war aufgeheitert, und freundlich ging er den Ankommenden entgegen. Wie stehts auf Krassenstein? fragte er den Herrn von Oer.

Gut! antwortete dieser; ich komme nur, um mir mehr Mannschaft von Euch auszubitten. Die hundert Mann, die ich dort habe, möchten es nicht lange vertheidigen können!

Nimm Dreyhundert hinzu! erwiderte der Burggraf; wir haben hier Leute genug. Und dann halte Dich vier Wochen, damit der Münsterländer sich nachher nicht rühmen kann, einen Ziegel in der Burggrafschaft Stromberg sein genannt zu haben.

Vier Wochen, Herr? fragte Oer bedenklich. Glaubt Ihr, Burggraf, in vier Wochen sey diese Fehde zu Ende?

Doch, erwiderte Burchard ruhig. Wir sind nirgends müßig gewesen, während Du auf Krassenstein warst. Morrian ist bey meinen Freunden gewesen; so eben kommt er zurück, und bringt gute Nachrichten. Der Graf Otto von Tecklenburg ist schon auf dem Wege nach Lübeck, wo der Kayser sich jetzt aufhält, um ihm die Gerechtigkeit meiner Sache vorzustellen; spätestens in vier Wochen muß er fertig seyn. Und so lange werden wir uns wohl halten können, zumal da auch der rechtschaffene Bischof zu Paderborn die

Zusicherung gegeben hat, nicht die Waffen gegen mich zu ergreifen.

Und Ihr vertrauet auf diese Sendung? fragte Oer, noch immer bedenklich.

Der Tecklenburger ist angesehen bey Kayser und Reich! entgegnete der Burggraf; und die gerechte Sache siegt stets!

Wohl gesprochen, Burggraf von Stromberg; aber übel für Euch! rief auf einmal die dumpfe Stimme des gefangenen Ritters, der unbemerkt in dem Haufen gestanden hatte.

Der Burggraf schrack fast über ihren Ton zusammen. Sein Auge spähnte in die Richtung, woher er kam. Da trat der Fremde unerschrocken hervor, stellte sich dicht vor den Grafen, und schlug das Visir seines Helmes auf; und der Burggraf erbleichte sichtlich, als er in das blasse Gesicht und in die strengen Augen des Greises sah, der jetzt so nahe vor ihm stand. Unglücksrabe! rief er unwillkührlich, und trat einen halben Schritt zurück.

Bin ich das jetzt erst? fragte der Ritter mit strengem Vorwurfe. Burggraf, warum war ich es Euch nicht früher? — Sein Auge streifte verächtlich den Ritter Bömmelingen, der ebenfalls als er das Gesicht des Gefangenen sah, auffallend betroffen worden war, und jetzt verlegen da stand. Ruhig fuhr er dann, sich wieder zu dem Burggrafen wendend, fort. Doch lassen wir unsere Sachen — ein anderes Geschäft führt mich zu Euch! — Burggraf von Stromberg! sprach er dann mit verstärkter Stimme; ich stehe vor Euch im Namen des Kayſers Caroli IV., und meines Herrn

des Biſchofs Florenz von Münſter, um Euch zu verkünden, wie das Oberhaupt des Staates, nachdem es vergeblich mit väterlicher Milde Euch angemahnet, von Eurem Morden wehrloſer Bürger abzuſtehen, ſich endlich gezwungen geſehen hat, wegen Euren genannten Miſſethaten und Verbrechen, und wegen Eures langjährigen Verhöhnens alles Landfriedens, die oberſte Reichsacht über Euer ſchuldiges Haupt zu verhängen. Demgemäß erkläre ich im Namen meines oberſten Herrn des Kayſers, Euch Burchard Burggrafen zu Stromberg und Herrn zu Kraſſenſtein, als überführt gemeiner Straßenräuberey, ſchmählicher Mordthaten und öfteren Landfriedensbruchs, für ehr- und rechtlos, Euer Haupt für vogelfrey, und alle Eure Güter, Lehne und Beſitzungen dem Reiche, von dem ſie herſtammen, zurückverfallen. Und ſoll es einem Jeden, er ſey, weß Standes er wolle, erlaubt und befohlen ſeyn, ohne Urtel und Fehdeanſage, Euch zu fangen oder zu erſchlagen, wie er es am beſten vermag, und Euren Leib den Vögeln des Feldes zu überliefern, da er in geweiheter Erde nicht ruhen darf. Allen denen aber die von dieſem Augenblicke an noch eine Stunde lang mit Euch halten, und ihre Hände und ihre Hülfe nicht von Euch abwenden, denen verkünde ich ein gleiches Schickſal, und ſollen auch ſie ehrlos und rechtlos ſeyn und ein Jeder ſie erſchlagen können, wo er ſie findet. — Zum Vollſtrecker dieſer Acht hat des Kayſers Majeſtät meinen Herrn, den Biſchof Florenz von Münſter ernannt, der in wenigen Stunden hier ſeyn wird, um zu thun, was ſeines Amtes iſt. — Und nun, Burggraf, iſt mein Auftrag zu Ende; jetzt verfahret mit mir, wie es Euch gutdünkt!

Die Stimme des Greises wurde mit jedem Worte nachdrücklicher, ernster, feyerlicher; er stand da, in seiner würdevollen Haltung, mit seinem blitzenden Auge, seinem furchtlosen Gesichte und bedeckt von seiner einfachen, schwarzen Rüstung, wie ein überirdisches Wesen, wie ein rächender Strafvogel. Kein Laut wurde um ihn her hörbar, obgleich alle Ritter, die auf der Burg waren, nach und nach herbey gekommen waren, und einen Kreis um ihn geschlossen hatten. Alle standen ernst und sinnend da, und hörten seinen Worten; selbst Bömmelingen, aus dessen Gesichte jede Spur eines Hohns verschwunden war, blickte nachdenklich vor sich nieder. In des Burggrafen Gesicht aber war mehr als Ernst zu lesen; es spiegelte sich ein heftiger Kampf seines Innern darin ab, wie wenn der Augenblick, der jetzt gekommen war, obgleich er ihn lange vorher gesehen und erwartet hatte, ihn dennoch mit Gewalt träfe und das Gefühl einer schweren, auf ihm lastenden Schuld mit erneuerter Kraft in ihm weckte, wogegen sein Stolz und seine angeborne Kraft jedoch die höchsten Anstrengungen machten, um jede Ueberwältigung dieses Augenblicks zu unterdrücken und zu zerstören. Sein Gesicht war blaß und abgespannt, sein Auge in sich gekehrt; wenn es aber plötzlich den greisen Ritter traf, dann war es, als wenn er von einem inneren Grauen, das wie ein electrischer Schlag auf ihn wirkte, getroffen werde.

Als der fremde Ritter schwieg, stand auch er noch eine ziemliche Pause schweigend, und kein Laut war in dem gedrängten Kreise zu hören. Dann aber richtete sich auf einmal seine Gestalt auf, sein Auge bekam wieder Feuer, sein Gesicht den Ausdruck des Muths,

der Kraft. Mit schnell errungener Ruhe überschaute er die Versammlurg der Ritter, dann sprach er kurz, aber stolz, im Gefühle seiner großen Seele: Ritter und Vasallen! Ihr habt gehört, welches Urtheil über mich und über Euch gesprochen ist! Ich entlasse Euch Eurer Pflicht und Eurer Lehnstreue gegen mich. Ziehet in Frieden, und möge Euch ein besserer Herr nach mir werden, als ich es Euch seyn konnte! — Er sprach die letzten Worte mit weicher Stimme, und wollte, ohne Jemanden ferner anzublicken, in die Burg eilen.

Da trat ihm der alte Ritter von Oer entgegen, riß sein Schwert aus der Scheide und schwang es hoch in der Luft, und sprach dann mit lauter, kräftiger Stimme: Burggraf, wir verlassen Dich nimmer! So lange unser Arm noch ein Schwert führen kann, führen wir es für Dich!

Und alle Ritter, die auf dem Platze waren, folgten seinem Beyspiele, hoben hoch ihre Schwerter empor, und schworen laut und feyerlich, ihren Burggrafen nicht zu verlassen, sondern wie treue westphälische Ritter, ihn zu beschützen bis zu ihrem letzten Athemzuge, und sollte auch nur Schmach und Verfolgung ihr Lohn seyn!

Da ergriff eine hohe Rührung den Burggrafen, in seinem Auge zitterte eine Thräne. Freunde! rief er; jetzt erkenne ich es, die Treue ist das Höchste im Leben. Ich nehme Eure Schwüre an; so lange noch eine Muskel und eine Sehne unseres Körpers hält, wollen wir uns vertheidigen; denn nun laßt es mich Euch sagen: ohne Vertheidigung und ohne Recht bin ich verurtheilt worden, auf die einseitige Anklage eines gleisnerischen Räubers, den nach meinen Besitzungen

Digitized by Google

gelüstete. — Und nun, Du Unglücksrabe, wandte er sich dann an den fremden Ritter, gehe heim in Frieden, und melde Deinem Herrn, was Du gesehen hast; und sage ihm, er möge kommen, um zu erproben, was fester sey, der Verrath oder die Treue!

Der fremde Ritter schloß sein Visir und entfernte sich langsam von der Burg; Bömmelingen sah ihm schweigend nach, aber er machte keine Miene, ihn aufzuhalten oder zurückzuholen.

Der Burggraf machte dann seinen Rittern seine Hoffnungen und seine Pläne bekannt, wie er durch die Verwendung des Grafen von Tecklenburg und dessen Freunde in wenigen Wochen die Reichsacht von seinem Haupte abgeschüttelt zu haben, bis dahin aber mit seinen muthigen Schaaren sich zu halten hoffe. Den Ritter von Oer beorderte er mit hinreichender Mannschaft zum Schlosse Krassenstein, um dieß zu vertheidigen. Er selbst übernahm die Vertheidigung des Strombergs; Morrian wurde mit Befehligung des Heeres beauftragt, das außer den beyden festen Oertern bleiben, das münsterſche Belagerungsheer, das man erwartete, beunruhigen und im Nothfalle sowohl die Stromberger als die Krassensteiner unterstützen sollte.

Schnell wurde überall seinen Anordnungen Folge geleistet; und als nun nach einigen Stunden alle Höhen und Felder um den Stromberg herum lebendig wurden von den Schaaren des münsterschen Bischofs, und unzählige Waffen und Rüstungen in der hellen Morgensonne blitzten und leuchteten, da forderten alle Stromberger Ritter, beseelt von frischem, fröhlichem Muthe und hohem Eifer, den Burggrafen einmüthig auf, sie auf der Stelle gegen den Feind, der den Strom-

berg vielleicht unbesetzt wähne, und daher, wenn er ihnen auch an Macht überlegen, auf einen solchen Empfang doch unvorbereitet sey, zu Felde zu führen, um so mit Einem kräftigen Schlage dieser Fehde ein Ende zu machen.

Der Burggraf konnte ihnen nicht widerstehen, und mit einem lauten Jubel wurde sein Befehl zum sofortigen Aufbruche aufgenommen. In Zeit von einer halben Stunde zog das ganze Heer kampffertig und kampflustig aus der Burg, der blutigen Stunde entgegen. Der Ritter Morrian war der Letzte, der die Mauern der Burg verließ, der Abschied von seiner geliebten Sophia, die Thränen, die sie in banger Ahnung an seiner Eisenbrust vergoß, hatten ihn aufgehalten; allein der Erste war er, als nach kurzem beyde Heere feindlich aneinander geriethen. Vater! rief er mit aufflammendem Muthe, als der Burggraf ihm die Anführung der Reuter übertrug. Heute, mein Vater, verdiene ich Deine Tochter! Nur als Sieger siehst Du mich wieder!

Er hielt Wort. Mit rasender Wuth stürzte er der Reutermasse des Feindes entgegen, während der Burggraf sich an die Spitze des Fußvolks stellte und dieses zum langsameren, aber desto hartnäckigeren Kampfe führte. Die Münsterschen hatten ihren Feind nicht so vorbereitet und kampffertig vermuthet. Ueberraschung und Müdigkeit von dem beschwerlichen Nachtmarsche trugen daher dazu bey, daß sie die heranstürmenden Stromberger nicht mit dem Muthe und dem Feuer empfingen, welches Rache für vergossenes Mitbürgerblut und glänzende Versprechungen des Bischofs in ihnen entzündet hatten. Sie kamen sogar fast in

Unordnung, als die Schaaren der Stromberger, in größeren Massen, als sie es hatten erwarten können, mit wildem Kampfgeschrey und siegreichem Ungestüm auf sie eindrangen. Allein, wenn auch der Burggraf und der junge Morrian diese Verwirrung durch rascheres, kühneres Eindringen zu benutzen suchten, so war es doch nur ein kurzer Moment, den dieselbe dauerte; denn schnell wußten der Bischof Florenz, der, einen Panzer unter seinem geistlichen Kleide, selbst im Heere war, so wie sein tapferer Feldhauptmann Clemens Droste, am meisten aber der alte Zurmühlen, der die Anführung der Stadt Münsterschen Lanzenknechte hatte übernehmen müssen, durch kräftige Worte und durch kühnes Beyspiel der schon verzagenden Muth der Ihrigen wieder zu entflammen, und so einen Kampf in den Gang zu bringen, der an Erbitterung und Hartnäckigkeit selbst in jener Zeit wohl vergeblich seines Gleichen suchen mochte. Keine Partey wollte einen Fußbreit weichen, und doch war es das Ziel einer jeden, voran zu dringen, und entweder den Tod oder den Platz des Gegners zu gewinnen. Mehrere Stunden dauerte, nach den Berichten der Chroniken, dieser furchtbare, grausame Kampf, und nicht die ermüdendsten Anstrengungen, nicht das Aufthürmen von Leichen, nicht das Brennen der senkrecht glühenden Sonnenstrahlen schienen ihm ein Ende machen zu können.

Da sollte der junge Ritter Morrian sein Wort halten. Das Gefecht hatte sich, wie das damals immer gebräuchlich war, in unzählige Haufen vertheilt, die jeder einzeln für sich, und ohne um das Ganze sich zu bekümmern, ihren Sieg verfolgten. Lange hatte Morrian mit einem Häuflein Reisige gegen einen ihm

überlegenen Haufen gefochten, der seinem Glanze und seinem Muthe nach, aus der Blüthe des Münsterschen Adels zu bestehen schien. Manches Opfer hatte den Tod auf beyden Seiten verschlungen, aber Niemand wich. Da wandte auf einmal Morrian sein Pferd, rief den Seinigen zu: Mir nach! und stürzte auf ein seitwärts befindliches einzelnes Gebüsch zu. Sein scharfes Auge hatte in diesem geistliche Kleidung entdeckt, und seine Ahnung ihn nicht betrogen. Noch ehe die über die plötzliche, unbegreifliche Flucht eines so ausgezeichnet tapferen Feindes im höchsten Grade erstaunten Münsterschen, Anstalten zum Verfolgen machten, waren Morrian und die Seinigen, mit Blitzesschnelle in das Gebüsch gedrungen, den darin sich sicher wähnender Bischof schon zum Gefangenen gemacht, nnd kehrten im Triumpfe jetzt mit ihm in die Reihen der Ihrigen zurück.

Der Bischof ist gefangen! erscholl es augenblicklich in beyden Heeren, und verbreitete Freude in dem Einen, und Schrecken in dem Anderen. Zwar machten die angeführten Münsterschen Edelleute sich pfeilschnell auf, und schnitten dem jungen Morrian den Weg ab, ehe er die Seinigen noch erreichen konnte; auch gelang es dem angstvollen Bischofe glücklich, während des Gefechts, das jetzt mit entsetzlicher Wuth sich um seine Person entspann, diese durch kluge Flucht in Sicherheit zu bringen. Allein die Nachricht seiner Gefannehmung hatte doch einmal sein ganzes Heer durchdrungen, und wenn auch nicht Aller, doch der Meisten Muth und Ausdauer gelähmt. Schaarenweise sah man Münsterſche Reuterey und Fußvolk die Flucht ergreifen und in den Gebüschen sich zerstreuen; und die Verwir-

rung würde allgemein geworden seyn, wenn nicht der edle Zurmühlen in zürnendem Muthe die Fliehenden aufgehalten, sie wieder in Ordnung gestellt und gegen den muthiger vordringenden Feind zurückgeführt hätte. Doch auch sein Stündlein wie des so manches Braven, sollte heute schlagen. Geswin Bömmelingen, der mit fast an das Uebermenschliche grenzender Kraft überall, wo es Noth that, wo er ein Vordringen der Münsterschen, ein Schrecken der Stromberger sah, sich in das Gedränge warf, und, als wenn für ihn keine Gefahr und kein Tod sey, wie ein vernichtender Würgengel Schrecken und Tod um sich her verbreitete, Bömmelingen hatte kaum erspähet, wie Zurmühlen die Fliehenden aufhielt, als er mit seinem langen, gewaltigen Arme sich Bahn zu ihm machte, und mit der Wuth und Schnelligkeit eines Raubvogels auf ihn zustürzte. Alter Narr! rief er, als er ihn erreicht hatte, und begleitete die Worte mit seinem widerlichen Lachen. Lebst Du noch? Habe ich doch Dein Söhnlein erschlagen, wird es mir auch mit Dir gelingen! — Lachend, aber gewaltig hieb er mit seinem langen Schwerte auf ihn ein. Aber dem alten Zurmühlen war Furcht etwas fremdes. Mit besonnenem Muthe fing er die Hiebe des Gegners auf seinem Schilde auf, indem er verächtlich zu ihm sprach: Das Blut des Erschlagenen bekommt heute ein großes Opfer! Möge die ewige Gerechtigkeit nur Dich nicht verschonen!

Doch da lachte Bömmelingen noch höhnischer als vorher. Alter Narr! mit mir hats noch Zeit! Sorge Du für Dich! rief er, und seine Hiebe fielen rascher, schneller, gewaltiger, und Einer von ihnen, da das durch mannigfache Anstrengungen des Tages erschöpften

Zurmühlen Kräfte zu erliegen anfingen, traf so gewaltig und unparirt dessen Helm, daß dieser mitten von einander sprang, und der Unglückliche mit bis zum Rumpfe gespaltenem Haupte zur Erde rollte. Noch einmal lachte Bömmelingen laut auf.

Als aber die Münsterschen Lanzenknechte den Fall ihres Anführers sahen, da kam von neuem bleiche Furcht in ihre Gemüther; mit lautem Angstrufe, die Waffen von sich werfend, flohen sie Schaarenweise in die Gebüsche; vergebens waren alle Bemühungen des tapferen Clemens Droste, sie zu halten oder zurückzubringen, vergebens sein Rufen, sein Bitten, sein Drohen; vergebens sprengte selbst der Bischof den Flüchtigen nach und bedrohete sie mit Bann und Exkommunikation; wie ein Strom, der einmal die Schranken durchbrochen hat, nicht mehr in seinem rasenden Fortschießen zu hemmen ist, so war auch hier an kein Einhalten der jeden Augenblick allgemeiner werdenden Flucht mehr zu denken. Alles Söldnervolk folgte bald dem Beyspiele der Lanzenknechte. Nur die Münsterschen Ritter, auf Einen Haufen zusammengedrängt, waren zuletzt noch auf dem Wahlplatze und wehrten sich, wie Verzweifelte, gegen eine ihnen zehnmal überlegene Macht; allein der Feldhauptmann Droste sah leicht ein, daß ein Sieg nicht mehr zu gewinnen sey und jeder Blutstropfen ferner unnütz vergossen werde, und er selbst gab daher das Zeichen zum Rückzuge. Nur ungern gehorchten ihm die Ritter, und auch im Zurückziehen noch tapfer, Mann bey Mann haltend. Bömmelingen, der nach Zurmühlens Fall sich schnell dahin geworfen hatte, wo der Kampf noch heiß war, wollte sie zwar verfolgen, allein der junge Morrian verbot das, und der

Burggraf, ebenfalls den Muth der Geschlagenen ehrend, trat freudig der Meinung seines edlen Schwiegersohnes bey.

So hatte wirklich schon der erste Tag eine Fehde entschieden, die aller Wahrscheinlichkeit nach von langer Dauer hätte seyn müssen; denn daß der Bischof mit seinem muthlosen und zum größten Theile aufgeriebenen Heere nicht rückkehren und Belagerung oder Feldschlacht zum zweytenmale nicht wagen könne, war unzweifelhaft; und bevor er vom Kayser zur Unterstützung in Vollstreckung von dessen Befehlen andere Hülfe bekommen konnte, ehe mußte, das durfte der Burggraf hoffen, der Tecklenburger seinen Zweck erreicht und die Aufhebung der Acht bewirkt haben.

Dennoch überschaute der Burggraf von Stromberg mit tiefsinnigem und trübem Blicke die Wahlstatt, auf der er Sieger geblieben war; nur rein menschliche Gefühle schienen sich schmerzlich in seiner Brust zu regen, wenn er die vielen Erschlagenen, Verkrüppelten und Verwundeten sah, die das Feld bedeckten; eine drohende Stimme schien ihm zuzurufen: Sie sind um Deinetwillen erschlagen, um Deiner Verbrechen willen. Er schauderte unwillkührlich zusammen, als Bömmelingen jauchzend die große Anzahl der getödteten und zum Tode verwundeten Feinde ihm meldete, und schnell, indem er dem alten Oer die Vorsorge für die Verwundeten übertrug, befahl er die Rückkehr zur Burg. Erst als er hier die Freude sah, mit der die entgegenspringende Tochter sich erst ihm und dann lange und mit lauten Thränen dem Bräutigam in die Arme warf und dem Himmel für die Errettung Beyder dankte,

erſt da wagte es ein freudiges Gefühl, ſich unter die ſchmerzlichen ſeines Innern zu miſchen. —

Die Fehde ſchien in der That beendigt zu ſeyn. Tage und Wochen vergingen, ohne daß der Stromberg beunruhigt wurde, oder daß ein Feind ſich in ſeiner Nähe ſehen ließ, oder daß man auch nur von Rüſtungen oder Vorbereitungen des Biſchofs zu einem neuen Kampfe etwas vernommen hätte. Allgemein war man geneigt, dieſe Ruhe den Bemühungen des Grafen von Tecklenburg in Lübeck zuzuſchreiben; ſelbſt der Burggraf gab ſich gern dieſer Hoffnung hin, obgleich er von ſeinem Freunde noch nicht die geringſte Nachricht bekommen hatte, und ſchon war er manchmal im Begriff, ſeine Vaſallen und ihre Leute wieder zu entlaſſen und ſich blos auf einen Vertheidigungszuſtand ſeiner Bürger einzuſchränken. Indeß unterblieb dieß auf Anrathen des vorſichtigen Oer, der in der herrſchenden Ruhe nur immer eine ſchwüle Gewitterſtille ſehen wollte.

Ein ſorgloſeres und fröhlicheres Leben griff jedoch unterdeß auf dem Stromberge um ſich. Spiele und Bankete füllten alle Tage, Frohſinn und Heiterkeit alle Herzen, am meiſten die der beyden Liebenden, die mit dem Tage der Aufhebung der kayſerlichen Acht ihrer völligen Verbindung entgegen ſehen durften. Nur der Burggraf blieb trübe und nachdenklich, und ſein Blick finſter. Am unzufriedenſten aber war Bömmelingen; das ruhige, unthätige Leben auf der Burg konnte ihm unmöglich gefallen. Er zog daher jeden Tag mit einem auserleſenen Haufen ſeiner gewohnten Beſchäftigung, der Wegelagerung nach; allein kein Fremder ließ ſich auf dem Strombergiſchen Gebiete oder an deſſen Grenzen ſehen; die Nachricht, daß ein

großes, wildes Heer am Stromberge halte, war zu allgemein verbreitet und verursachte zu großen Schrekken, als daß nicht jeder Reisende die größten Umwege sollte genommen haben, um nur nicht diese Gegend der Gefahr berühren zu müssen. Bömmelingen mußte daher jeden Tag unverrichteter Sache zurückkehren, was ihn jeden Tag mehr verstimmte. —

Es war ein warmer Nachmittag des Spätsommers; der Burggraf ging in tiefem Nachsinnen in dem Garten hinter der Burg umher, das finstere Auge starr an den Boden geheftet. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schienen wechselsweise vor seinem Geiste vorüber zu schweben, aber nicht in angenehmen, heiteren Bildern. Zwar hatte er wenige Tage vorher von dem Grafen von Tecklenburg, der sich noch immer in Lübeck bey dem Kayser befand, Nachricht erhalten, daß er die besten Hoffnungen habe, daß er mehrere Großen des Reichs, die sich im Gefolge des Kayfers befanden, für seine Sache gewonnen, daß selbst der Herzog von Bayern und der Graf von Würtemberg ihn unterstützten, und der Kayser daher schon angefangen habe zu schwanken, bald aber seinen ungerechten Ausspruch einsehen und ganz zurücknehmen werde. Nichtsdestoweniger war jedoch die Stimmung des Burggrafen durch das lange gespannte Harren und durch die lange Stille, in der auch er jetzt immer mehr eine drohende Gewitterschwüle sah, von Tag zu Tag trüber geworden. So lange ein Gegenstand des Hasses und Neides seiner geistlichen Nachbaren, und einmal auf ungerechte Weise verurtheilt, konnte er, zumal bey dem ihm nur zu wohl bekannten erbärmlichen, weibischen Charakter des Kayfers, sich nicht überreden, daß sein Schicksal

eine günstige Wendung mehr nehmen könne. Die Reichsacht wurde nicht wieder aufgehoben, strengere Maßregeln mußten im Gegentheile folgen, um sie gegen ihn in Ausübung zu bringen. Und was war dann sein Loos, und das der Seinigen, seiner Angehörigen, seiner Freunde, seiner Vasallen und Bundesgenossen? Eine entsetzliche Uebermacht fiel über sie her, die nur Einen Zweck kannte: Zerstörung, Zernichtung.

Welches, auch noch so muthige, entschlossene Gemüth hätte nicht unruhig und verstimmt werden sollen bey einer solchen Aussicht? Zumal, wenn das Bekenntniß hinzukommen mußte: Du trägst selbst die Schuld deines Geschickes; und wenn auch ganz Deutschland ruft: Du bist wider Recht und Sitte verurtheilt! so ist in Deiner eigenen Brust doch ein höherer Richter, der dein Urtheil nicht verwerfen kann!

Er schritt immer tiefsinniger weiter. Da sah er in einer Laube seine Kinder, Sophie mit ihrem Bräutigam; er sah, wie sie sich umfangen hielten, er hörte ihr leises Liebesgeflüster, sie sprachen von ihren Wünschen und Hoffnungen, ein stilles, überseliges Glück leuchtete aus ihren Augen. Aber in das Herz des Burggrafen konnte dieser Anblick keinen Balsam gießen. Im Gegentheil verrieth der Ausdruck seines Gesichts einen vermehrten Sturm seines Innern. Schnell schritt er vorüber. Arme Bethörte! sprach er im Gehen; Glück und Freude hofft Ihr vom Leben, und es gibt doch nur Gram und Sorge und Elend; und wenn es Euch auch noch so sehr anlächelt, doch nur die Furcht, daß es anders werden könne, müsse! Auch Euer Traum wird zu nichte werden. Und durch wen? —

Auf einmal blieb er stehen, seine Rede stockte. Er war an die nordöstliche Seite des Gartens gekommen, die durch eine Schlucht des Gehölzes die freye Aussicht nach der Gegend von Rheda gewährte. Seine Augen hefteten sich starr auf einen Haufen Reuter, die er des Weges her auf die Burg zukommen sah. Lange stand er unbeweglich; auf einmal röthete sich sein Gesicht, sein Herz klopfte hörbar. An der Spitze des Haufens ritt ein stattlicher Ritter in glänzender Rüstung, den er zu erkennen glaubte. Er betrog sich auch nicht; es war sein lange ersehnter, treuer Freund, der Graf Otto von Tecklenburg. Mit stärker klopfendem Herzen, mit erregteren, stürmischeren Gefühlen eilte er aus dem Garten, auf den Burghof; aber dennoch mit ausgebreiteten Armen flog er ihm hier entgegen.

Das schöne kräftige Gesicht des Grafen Otto hatte heute einen trüben Ausdruck, sein lebendiges Auge konnte nur mit Wehmuth und Mitleiden auf seinen Freund blicken. Der Burggraf bemerkt es. Du bringst mir keine gute Nachrichten, Otto? fragte er, nicht ohne einige Unruhe.

Der Freund nahm ihn unter den Arm. Laß uns in Dein Gemach gehen! antwortete er; ich habe Dir mancherley zu sagen! — Er begleitete die Worte mit einem bedenklichen Blicke auf die Umgebung von Rittern und Knappen.

Allein in des Burggrafen Gesichte entwickelte sich ein edler, hoher Stolz. Ich habe keine Geheimnisse vor meinen Rittern! sagte er. Sprich alles, was Du auf dem schwer belasteten Herzen hast. Ein Jeder mag, soll es hören!

Er ließ alle Ritter und Vasallen zusammenrufen, und einen Kreis um ihn und seinen Freund bilden. Dann forderte er diesen noch einmal auf zu erzählen.

Ich habe nur Trauerbotschaften zu verkünden! begann der Graf von Tecklenburg. Ich habe mich redlich bemühet; ich habe gethan, was der Burggraf von Stromberg gethan hätte, wenn der Graf von Tecklenburg in seiner Lage gewesen wäre. Meine Bemühungen sind fruchtlos geblieben. Einmal zwar schiene sie Früchte tragen zu sollen: Viele Große des Reichs unterstützten mich, und sprachen laut von ungerechten Verurtheilungen, in denen der ganze deutsche Fürstenstand beleydigt sey. Der Kayser schwankte auch schon, und war nur um einen Ausweg verlegen, auf dem er mit guter Art seinen Rückzug nehmen könne. Ich triumphirte. Auf einmal erschienen in der kayserlichen Pfalz die Bischöfe von Minden, Osnabrück und Münster, eingeführt von dem Falschen Erzbischof Friedrich von Cöln, und alles war vorbey. Der schwache, eitle und geizige Kayser unterlag ihren Ueberredungen, ihren Schmeicheleyen und Bestechungen. Die Reichsacht blieb beschlossen, dem Bischofe von Münster wurden ausgedehntere Vollmachten übergeben, sie zu vollstrecken.

Der Graf von Tecklenburg endete hier seinen kurzen, aber Inhaltschweren Bericht, und blickte dann theilnehmend in das Auge seines Freundes. Allein dieser hatte mit der Entscheidung und Gewißheit seines Geschicks schnell wieder seinen festen, frohen Muth bekommen. Vernichtet soll ich also werden! sprach er mit Ruhe, mein Geschlecht soll untergehen, mein Land zerrissen werden, mein Leib eine Beute der Thiere des Waldes, der Vögel der Luft? — Sey es! Eine strenge,

blinde Macht bestimmt die Schicksale der Menschen, und erliegen muß der Mensch ihr, denn sie ist eine höhere Macht. Aber nicht unterwerfen soll er sich ihr. Einen Triumph kann sie ihm nicht rauben, den der inneren Kraft; sie gebürt nur äußere Nothwendigkeit! — Ich danke Dir, Freund! wandte er sich an den Grafen von Tecklenburg. Du hast Recht, Du hast gehandelt, wie ich für Dich gethan hätte. Die Worte sind unser Beyder schönster Stolz! — Ich danke Euch Allen, wandte er sich dann an den ganzen Kreis um ihn her; meine Freunde und meine Vasallen! Ihr habt mir treu und redlich beygestanden, wie westphälische Ritter! Ihr habt Gut und Blut für mich geopfert. Empfangt meinen herzlichen Dank! — Von diesem Augenblicke an seyd Ihr frey, ledig Eurer Pflicht, Eures Worts! Kehret heim zu Euren Bürger, und wenn Ihr in Noth kommt, so möget Ihr die Treue finden, die Ihr mir bewiesen habt!

Er schwieg hier mit fast feuchten Augen. Ein dumpfes Gemurmel erhob sich unter den Rittern. Der alte Oer drängte sich aus ihren Reihen hervor, auf den Burggrafen los, und ergriff dessen beyde Hände. Burchard! rief er, soll das unser Lohn für treue Dienste und Aufopferungen seyn? — Thränen standen in seinen alten Augen.

Der Burggraf drückte ihn, von Rührung überwältigt, an seine Brust. Alter Freund! sprach er; Wir haben manchen Strauß zusammen bestanden, manche Gefahr getheilt. Aber auch von Dir muß ich scheiden.

Da erhoben alle Ritter laut ihre Stimmen. Soll das unser Lohn seyn? riefen sie. Wir verlassen Dich nicht, Burggraf! Dein Schicksal ist das unsrige!

Der Graf von Tecklenburg aber nahm jetzt das Wort. Du hatteſt Recht, Burchard! ſprach er. Der Menſch ſoll ſich dem feindſeligen Schickſale nicht blind unterwerfen. Auch Du wirſt das nicht. Ich ahne Deinen Plan, Du willſt untergehen, wie ein Held, aber allein, ohne Deine Freunde mit in Dein Verderben zu ziehen. War es nicht ſo? —

So iſt es! antwortete der Burggraf feſt.

So iſt es nicht! erwiderte der Graf; So ſoll es auch nicht ſeyn, ſo kann es nicht ſeyn. Wie Du nicht ohnmächtig Dich unterwerfen kannſt, ſo können wir auch nicht ohnmächtig zuſehen, wie Du zu Grunde geheſt. Würdeſt Du es an unſrer Stelle können? —

So wollen wir denn bey Dir ausharren, ſo lange unſer Arm noch ein Schwert führen kann. Ich und alle dieſe Ritter ſind bereit dazu.

Und was hilfts? fragte der Burggraf.

Viel! rief der Graf Otto. Hat doch wohl eher ein kleines Häuflein große Heere beſiegt. Der Stromberg iſt feſt, unüberwindlich, ſo lange er auch von außen vertheidigt wird. Jahrelang kannſt Du Dich darin halten, und in einem Jahre kann viel verändert werden, ſelbſt der hartnäckigſte Sinn des Menſchen! —

Er ſprach noch lange, die Ritter unterſtützten ihn, und endlich gab der Burggraf nach.

Der Biſchof von Münſter ſäumte nicht lange, die Reichsacht, mit deren Exekution er von neuem beauftragt war, nunmehr mit verdoppeltem Eifer und ver-

doppelten Kräfte gegen den Burggrafen zu vollstrecken. Wie wenig er für sich allein gegen diesen kräftigen und unternehmenden Feind vermochte, hatte er zu seinem argen Schaden und bitteren Verdrusse eingesehen; er war daher darauf bedacht, zu der neuen Fehde sich Bundesgenossen zu erwerben. Zuerst wandte er sich an den Grafen Engelbert von der Mark, der vermöge seines Amts, als Marschall von Westphalen, verbunden war, in dieser ihm vom Reiche aufgetragenen Exekution ihm beyzustehen, und den er daher, nach erreichtem Zwecke, mit einer geringen Entschädigung abzuspeisen hoffte. Allein Engelbert, wenn er sich auch seiner Verpflichtung nicht ganz entziehen konnte, zeigte dabey doch so wenig Eifer, daß der Bischof sich endlich gezwungen sah, andere Hülfe in Anspruch zu nehmen, von der er mehr Kraft und Thätigkeit erwarten konnte. Diese fand er auch bey den Bischöfen zu Osnabrück und Paderborn. Der Erste von diesen, Diederich von Horn, ein frommer Mann, war gleich zum Beystande bereit, nachdem Florenz die Fehde ihm als eine Sache der durch den Burggrafen auf das schwerste beleidigten Kirche geschildert hatte, und nahm mit dem Versprechen einer geringen Entschädigung vorlieb. Heinrich Spiegel aber, Bischof zu Paderborn, ein Mann, der mehr den Krieg als den Chorrock liebte, und der daher der erste Bischof in Westphalen war, welcher zur Ausübung seiner geistlichen Amtsgeschäfte sich einen Weihbischof hielt, konnte nicht so wohlfeilen Kaufs gewonnen werden, und ließ sich vor seinem Beytritte, als Antheil an der Beute, das schöne Amt Delbruck versprechen, das in sein Bisthum weit hineinreichte und ihm daher doppelt gelegen war.

Mit diesem mächtigen Bundesgenossen und mit seiner eigenen bedeutenden Macht rückte der Bischof von Münster noch im Herbste des Jahrs 1375 vor Stromberg. Wie wenig der Schrecken einer Reichsacht auf die Freunde und Untergebenen des Burggrafen wirkte, hatte er erfahren; er that daher, um außer den genannten auch noch einen ferneren Bundesgenossen zu haben, gleichzeitig mit seinem Auszuge aus Münster den Burggrafen, als einen Kirchenschänder und Klosterräuber feyerlich in den Bann, und sagte eben so alle die von der Gemeinschaft mit der Kirche los, die es noch länger mit ihm halten würden. — Allein auch dieß machte auf die treuen Stromberger keinen Eindruck.

Der Burggraf, mit dem der Graf Otto mit seiner ganzen Macht sich schon vereinigt hatte, sah seine Feinde mit einer Ruhe ankommen, die, wenn sie auch ungewiß ließ, ob sie von einem Vertrauen auf eine höhere Macht, oder von einer resignirter Unterwerfung herrühre, doch auf jeden Fall davon zeugte, daß er in seinem Innern mit sich selbst einig sey. Mochte der Graf von Tecklenburg, als man die Massen sich um Stromberg lagern sah, gegen welche das Heer des Burggrafen nur ein Häuflein war, das sie erdrücken konnten, auch bedenklich werden, mochte des alten Oer Bedenklichkeit fast an Angst grenzen und mochte Bömmelingen auch wüthen, der Burggraf blieb besonnen und gelassen, und keine Spur irgend einer Gemüthsbewegung oder in ihm zehrenden Leidenschaft war an ihm zu entdecken. Mit der größten Ruhe traf er seine Anstalten zur Vertheidigung, und war dann auf alles gefaßt.

Angriffsweise durfte er jetzt nicht zu Werke gehen; er mußte sein ganzes Augenmerk darauf richten, sich

deſto länger und nachdrücklicher vertheidigen zu können, und hiezu war Vermeidung aller Gefechte in freyem Felde nöthig, die nur dazu dienen konnten, ſein Heer zu ſchwächen. Die Verbündeten ſchienen eben ſo wenig zu einem offenen Angriffe Luſt zu haben, wahrſcheinlich, weil ſie, um mit Einem vernichtenden Schlage das Haupt ihres Gegners zu treffen, vorher die Ankunft des Grafen von der Mark abwarten wollten. Alle Feindſeligkeiten der beyderſeitigen, einander im Angeſichte liegenden Heere waren daher darauf beſchränkt, daß der immer unruhige Bömmelingen von Zeit zu Zeit plötzlich mit einem Haufen ihm Gleichgeſinnter aufbrach, um entweder neue Lebensmittel in die Burg zu ſchaffen, oder dem Feinde einen durch ſeine Kundſchafter verrathenen Transport von Lebensmitteln abzunehmen, wobey er in der Regel glücklich war. Außerdem geſchah nichts; nicht einmal wurde ein Angriff auf das von dem alten Oer mit einer auserleſenen Schaar vertheidigte Kraſſenſtein gemacht.

Wochenlang hatte dieſe Ruhe gedauert. Eine einzige Nacht ſollte ſie zerſtören, und der ganzen Lage der Sache eine andere, aber ſchreckliche Wendung geben. Es war ein kalter, ſtürmiſcher Novemberabend. Die Ritter auf der Burg Stromberg ſaßen in dem großen, ungeheuren Ritterſaale, und erwärmten ſich durch edle Weine und durch Erzählungen von Fehden und Abentheuern. Die Gemeinen lagen in den Erdgeſchoſſen der Burg, oder in Hütten, die ſie ſich auf dem Burgplatze erbauet hatten, oder in den Häuſern des bis an die Burg ſich erſtreckenden Dorfes Stromberg, und ſuchten Schutz gegen das Unwetter. Von den Feinden hatte man den ganzen Tag nichts geſehen

oder gehört; sie lagen ruhig in ihren Hütten oder in den einzelnen Bauernhöfen, in denen sie ihre Quartiere genommen hatten. Der Graf von Tecklenburg war gegen Abend mit einer kleinen Bedeckung nach Rheda geritten, um seine Gemahlin und Kinder zu sehen, und dort einige Anordnungen zu treffen.

Der Burggraf befand sich allein mit seinen Kindern in dem kleineren Rittersaale der Burg. Alle drey saßen schweigend um dem Kamin, und blickten nachdenklich in die knisternde Flamme. Auch in den Augen der Liebenden leuchtete heute jenes schöne Feuer nicht, das siegreich über Gram und Sorgen strahlt. Schwere Seufzer entfuhren oft unwillkührlich ihren Lippen, und schreckten den Burggrafen jedesmal aus seinem tiefen Sinne heraus.

Der Ritter Morrian nahm zuletzt das Wort. Mit einer lebhaften Unruhe in Blick und Bewegung wandte er sich an den Burggrafen. Vater, sprach er, wie lange soll diese todte Unthätigkeit noch dauern? Wann willst Du schlagen lassen, und uns mit Einem Male aus diesem peinigenden Zustande des Harrens und der Ungewißheit befreyen? — Die Feinde werden nicht den Anfang machen; es sind Pfaffenknechte! Aber wir, edle, freye Ritter! Und lassen uns Mondenlang von solchem Gesindel einschließen! Und wagen nicht einmal, uns ihnen zu zeigen!

Der Burggraf blieb ruhig bey diesen Vorwürfen. Wir dürfen, antwortete er, nicht wagen und nicht kämpfen. Wir müssen die Elemente für uns kämpfen lassen; der Winter ist nahe, jede Nacht wird kälter. Wir sind in warmen Häusern, und können ihn erwarten; aber unsere Feinde, ohne Obdach, im Felde und in

Wäldern, müssen ihm weichen. In wenigen Wochen wird der Stromberg keine feindliche Lanze mehr sehen.

Die Elemente? erwiderte der Jüngling blitzenden Auges. Tapfere Ritter sollen die Elemente für sich kämpfen lassen?

Wenn der eigne Kampf Unbesonnenheit ist, ja, versetzte der Burggraf fast strenge. Mit milderer Simme setzte er aber hinzu. Bey der Uebermacht unserer Feinde und bey der Kleinheit unseres Häufleins gilt jeder Mann uns jetzt viel. Jeder Kampf mußte uns zernichten.

Der Muth, antwortete der Jüngling, gilt im Kampfe, nicht der Mann! Vater, fuhr er feuriger fort; Dich beseelte ja sonst ein so schöner, frischer Muth! Warum denn jetzt so bedenklich, so zögernd, so vorsichtig? — Sprich das entscheidende Wort. Laß uns den Kampf wagen; alle Deine Ritter bitten Dich darum! Wage, und zwinge noch einmal Dein Glück, das noch nie Dich verlassen hat, an Deine Seite!

Der Burggraf schrack bey den Worten fast zusammen, und sah starr vor sich nieder. Glück! sprach er tonlos in sich hinein. Das Glück ist von mir gewichen! Eigne, schwere Schuld hat es verbannt! Er sprang unruhig auf, und ging mit heftigen Schritten in dem Saale herum. Der Ritter und die Gräfin sahen ihm erschrocken nach. Woher diese entsetzliche Wirkung eines einzigen Wortes? Morrian stand auf und folgte ihm. Was fehlt Dir, Vater? fragte er theilnehmend. Auch die Gräfin trat an seine Seite und faßte liebreich seine Hand.

Der Sturm, der in seinem Innern so plötzlich aufgeregt war, schien sich nach und nach zu legen.

Beruhigter faßte er nach einer Weile die Hände seiner Kinder, und führte sie zum Kamine zurück. Du hast Recht, Hermann! sprach er hier. Wir wollen schlagen. Besser, edel und auf einmal unterzugehen, als in schnöder Ruhe Jahrelang gemartert zu werden, jeden Tag denken zu müssen, es ist der letzte, an dem die Sonne Deines Glückes leuchtet. Laß uns morgen schlagen. Morgen sey der Tag unseres Unterganges!

Unseres Sieges! Vater! rief der Ritter.

Aber der Burggraf schüttelte das Haupt, und sah lange schweigend vor sich nieder. Auf einmal ermannte er sich, mit einem freyen Blicke sah er seine Kinder an. Ihr werdet, hob er an, mein Betragen und meinen Zustand nicht begreifen können. Ich will ihn Euch erklären. Hört mich an, und erfahret zugleich eine entsetzliche Geschichte, die ich nicht länger in meinem Busen verschließen kann, die wie mit giftigen, glühenden Krallen ihn zerfleischt, um sich hinauszuarbeiten. Aber wenn Ihr sie gehöret habet, so verdammet mich nicht, sondern schreibt sie tief in Eure Herzen ein, damit das Elend Eures Vaters Euch ein Sporn sey, glücklicher zu werden als er.

Ich wurde von einem strengen, harten Vater erzogen, der nur *seinen* Willen kannte, keinen anderen gelten ließ, am wenigsten den meinigen. Ich führte das eingezogenste, abhängigste Leben. Auf einem Turniere zu Cassel lernte ich eine edle Dame kennen; wir liebten uns; allein mein Vater hatte mir eine andere bestimmt. Ich wurde vermählt gegen meine Neigung, und mußte noch abhängiger leben, als vorher Eine unbegrenzte Sehnsucht nach Freyheit, nach Glück drohete meine Brust zu zersprengen.

Endlich wurde sie erfüllt; mein Vater starb; ich war eigner, unumschränkter Herr. Schnell warf ich mich von Vergnügen zu Vergnügen, von Abentheuer zu Abentheuer. Mein braves, aber von mir nicht geliebtes Weib saß einsam daheim, während ich von Fehde zu Fehde, von Turnier zu Turnier, von Bankett zu Bankett flog. Dem Bischofe von Münster gelang es endlich, durch Väterliche Milde, und durch eine Liebe, die zu schön war, als daß ich sie für erheuchelt halten konnte, meine Lebensart wieder zu regeln. Aber nur auf kurze Zeit, bald erblickte ich in seiner Milde und Liebe nur Bande, schwer und beengend wie die, in denen mein Vater mich gehalten hatte. Unter Vorwürfen gegen mich selbst, daß ich ihm so viele Gewalt über mich eingeräumt hatte, suchte ich sie abzuschütteln. Lange gelang mir dieß nicht, seine Liebe für mich war zu aufrichtig.

Da rettete Bömmelingen, ein abentheuernder Ritter, in einer Fehde, in der ich dem Bischofe gegen die Friesen beystand, auf eine überaus edle und unerschrokkene Art mir das Leben. Dankbarkeit, noch mehr aber sein freyes, ungebundenes Leben, und seine leichten Grundsätze zogen mich zu ihm, und fesselten mich bald so an ihn, daß er mir unentbehrlich wurde. Die Bande des Bischofs wurden nun jeden Tag mehr abgeworfen, mein Leben immer unregelmäßiger, Sitten und Gesetze immer mehr verhöhnt; der Bischof und seine Ermahnungen verspottet, zuerst blos von Bömmelingen, bald auch von mir.

Auf einem Bankette lernte ich die Tochter eines Ritters im Niederstift kennen; Ittling hieß er. Agnes war sein einziges Kind, und da er arm war, sein Al-

les. Eine glühende, unbändige Leidenschaft zu der schönen, frommen, keuschen Jungfrau setzte sich in meiner Brust fest. Bömmelingen gewahrte sie, und bald war ein Plan zu ihrer Befriedigung entworfen. Mit Gewalt beschlossen wir, das Mädchen zu entführen. In einer stillen Nacht drangen wir in die schwach besetzte Burg. Unsern Zweck und unsere Beute erreichten wir bald. Aber indem wir sie in Sicherheit bringen wollten, stürzte der mit Schrecken erwachte Vater auf uns zu. Mit Gewalt wollte er die Tochter uns entreißen; doch, unbewehrt, wurde er bald überwältigt, und, ohnmächtig zu helfen, mußte er den Raub seines Liebsten ansehen. Er wüthete nicht in seiner Ohnmacht, aber mit einer dumpfen Grausen erregenden prophetischen Stimme rief er mir nach: Burggraf, diese Stunde ist der Saamen Deines Unterganges! Einst werde ich vor Dich treten wie der Engel der Rache, und Dich an sie mahnen! Dann wirst Du sie verfluchen, aber sie wird Dich vernichten!

Ich lachte damals über diese Worte, Bömmelingen spottete über sie. Aber oft, in stiller Mitternacht, traten sie wie drohende Gespenster vor mich. Agnes von Ittling wurde bald von mir verlassen; Bömmelingen brachte sie in ein Kloster. Neue Leidenschaften; neue Gewaltthaten besonders da mein Weib bald starb, bezeichneten mein Leben, und verdrängten auch bald das Bild des alten Ittling aus meinem Innern. Desto fürchterlicher, mahnender sollte ich ihn wieder sehen. Er war es, der mir die Acht des Kayfers verkündete. Eine doppelte Vernichtung sprachen seine Worte und sein Blick über mich aus.

Er schwieg hier, und bedeckte sein Gesicht mit beyden Händen. Morrian sah ihn mit innigem Mitleide an; Sophie schwamm in Thränen. Auf einmal erhob er sich wieder. Und doch, sprach er fest; der gewisse Untergang ist ein Himmel gegen diese Hölle der Selbstqual, der Ungewißheit. Morgen schlagen wir. Alle unsere Macht soll gegen den Feind.

Der Untergang des Stromberger Geschlechts soll so groß seyn, wie sein Glanz es war!

In Morrians Augen leuchtete ein kräftiger Muth. Ja, wir wollen schlagen! rief er. Aber nicht um unterzugehen, sondern um zu neuem Glanze uns zu erheben!

Eine Pause, die jetzt eintrat, wurde durch die plötzliche Ankunft des Ritters von Bömmelingen unterbrochen. Eilig trat dieser in den Saal. Seine kleinen Augen brannten, sein ganzes Wesen drückte einen hohen Grad von Aufregung auf. Einen kurzen, höhnischen Blick warf er im Saale umher, auf die Liebenden. Auf, Burggraf! rief er dann. Auf junger Rittersmann, aus den Armen der Minen! Andere Arme erwarten Euch, aber eiserne, kalte, und nicht die warmen, weichen der Liebe!

Die beyden Männer waren aufgesprungen; die Gräfin umfing erblaßt den Geliebten. Was gibts? fragte der Burggraf schnell.

Erlösung! erwiderte Bömmelingen; Erlösung aus dieser Schlafsucht. Die Pfaffen kommen den Rittern zuvor. So eben kommt mein Theodorus aus ihrem Lager. In der Stille sind sie aufgebrochen, waffnen sich, und werden in kurzer Zeit an unseren Mauern stehen, um uns zu überrumpeln; während der Graf

von der Mark, der heute mit einem Kriegsheere herangerückt ist, das Schloß Krassenstein stürmt.

Morrian jauchzte hoch auf über diese Nachricht. Voran, rief er; das Heer geweckt; in einer Minute muß alles fertig seyn, bereit, die Pfaffenknechte zu empfangen.

In des Burggrafen Gesicht aber trat ein hoher Ernst. Eine Zeitlang sah er schweigend und sinnend vor sich nieder. Sey es! sprach er dann entschlossen. Laß das Heer bereit seyn, Bömmelingen! wandte er sich an diesen. In einer Viertelstunde bin ich bey Euch. Und damit der Feind sieht, daß wir seine Uebermacht nicht fürchten, wollen wir ihn draußen empfangen, nicht hinter unseren festen Mauern!

Brav gesprochen, Burggraf! rief Bömmelingen, und sprang aus dem Zimmer, um den empfangenen Befehl zu vollziehen.

In wenigen Minuten stand das ganze Heer gerüstet und kampffertig. In einer Viertelstunde rückte es aus den Thoren der Burg, und stellte still und ohne Geräusch sich auf, um den Feind, den man im Thale schon rasch aber leise sich herannahen hörte, zu empfangen. Der Burggraf behielt den Oberbefehl über das Ganze; Morrian führte die Reiterey an, wie bey dem neulichen Gefechte. Mit einem schweren Herzen hatte er Abschied von seiner Braut genommen, die ihn immer wieder von neuem umarmte, ihn mit ihren Thränen bedeckte, und ihn nicht von sich lassen wollte, weil eine schwarze Ahnung ihr sagte, sie solle ihn nicht wiedersehen. Auch ihn hatte ihre Angst auf einen Augenblick verstimmt; als er aber jetzt durch die Dunkelheit der stürmenden Nacht den Feind heranrücken

hörte, kehrte plötzlich und schnell sein alter, so oft erprobter Schlachtenmuth zurück.

Die Feinde, als sie den Fuß erreicht hatten, machten Halt, ruheten wenige Minuten aus, und klommen dann still, aber eilfertig die Anhöhe hinan. Bis auf zwanzig Schritte ließ der Burggraf sie heran kommen, ohne daß sie, wegen des Geräusches des Sturms, gewahrten, daß ein Feind sie erwarte. Auf einmal aber rief der Burggraf mit starker Stimme: Jetzt drauf! Und so wie der Ruf durch die finstere Nacht ertönte, erhob sich von allen Seiten ein furchtbares Kriegsgeschrey, und mit einer rasenden Wuth stürzte das ganze Heer der Stromberger den Berg hinunter auf die erschrockenen Feinde. Diese aber flohen nicht, denn der tapfere Clemens Droste war an ihrer Spitze; und es erhob sich jetzt ein Kampf, der so erbittert, hartnäckig und blutig auf diesem Berge noch nicht mochte gefochten seyn. Fürchterlich hieben die Stromberger mit ihren Schwertern, Streitärten und Morgersternen auf den andringenden Feind; fürchterlich setzte aber auch dieser sich zur Wehre. Weithin durchdrang das Geräusch der Waffen, und das Geschrey der Kämpfenden die dicke Finsterniß.

Eine Stundelang dauerte dieser entsetzliche Kampf; das Blut rann den Berg hinunter, Leichen waren auf Leichen gethürmt; aber kein Theil war gewichen. Doch das Häuflein der Stromberger wurde immer geringer, schmolz mit jeder Minute mehr zusammen, wogegen die Bischöflichen jeden Augenblick wie Pilze aus der Erde zu wachsen schienen. Da ertönte frisches Kriegsgeschrey durch die Nacht, und die Herzen der Stromberger wurden mit neuem Muthe erfüllt. Der Graf

von Tecklenburg kam mit seinem Haufen von Rheda zurück. Es waren zwar nur wenige Mann, die er in den Kampf brachte, aber sie waren tapfer und nicht ermüdet. Mit wilder Lust, von ihrem kühnen Herrn angeführt, warfen sie sich in das Schlachtgetümmel, und wirklich war ihr Angriff so ungestüm, daß die Bischöflichen zum Weichen gebracht wurden, und, den Berg verlassend, sich in das Thal zurückzogen. Die Stromberger jubelten, ohne Aufenthalt verfolgten sie den Feind, der einmal in Unordnung gebracht, zumal in der finsteren Nacht, wo Ordnung doppelt Noth that, keinen kräftigen Widerstand mehr leisten konnte, in Ungewißheit über seine eigene Lage gerieth, und bald nicht mehr wußte, ob er mit seinen Streichen sich gegen Feind oder Freund wende. Der Sieg schien nicht mehr zweifelhaft; schon jagte Morrian mit seiner geschlossenen Reuterschaar ganze Haufen von Münsterschen, Osnabrückern und Paderbörnern, in wilde, ungeregelte Flucht.

Aber ist jedes Glück unbeständig, das Kriegsglück ist es am meisten. Schnell sollte es hier sich wenden.

Fern in Nordosten stieg plötzlich eine hohe Feuersäule am dunklen Horizonte empor, die ihren Schein bis zu dem Kampfplatze warf. Rheda brennt! erscholl zugleich eine starke Stimme aus dem Haufen der Feinde. Und hundert Stimmen riefen hinten drein: Graf von Tecklenburg, rette Dein Weib, Deine Kinder!

Der Graf Otto erblaßte. Zögernd stand er eine Sekunde lang, und ließ Arm und Schwert sinken. Da sprengte der Burggraf auf ihn zu. Rette Dein Weib, Deine Kinder! rief auch er, und wollte den Ueberraschten fortdrängen. Aber der edle Graf von Tecklenburg

wich nicht. Gott wird sie retten! rief er, schnell wieder entschlossen, mein Posten ist hier! Und mit neuem Muthe stürzte er in die Reihen der Feinde.

Dennoch sollte kein Glück dem Burggrafen und seinem Freunde aufgehen. Denn auch von der anderen Seite röthete sich jetzt plötzlich der Himmel, und wie noch kaum das Geschrey erschollen war: Der Krassenstein brennt! Die Märker haben ihn genommen! — so kam auch schon neues Geschrey und Waffengeräusch und Pferdegetrappel nahe. Es war der Graf Engelbert von der Mark mit seinen Leuten, die Krassenstein wirklich erobert und die Mannschaft darin erschlagen hatten. Der alte Oer hatte sich gewehrt wie ein Löwe, allein der furchtbaren Uebermacht mußte er unterliegen; mit unzähligen Wunden bedeckt, fiel er todt auf dem Kampfplatz nieder.

Die Markaner entschieden den immer ungleicher werdenden Kampf schnell. Der Kriegserfahrne Engelbert wußte bald die entscheidenden Anstalten zu treffen. Von allen Seiten wurden die Stromberger umringt und zusammengedrängt, im Rücken, im Gesichte und von beyden Seiten wurden sie von zahllosen Feinden angegriffen. Dennoch entsank ihnen der Muth nicht; sie wehrten sich wie Verzweifelte, und die beyden hellen Flammen am Horizonte beleuchteten mit jedem Momente eine gräßlichere Szene. Berge von Todten bedeckten das Feld, Hunderte von Verwundeten winselten in die Nacht hinein. Alte, immer muthig gewesene Ritter riefen dem Burggrafen zu, einen Rückzug in die Burg zu nehmen, weil hier auf kein Heil mehr zu hoffen sey. Aber Burchard hörte nicht auf sie; er war trüb und blind gegen alle Schrecken und Gräuel, die

ihn umgaben; ohne Wort und ohne Laut drang er, still, aber desto furchtbarer in die dicksten Haufen der Feinde, und mähete alles nieder, was in den Bereich seines Schwertes kam. Morrian und Bömmelingen waren an seinen beyden Seiten, furchtbar und vernichtend und unwiderstehlich wie er. Alle Drey bluteten, allein sie achteten keines Bluts und keiner Wunden.

Da stellte sich ein hoher Ritter in schwarzer Rüstung Bömmelingen gegenüber, und dieser gewahrte bald, daß er einen Kämpfer gegen sich habe, wie sein Schwert heute noch keinen gefühlt hatte. Desto wüthender drang er auf ihn ein. Allein der fremde Ritter blieb ruhig, und nach wenigen Minuten eines fürchterlichen Kampfes deckte Bömmelingens Leiche den Boden.

Fahre hin, Du Unhold! rief der Ritter mit einer tiefen, dumpfen Stimme, die den Burggrafen bis ins Mark erschütterte, ging um diesen herum, und stellte sich mit der nemlichen Kälte, die er gegen Bömmelingen gezeigt, dem Ritter Morrian entgegen. Aber kräftiger griff er diesen an, schneller, schwerer fielen seine Hiebe auf Schild und Helm und Panzer des Jünglings, der, ermüdet durch so viele Anstrengungen, vergebens seine letzten Kräfte aufbot. Ein gewaltiger Hieb des Ritters streckte ihn zu Boden.

Da stellte der schwarze Ritter sich vor den Burggrafen, hoch seine Gestalt emporgerichtet, das blutige Schwert in der Hand. Burggraf! sprach er, mein Kind ist gerächt! Du bist zernichtet! Und spurlos war er unter der Menge verschwunden.

Der Burggraf war wirklich zernichtet. Sein tapferster Arm, Bömmelingen, lag rechts neben ihm,

eine starre Leiche, links sein einziger Sohn, der Geliebte, der Bräutigam seiner Tochter; Krassenstein stand in Flammen, sein Heer war vernichtet, sein Freund sah um seinetwillen Hab und Gut brennen. Die stärkste Kraft mußte durch solche Unfälle gebrochen werden. Mit einer großen Thräne im Auge beugte er sich über den gefallenen Morrian; aber das Herz des Jünglings schlug nicht mehr, sein Athem stockte, seine Lippen waren kalt. Fahre wohl! sprach der Burggraf leise; dann versammelte er den kleinen Rest der Seinigen um sich, und während er den Grafen von Tecklenburg beschwor, nach Rheda zurückzukehren, und dieser endlich nachgeben mußte, schlug er mit den wenigen Hunderten, die ihm übrig geblieben waren, durch die zahllosen Reihen der Feinde sich durch, und gewann glücklich die schützenden Mauern der Burg.

In starres Schweigen versunken, saß am folgenden Abend der Burggraf in seinem Gemache, und schaute in die Flamme des Kamins, die im Begriffe stand zu verlöschen. Nicht weit von ihm lag auf einem Ruhebette seine Tochter, blaß, entstellt, die Augen von Thränen geschwollen; aber die Unglückliche weinte jetzt nicht mehr, im Gegentheile sie lächelte, und in Momenten wurde ihr Lächeln zu einem wilden, lauten Lachen; die Schrecken der Nacht hatten ihren schönen, kräftigen Geist zerstört, ihr Herz gebrochen. Der Burggraf achtete nicht auf sie. Von außen her schlug von Zeit zu Zeit ein heller, heftiger Knall in das Gemach, dem jedesmal eine Erschütterung der ganzen Burg folgte. Es war der Knall von zwey Doppelhaken, welche, seit wenigen Jahren in Deutschland erst bekannt

geworden, die Bischöflichen mitgebracht hatten, und womit sie, den ganzen Tag nur auf Einen Punkt der Burgmauer zielend, diese zu zerstören und so sich einen leichteren Weg in die Burg zu bahnen strebten. Auch darauf achtete der Burggraf nicht; er saß starr und unbeweglich, und schien nur mit dem Kampfe beschäftigt, der in seinem Innern wüthete.

Lange saß er so, und nur der Knall der Donnerbüchsen von außen und der Gräfin lautes Lachen unterbrachen auf fürchterliche Weise die tiefe Stille. Zuletzt trat ein Knappe herein, und meldete mit bleichem Gesichte die furchtbare Wirkung des feindlichen Geschützes; die starke Mauer war nach der östlichen Seite bereits gesprungen, einzelne große Steine rissen sich bey jedem Schusse los und rollten den Berg hinunter, noch wenige Kugeln und ein großes Loch war in die Mauer gebrochen; schon zogen sich die Feinde nach dieser Gegend hin zusammen, schleppten Haken und Sturmleitern bey einander, und schienen jeden Augenblick im Begriff, einen fürchterlichen Sturm zu wagen.

Während des Anfangs dieses Berichts wich der starre Gleichmuth nicht aus dem Gesichte des Burggrafen; auf einmal blitzte aber ein kühner, wilder Muth darin auf. Er sprang auf, warf seinen Helm auf den Kopf, gürtete das Schwert um seinen Leib und wollte aus dem Gemache stürzen, den Stürmenden entgegen. Die Stunde der Vernichtung ist da! rief er, aber sie soll theuer erkauft werden!

Er drängte den Knappen hinaus, und wollte ihm folgen. Da bannte ein wildes Gelächter ihn auf die Stelle, auf der er stand. Es war seine unglückliche Tochter; ein entsetzliches Lachen entfuhr ihrer

Brust, ihren krampfhaft verzerrten Lippen. Lustig, Vater! rief sie; zum Hochzeitsfeste! Draußen im Walde, wo mein Liebster wohnt! — Sie wollte aufspringen, zu ihm hin; aber sie vermochte es nicht, und mit einem stillen Lächeln sank sie zurück, indem sie leise sprach: Meine Füße tragen mich nicht mehr. Ich glaube, sie sind todt. Trage Du mich in den Wald, Väterchen!

Sie sprach die Worte mit flehender Stimme, wie ein Kind, das die Mutter bittet. Dem Burggrafen schnitten sie durchs Herz; der wilde Muth wich aus seinem Gesichte, still kehrte er an der Thüre zurück, und ging mit großen Schritten im Gemache auf und ab; ein heftiger Kampf schien wieder in ihm zu wüthen. Ein zweyter Knappe kam, und meldete, die Mauer sey zerfallen, die Feinde am Stürmen: Ich komme! antwortete er, und der Knappe ging. Aber er kam nicht. Still setzte er sich an den Kamin und sah in die Kohlen, die gestorben waren. Ein dritter Knappe kam, und meldete, die Feinde seyen schon mit Uebermacht in der zerstörten Mauer, und beschwor ihn, den Seinigen zu Hülfe zu kommen. — Ich komme! antworte er noch einmal, aber er blieb sitzen, und blickte starr in die todten Kohlen.

Auch seine Kraft war gebrochen. Es war ein furchtbarer Anblick, ihn da sitzen zu sehen, äußerlich stark und kräftig, in der blutigen Rüstung, aber von innen kraftlos, ausgestorben; und neben ihm die ohnmächtige und wahnsinnige, die an Geist und Körper zerrüttete Tochter.

Auf einmal sprang er auf, noch einmal blitzte Muth in seinen Augen. Rächendes Schicksal! rief er;

auch Dir kann der Menſch trotzen! Ich will es! — Er wollte fortſtürzen; da fiel unwillkührlich ſein Blick auf die arme Wahnſinnige, und er ſtand. Unglückliche! ſprach er mit ſanfter Stimme; kann ich Dich denn allein laſſen, in den Graus der Zerſtörung und des Mordens? — Mein Kind! Mein Kind! rief er heftiger, und die Vaterliebe hatte über ſeinen Stolz geſiegt. Raſch ſtand jetzt ein entſcheidender Entſchluß in ihm feſt.

Unter ſeiner Rüſtung zog er einen ſchweren Schlüſſel hervor, dann hob er eine Diele des Fußbodens auf, ſprang, als er ſchon wildes Geräuſch der ſiegreichen Feinde im Burghofe hörte, ſchnell zurück, ergriff ein Licht, zündete die gewirkten Decken des Zimmers an, daß ſie praſſelnd anfingen zu brennen, faßte gleichzeitig ſeine Tochter unter den Arm und ſtürzte ſich mit ihr in den dunkelen Gang, zu dem die verborgene Thür führte. Dieſe warf er hinter ſich zu, in dem nemlichen Augenblicke, als die Feinde die Thüre des Gemaches aufriſſen, aber wegen der Flamme, die ihnen entgegenſchlug, zurückſtürzten.

Lange tappte er in dem finſteren, unterirdiſchen Gange herum, ſeine ſchreckliche Bürde auf dem Arme. Endlich erreichte er den Ausgang, tief unten im Thale, an einer dicht mit Bäumen und Strauchwerk bewachſenen Stelle. Er legte ſeine Laſt nieder, als er im Freyen war, um einige Augenblicke friſche Luft zu ſchöpfen. Seine Burg ſtand in hellen Flammen; es kümmerte ihn nicht; im Gegentheile, es war ihm ein wohlthätiges Gefühl; konnte er doch jetzt da nicht verhöhnt werden, wo er früher geherrſcht hatte!

Auf einmal naheten ſich Geſtalten unter den Bäumen. Er hielt ſich ruhig, um nicht entdeckt zu wer-

den; allein sie kamen auf die Stelle zu, wo er sich befand, und bald sahen sie ihn.

Dachte ich doch! rief jauchzend eine widerliche Stimme, und mit entblößtem Schwerte stand der lange Ritter von Wevelinghoven vor ihm, der bisher sich nicht hatte sehen lassen, jetzt aber, da Kampf und Gefahr vorüber waren, die schützende Nähe seines Ohms verlassen hatte. Drohend schwang er sein Schwert. Ergib Dich, Burggraf! rief er, Du und Dein Dirnlein!

Er wollte auf den Burggrafen losstürzen; aber in demselben Augenblicke fühlte er seinen Arm festgehalten. Er sah sich um; ein schwarzer Ritter stand hinter ihm. Es ist genug! sprach dieser strenge. Kein Mord mehr!

Ittling! rief der Burggraf, als er die Stimme erkannte.

Da nahete sich ihm der Ritter. Burggraf! sprach er, gehe mit Gott! Mein Kind ist gerächt! Ich wollte ein Racheengel seyn, aber kein Teufel!

Er zog den Wevelinghoven mit sich fort, und entschwand in der Nacht.

Noch eine Weile stand der Burggraf und blickte stumm vor sich nieder, dann hob er sein Kind auf, und wandelte langsam damit in den Wald hinein, durch die finstere Nacht, durch den stürmenden Regen, hinter sich die brennende Burg, das jauchzende Geschrey seiner Sieger. Es war Mitternacht, als er an dem Schlosse zu Rheda ankam. Mit wenigen Worten befahl er dem Thurmwart, den Grafen Otto zu wecken, dann setzte er sich still auf einen Stein unter dem Thore, sein wahnsinniges Kind neben sich. Als der

Graf kam, übergab er ihm seine Tochter. Halte sie gut! sprach er leise, und wollte die Burg wieder verlassen. Der Graf hielt ihn; allein er schüttelte schweigen den Kopf. Der Graf beschwor ihn, zu bleiben; er bot ihm alle Hülfe an; er versprach, ihn bis zu seinem letzten Athemzuge zu beschützen; er stellte ihm die Verwendung der Reichsfürsten, die Begnadigung des Kayfers vor.

Allein der Burggraf war nicht zu bewegen. Ich kann nicht! sprach er; in meiner Brust ist keine Gnade; was hilft mir die Gnade der Menschen!

Still verließ er die Burg und kehrte in die stürmende Nacht zurück. Man hat ihn nie wieder gesehen. Alte Chroniken behaupten, er sey über die Weser gegangen, und habe bey dem Grafen von Grubenhagen Schutz und Unterkommen gefunden; aber mit Gewißheit weiß man nichts hierüber. Dagegen versicherten gleichzeitig Westphälische Rittter, am heiligen Grabe einen Pilger gesehen zu haben, der an Gesicht und Figur dem Burggrafen geglichen habe. Allein auch dieß ist nicht ausgemittelt.

Seine Burggrafschaft theilten die Bischöfe von Münster, Paderborn und Osnabrück; der Graf Engelbert von der Mark dachte zu edel, um von dem Raube etwas anzunehmen.

Die Rache des Bischofs von Münster ging soweit, daß der Graf von Tecklenburg die Gräfin Sophie nicht einmal bey sich behalten durfte. Er wurde durch eine langwierige Belagerung gezwungen, sie von sich zu lassen. Doch wirkte er aus, daß sie dem Kloster Herzebrock durfte übergeben werden. In diesem war eine blasse, freundliche Nonne, die nahm sich der Un-

glücklichen an, und brachte nach Jahren ihren Verstand wieder in Ordnung. Sophie nahm den Schleyer und wurde die Freundin ihrer Retterin, der frommen Agnes von Ittling. Sie erreichte ein hohes Alter und starb als Abtissin des Klosters. Ihr Bildniß wird noch jetzt in Herzebrock verwahrt; es stellt ein schönes, aber tief leidendes Gesicht dar, und führt die Unterschrift: Sophia Filia unica Burchardi ultimi Burggrarii in Stromberg. Abbatissa. 1426. —

Die Zerstörung der Irmensäule.

Es sind schon tausend Jahre und mehr verflossen, seitdem einst auf der Halbinsel Jüttland ein Vetter des Dänenkönigs Goddrick, Namens Clodoald, als Statthalter herrschte. In früheren Zeiten war er ein glücklicher Mann gewesen, geliebt von seinem Könige, seinen Unterthanen und seiner Familie. Allein ein Sieg, den er über die Normanen erkämpfte, indem er ihre räuberischen Einfälle in Jüttland mit Gewalt zurückschlug, sollte auf einmal sein Glück und seine Zufriedenheit zerstören. Dieß grausame Volk sann auf eine entsetzliche Rache für den erlittenen Unfall, und führte diese dadurch aus, daß es dem Statthalter seine beyden Kinder, Clodoald, einen Knaben von zehn und Hildegardis, ein Mädchen von acht Jahren, mit List raubte. Der arme Vater ward untröstlich, denn er liebte die Kinder sehr, und sein Herz hing an ihnen.

Er rüstete Kriegsschiffe und Heere aus, um sie zurückzugewinnen; er sandte Boten und Gesandten in alle Weltgegenden, in alle Länder. Allein alle seine Bemühungen und Sorgen waren fruchtlos; nicht einmal eine Spur der Geraubten konnte er entdecken. Jahre verschwanden und verschwanden wieder, Ein Bote kehrte nach dem Anderen zurück, aber von den geraubten Kindern brachte Niemand Kunde.

Die Zeit war wohl im Stande gewesen, das Haar des unglücklichen Vaters zu bleichen, allein seinen Gram konnte sie nicht verlöschen und nicht vermindern. Vierzehn Jahre waren vergangen, der Letzte seiner Boten war zurückgekehrt, umsonst wie die Uebrigen. Da entschloß sich der Greis, der noch Kräfte zu einem solchen Unternehmen in sich spürte, selbst die gefahrvolle Reise anzutreten und seine geliebten Kinder aufzusuchen. Mit seinem, nach dem Raube seiner Erstgebornen, ihm noch nachgebornen Knaben Hyazinth machte er sich auf den Weg, und durchstrich die Länder Europa, Asien und Afrika von Einem Ende bis zum andern, und fragte und forschte überall nach den Geraubten, und bekam nirgends Bescheid und nirgends eine Spur von ihnen. Da erkannte er in Demuth den Willen der Götter, die ihm sein Liebstes nicht zurückgeben wollten, und, wenn auch mit zerrissenem Vaterherzen, doch diesen höheren Willen ehrend, machte er sich auf den Rückweg in die Heimath.

Sein Weg führte ihn durch das Land Westphalen, wo er bey einem theueren Verwandten einkehrte, um sich einige Tage auszuruhen, und zu dem Ende seiner Reise zu stärken. Der Verwandte nahm ihn mit auf eine große Jagd, die er in den ungeheuren Forsten der

Gegend veranstaltet hatte. Auf dieser verirrte sich Clodoald, in der Hitze des Verfolgens, und gerieth in einen unermeßlichen, undurchdringlichen Wald, von dem er kein Ende und keine Grenzen erspähen konnte. Allein er achtete nicht hierauf, und, von Jagdlust getrieben und von seinem Sohne Hyazinth gefolgt, drang er immer tiefer in das Dickicht des Waldes. Bald sah er auch seinen Eifer belohnt, denn ein ungeheurer Eber wurde von ihm aufgetrieben.

Der Wald aber, in den er gerathen war, war der heilige Hayn der Westphalen, in dem die Altäre ihrer vornehmsten Gottheiten, und die Sitze ihrer obersten Priester und Priesterinnen waren; der Eber aber, dessen Fährte er verfolgte, war der geheiligte Eber des Hayns; das Schlachtbild der Deutschen. Der unglückliche Clodoald wußte dieß nicht; eifriger hitziger verfolgte er das gewaltige Thier, holte es ein, bestand einen schweren Kampf mit ihm und erlegte es.

Aber wie das Thier seinen Geist aushauchte, da brüllte es fürchterlich, daß der ganze Wald erbebte, und alle Thiere des Waldes brüllten mit ihm, und der Tag wurde zur Nacht, und ein furchtbares Unwetter erschütterte den weiten, unendlichen Forst; Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, Krach auf Krach. Menschenstimmen mischen sich darein, und schrieen und wehklagten fürchterlicher, als Thiere und Elemente, und der entsetzliche Ruf nach Rache durchschallte den Wald und hallte tausendfach von allen Seiten wieder.

Entsetzt schmiegte der Knabe Hyazinth sich an den Vater, und suchte Hülfe gegen diese Schrecken; allein der Greis stand selbst schwankend und zitternd, denn

alle Kraft der Sehnen und Muskeln fühlte er urplötzlich aus seinem Körper entweichen, und seine Augen waren mit ewiger, undurchdringlicher Nacht bedeckt. Das Rachegeschrey kam unterdeß immer näher und näher, und füllte schauerlicher den Wald, und in wenigen Minuten waren der Greis und Knabe von einem zahllosen Haufen Priester und Krieger umringt, deren Augen Wuth, Rache und Mordgier sprüheten. Von neuem wehklagten sie, und zerrissen ihre Kleider, zerrauften ihre Haare, zerschlugen ihre Waffen, als sie den heiligen Eber starr, in seinem Blute schwimmen sahen. Dann fluchten sie dem Frevler, der dieses gethan, und unter Androhung der entsetzlichsten Martern ergriffen sie Clodoald und seinen Knaben.

Es geschah dieses gerade zu einer Zeit, als der große Carl auf dem Reichstage zu Worms die Vertilgung der Heiden und die Einführung des Christenthums in Sachsen beschworen hatte, und zur Lösung seines Schwurs ein gewaltiges Kriegsheer jetzt rüstete und im Begriffe stand, mit demselben in das Herz des Sachsenlandes einzufallen. Der Herzog Wittekind und die Priester hatten wohl Kunde davon bekommen, und während jener im Lande umherzog, um Vertheidiger des väterlichen Heerdes zu werben, verkündeten die Priester und ihre Orakel schwere Beleidigung der Götter und entsetzliches Unheil der Völker, das daraus folgen werde, und feuerten durch Gesänge und Wunderzeichen den Muth des Volks zur rasenden Wuth an. Was Waffen tragen konnte, versammelte sich in dem heiligen Hayne, am Altare der Irmensäule, und brannte vor Begierde, den beleidigten Göttern zahlreiche, blutige Opfer zu bringen.

Daher kam es, daß das Wehklagen der Priester und Krieger, die den armen Clodoald umringt hielten, bald verstummte, und eine wilde Freude dafür den Wald erfüllte. Man schlachte sie als Opfer des erzürnten Gottes, den Greis und den Knaben! riefen laut die Priester, und Knechte stürzten herbey, die Unglücklichen in Fesseln zu schlagen und sie an den Altar Irmins zu schleppen. Doch der blinde Clodoald strengte seine letzten Kräfte an, um sich und sein Kind zu retten, und einem so entsetzlichen Tode zu entgehen. Allein er hatte nur Ohnmacht der wilden Kraft entgegenzustellen. Da bat und flehete er. Er stellte sein Alter, und die Jugend seines Knaben vor, und seine Verwandtschaft mit dem Könige Godbrick und mit dem Herzog Wittekind, der sein Vetter war.

Wirklich legte sich die Wuth der Priester, sie wurden ruhiger uud traten berathschlagend zusammen; nach einer Weile aber verkündeten sie dem Greise, der, von den Göttern mit plötzlicher Blindheit gestraft, kein untadeliges Opfer mehr seyn konnte, seine Freyheit; den Knaben Hyazinth aber nahmen sie mit, am Fuße der Irminsäule ihn der beleidigten Gottheit zu schlachten. Vergebens flehete der elende Greis, vergebens bat er, ihn anstatt des unschuldigen Knaben zu opfern; umsonst füllten seine erloschenen Augen sich mit Thränen, der Wald sich mit seinem Wehklagen. Unter wilden Gesängen zogen die Heiden mit dem Kinde fort, nnd ließen den Greis allein in dem dunkeln Walde.

Lange noch irrte er hier einsam umher und weinte und wehklagte, und forderte umsonst von den Göttern sein Kindlein zurück. Endlich begegneten ihm zwey

fremde Ritter, die des Weges kamen, und die sein Jammern in seine Nähe lockte. Sie erkundigten sich nach seinem Elende, er theilte es ihnen mit, und schnell waren die Ritter entschlossen, den Knaben zu befreyen und ihn dem armen Vater zurückzugeben.

Früh am anderen Morgen wurde der Knabe Hyazinth aus den Wohnungen der Priester zum blutigen Opferaltare geführt. Er war festlich geschmückt mit weiten, glänzenden Kleidern, eine goldene Binde umgab seine bleiche Stirne, frische Blumen hingen in sein blasses Gesicht. Haufen von Priestern führten ihn in ihrer Mitte und sangen Lieder zum Lobe der Götter. Schon nahen sie sich dem furchtbaren Altare, schon sieht der Knabe auf hoher Säule den kolossalen Gott mit Helm und Rüstung, in der rechten Hand die wehende Fahne, in der linken den gewaltigen Speer; schon erblickt er zu den Füßen desselben der furchtbaren Henker, Mordlust in allen Zügen, hoch das Mordbeil emporschwingend. Die Gesänge der Priester werden wilder, als sie sich dem Gotte nahen, das Herz des Knaben schlägt ängstlicher, lauter. Da stürzen auf hohen Rossen, mit geschwungenen Schwertern, zwey Ritter in den feyerlichen Zug, und verlangen mit lauter, befehlender Stimme die Herausgabe des zum Opfer bestimmten Knaben. Die Priester erheben ein furchtbares Geschrey um Hülfe, das den ganzen Wald durchdringt und von allen Seiten Gewaffnete herbeyführt. Allein die Schwerter der Ritter fallen zerschmetternd und zernichtend, zerstreuen die Haufen der Göttendiener, brechen sich überall blutige Bahn, und dringen siegend in die Nähe des gefesselten Knaben. Da drängen sich die Priester in dichten Reihen und in immer engeren

Kreisen um ihr Opfer, und suchen es schnell zu erstikken, ehe die freche Hand der Räuber es erreichen können.

Als das die beyden Ritter sahen, ließen sie vom Kampfe nach, und baten mit milderer Stimme um Freylassung des Knaben, und erboten sich, dafür mit den wilden Thieren, den Bären, Wölfen und Löwen zu kämpfen, die den Gott bewachten. Ihr Erbieten wurde angenommen, und die Ungethüme fielen brüllend unter den nervigen Fäusten der Ritter. Aber anstatt den Knaben freyzulassen, erhoben die Priester jetzt von neuem wildes Geheul und wehklagten über die Beleidigungen, die ihren Göttern widerfahren seyen. Und wie nun von allen Seiten neue Haufen von Kriegern herbeystürzten, ihren Götzen zur Hülfe, da wurden die Ritter von der Macht der gegen sie Anstürmenden fast erdrückt, ihre Rosse sanken todt unter ihren Leibern dahin, und die durch so vielfache und schwere Anstrengungen Erschöpften mußten ohnmächtig erleiden, wie auch sie in Fesseln geschlagen wurden.

Laute Freudengeschreye durchjubelten jetzt den Wald, und jauchzend wurden der Knabe und die beyden Ritter zu dem Altare geschleppt, um auf der Stelle der beleidigten Gottheiten geopfert zu werden. Aber da trat hinter einer heiligen Eiche die Oberpriesterin des Gottes hervor, ernst und majestätisch, eine hohe Gestalt, angethan mit weißen, wallenden Kleidern, das Antlitz mit einem dichten Schleyer bedeckt, und überschaute mit einem ernsten, klaren Auge den empörten Haufen, und kein Laut wurde mehr gehört, und keine Gestalt bewegte sich mehr.

Lange dauerte diese Stille, wie des Grabes. Da trat der erste Priester hervor und sprach mit dem Tone

der Demuth: Heilige Jungfrau, wir bringen die drey Opfer, dem beleidigten Gotte zur Sühne! Befiehl, daß sie geschlachtet werden, damit ihr Blut den Ewigen angenehm sey, und sie unseren Waffen Sieg verleihen mögen.

Die Blicke der Jungfrau weilten lange auf den drey unglücklichen Schlachtopfern, anfangs kalt und ruhig, als wenn Beruf und Gewohnheit sie gegen den schrecklichen Anblick schon abgestumpft hätten. Auf einmal aber wurden sie unruhig, und dunkle Gluth färbte schnell ihre bleichen Wangen, um einen Augenblick darauf der Blässe des Todes Platz zu machen. Sichtbar durchzuckte ein tiefer Schmerz ihre Seele, allein mit bewunderungswürdiger Gewalt sammelte sie sich rasch, und, indem sie das Auge zum Himmel emporhob, und dann langsam auf die Versammlung vor sich wieder niedersinken ließ, sprach sie mit fester, ruhiger Stimme: Der Opferplatz ist entheiligt durch freches, wildes Kampfgetümmel! Heute darf den Göttern kein Blut hier fließen! Kehret morgen zurück. Wenn der Mond heute Nacht seinen höchsten Punkt erreicht hat, werde ich den Willen der Götter erforschen, und morgen ihn Euch verkünden! Entfernt Euch jetzt, damit der Hayn von den heutigen Gräueln gereinigt werden könne.

Die Menge wollte ehrerbietig dem Befehle der den Göttern heiligen Jungfrau gehorchen. Aber der Oberprieſter hielt sie. Er hatte das Erbleichen der Prieſterin bemerkt, und seine tückische Seele ahnte Verrath. Jungfrau! sprach er hastig, aber ohne die Ehrfurcht aus den Augen zu setzen, die er der Oberprieſterin schuldig war. Es sind schon größere Gräuel

hier verübt worden, und doch floß Blut den Göttern, und es war ihnen angenehm!

Eine halbe Sekunde lang senkte sich das dunkle Auge der Priesterin, wie aus Verlegenheit, schnell aber erhob es sich wieder klar und mit zürnendem Strahle. Verwegener! rief sie; Mögen die Götter ein Zeichen geben, um ihren Willen zu verkünden!

Und wie sie kaum die Worte gesprochen hatte, erhob sich fernes dumpfes Getöse im Walde, das immer näher kam, und immer lauter und verwirrter wurde. In angstvollem Harren stand der ganze Kreis, der das von der heiligen Jungfrau herabbeschworene Zeichen der Götter heraunahen zu sehen fürchtete.

Fliehet! Fliehet! riefen tausend herandringende Stimmen auf einmal, und die Nähe des Altars füllte sich mit bleichen Gesichtern. Der große Schlächter nahet, hoch das Christenschwert schwingend, Tausende unserer Brüder sind schon vor ihm gefallen! Fliehet, Ihr Priester und Priesterinnen! Fort mit den Heiligthümern vor seinen entweihenden Händen!

Blasse Furcht ergriff das Chor der Priester. Sie rafften zusammen, was sie greifen konnten, Heiligthümer und Kostbarkeiten, und flüchteten damit in die nahe feste Fresburg. Auch die Gefangenen vergaßen sie nicht, schleppten sie mit sich, und warfen sie in die Gefängnisse der Burg, um bey der ersten Gelegenheit, wo es einer Erregung, einer öffentlichen Anfeuerung des Volkes bedurfte, ihr grausames Schicksal an ihnen zu vollziehen.

Das gewaltige Heer Kayser Carl des Großen überschwemmte jetzt den heiligen Wald. Siegreich war der Kayser von Franken bis an die Diemel gekommen,

jeder Widerstand gegen seine ungeheure Macht war vergeblich gewesen, alles hatte sich vor ihr demüthigen, sich ihr unterwerfen müssen. Hier an der Diemel aber fand er zuerst einen kräftigen Widerstand, der um so nachtheiliger auf sein Heer wirkte, je unerwarteter er war. In den undurchdringlichen Urwäldern Westphalens fand das Heer keine Lebensmittel; Hunger und Durst griffen mit entsetzlicher Gewalt um sich, und entkräfteten den Krieger, der gerade hier, um aus dem Gewinde der Waldungen zu kommen, die meisten Kräfte nöthig hatte. So kamen sie in den heiligen Wald, erschöpft vor Hunger, noch mehr aber vor brennendem Durste. Als sie aber das Ungethüm der Irmissäule auf hohem Altare vor sich erblickten, da erwachte, trotz Erschöpfung und Ermattung, noch einmal ihr wilder Muth. Herunter mit dem Götzen! rief der große, fromme Kayser! Und tausend Hände und tausend Waffen waren beschäftegt, schneller seinem Befehl zu vollstrecken, als er ihn ausgesprochen hatte. Zerschmettert, mit weithin durch den Wald schallendem Donner stürzte der Gott von seinem Gestelle, flog der Altar auseinander.

Und siehe! in demselben Augenblicke öffnete mit fröhlichem Gemurmel sich ein reicher Quell, und strömte sein klares Wasser dem erstaunten Carl entgegen. Es war der Bullerborn, den die Priester, um das Volk durch einen verspiegelten Zorn der Götter desto mehr zu entflammen, durch eine im Altare der Irmensäule angebrachte Vorrichtung aufgehalten hatten. Der fromme Kayser aber glaubte ein Wunder zu sehen und fiel auf die Knie und dankte laut Gott, während das Heer jauchzte und an der köstlichen Gabe des Himmels sich erquickte.

Wie sie aber noch sich freuten und labten, da wankte mühsam ein blinder Greis herbey; der rief mit jammernder Stimme: O gebt mir mein Kind wieder! Gebt mir meinen Knaben zurück! — Die Stimme des Greises durchschnitt die Herzen Aller, die ihn hörten. Der Kayser ließ ihn vor sich kommen, und als er die Schicksale des unglücklichen Clodoald erfahren, schwur Carl, ihm sein Kind zurückzugeben.

Bald darauf meldeten Kundschafter dem Kayser, daß das ganze Heer der Sachsen, ihre Vornehmen und Heerführer und Priester sich in die Veste Fresburg geworfen hätten, und dort jedem Angriffe zu trotzen bereit wären. Schnell ließ Carl sein Heer gegen die Veste aufbrechen und diese stürmen. Der Kampf war hart, blutig, grausam, aber das Heer der Christen siegte über die blinde Verzweiflung der Heiden. Die Veste wurde genommen, die am Leben gebliebenen Sachsen mußten sich unterwerfen.

Der Kayser hatte seines Versprechens, das er dem blinden Clodoald gegeben, nicht vergessen. Alsbald nach der Einnahme der Fresburg ließ er die Gefängnisse derselben durchsuchen, und Hyazinth und die beiden Ritter, die ihn hatten befreyen wollen, Faustinus und Ischyrion mit Namen, wurden aus dunkler Kerkernacht an das Licht der Freyheit hervorgezogen. Mit ihnen aber auch die Oberpriesterin, die von unerklärlichem Mitleid für die gefangenen Jünglinge sich hatte hinreißen lassen, einen Versuch zur Befreyung derselben zu machen; dieser war jedoch durch den Verrath einer Priesterin mißglückt, und auch sie darauf in strenge Haft geworfen worden.

Thränen der Wehmuth und Freude entstürzten den blinden Augen des Greises, und den frommen des Knaben Hyazinth, als sie sich wieder hatten, und einander wieder an die liebenden Herzen drücken konnten. Laut dankte der edle Greis dem Himmel, daß er ihm die zwey Erstgebornen genommen, sein Alter doch nicht ganz hülflos gelassen habe.

Die Ritter des Kayſers, die Zeugen des Auftritts waren, wurden auf das innigste gerührt, die beyden fremden Ritter aber und die Oberprieſterin wurden sehr unruhig. Und die letztere und der Ritter Ischyrion naheten sich dem Greise, und fragten ihn gleichzeitig, ob seine verlorene Erstgebornen nicht Clodoald und Hildegardis geheißen, und ob er nicht der Statthalter Clodoald von Jüttland sey.

Wohl bin ich der! Und wohl hießen meine armen Kindlein so! antwortete der Greis, von Schmerzen der Erinnerung ergriffen.

Da sahen die beyden fragend, zuerst voll Verwunderung sich an, dann warfen sie sich weinend vor dem blinden Greise nieder, umschlangen seine Knie und küßten seine Hände, und entdeckten ihm, daß sie seine geraubten und wieder gefundenen Kinder seyen.

Clodoald und Hildegardis waren von den räuberischen Normanen, jener nach Afrika an einen Schäfer, diese in das Herz von Sachsen an Priester verkauft. Clodoald war mit dem Sohne seines Herrn, seinem Begleiter Fauſtinus, in allen ritterlichen Künsten und Uebungen auferzogen worden, und befand sich jetzt auf dem Zuge, sein Vaterland und seine geliebten Eltern wieder aufzusuchen. Hildegardis war zum Dienste der Götter geweihet worden, und vergebens hatte sie seit

langen Jahren auf ein Mittel gesonnen, aus den dichten Wäldern in ihre mit Schmerzen zurückersehnte Heymath zu entfliehen.

Wer wagt es, die Freude der Glücklichen zu beschreiben! Eine Umarmung folgte der Anderen, und lange lagen sie sich an den liebenden, überseligen Herzen. Der Greis aber erkannte, daß hier eine höhere Hand gewirkt habe, als die seiner heidnischen Götzen; und er bat den Kayser, ihm und allen den Seinigen das heilige Wasser der Taufe geben zu lassen. Und wie nun nach einiger Zeit in Gegenwart des kayserlichen Hofes und des ganzen Heeres der Franken ein frommer Priester den Statthalter und seine Kinder mit dem heiligen Wasser einsegnete und sie in den Schooß der Kirche aufnahm, da entschwand plötzlich das Dunkel, das auf den Augen des Greises gelegen hatte; er sah wieder das reine Himmelslicht, und doppelt heiß flossen die Dankgebete der Glücklichen.

Lange hat er noch in Freude und Freudigkeit gelebt, umgeben von seinen Kindern, zu denen auch bald, mit Hildegardis vereinigt, der Ritter Faustinus gehörte.

Kleinere Sagen.

I.

Der heilige Lebuinus.

Der heilige Lebuinus war ein frommer und eifriger Bekehrer der heidnischen Westphalen und scheute keine Mühe und keine Gefahren, um in seinem heiligen Berufe zu wirken; denn so viele Verfolgungen er auch von Geringen und Vornehmen zu erdulden hatte, so ließ er doch niemals von seinem gottseligen Werke ab. Einstmals kam er in die Nähe der Weser, in der Gegend, wo jetzt die Stadt Hervord steht. Es war hier damals eine große Menge Westphälinger, Priester, Krieger und Heerführer versammelt, welche ihren alten heidnischen Gottesdienst hielten und dabey über Krieg, Frieden und Gesetze berathschlagten Auf einmal erschien der heilige Apostel Lebuinus in ihrer Mitte, sonder Furcht und Angst, und forderte mit lauter Stimme sie auf, ihrem heidnischen Götzendienste zu entsagen, und Einen Gott, den ewigen und wahren anzubeten; er drohete ihnen mit fürchterlichen Strafen,

wenn sie seinen Ermahnungen nicht Folge leisten würden. Doch da erhob sich der ganze Haufe, der zuerst verwundert das Wagniß des einzelnen Mannes angestaunt hatte, mit großem Geschrey, und schlug die Waffen an einander, und wollte in empörter Wuth den heiligen Priester erschlagen und den Götzen opfern. Aber Gott der Herr verließ seinen Diener nicht, und in dem Augenblicke, als sie ihn ergreifen wollten, öffnete sich ein Baum, an dem er stand, nahm ihn in seine Mitte und schloß sich wieder zu, also daß er gerettet und noch zu manchen heiligen Werken aufbehalten wurde. — Der Baum ist noch jetzt bey Hervord zu sehen, allein er hat so wunderbarliche Blätter, daß kein Mensch erkennen kann, was für ein Baum es ist. (Wittins Hist. Westph.)

II.

Der heilige Suederus.

Ein eben so eifriger Apostel der Westphalen war Suederus. — Zu einer Zeit speiseten zu Soest viele heidnische Westphälinger; zu solchen begab sich der heilige Suederus. Als nun jene von der Macht ihrer Götter und von der Ohnmacht des Christus sprachen, den man ihnen dafür aufdringen wolle, da trat Suederus muthig auf, vertheidigte den Heiland, und erzählte besonders die Wunder, die Christus der Herr durch die Verdienste des heiligen Suibertus gethan. Als nun den Heiden daraus kund wurde, daß Suederus ein Christ

sey, wurden sie wider ihn ergrimmt, griffen, schlugen und peinigten ihn, stießen ihn endlich heraus und rissen ihm die Zunge aus. — Kaum aber waren sie voller Freuden und in der Meinung, daß sie ein großes Werk gethan hätten, zu ihrem Schmause zurück gekommen, so wurden ihre Speisen zu Steinen, sie aber ihres Augenlichtes beraubt. Wie sie nun dadurch zur Erkenntniß ihres Unrechts, an Christo und seinem Knechte Sueder verübt, gebracht wurden, ließen sie sich zu demselben führen und bat ihn demüthig um Verzeihung. Hiezu war nun Suederus nicht allein willig, sondern er versprach ihnen auch Hülfe und Rückkehr ihres Augenlichtes, wo sie sich mit ihm nach Werden zum Grabe des heiligen Suibertus begeben würden. Der Vorschlag wurde zu Werke gerichtet, und sie reiseten zusammen auf Werden. Kaum waren sie daselbst angekommen, so wurden sie Alle, nebst dem Sueder, welcher in seinem Herzen den H. Suibertus angerufen hatte, durch dieses Verdienste geheilet; Sueder bekam seine Zunge, und die Heiden ihre Augen wieder. Wodurch denn nicht allein sie, sondern auch hernach Viele in Soest und der Gegend bekehret wurden.

(v. Steinen Gesch.)

III.

Das Grab der heiligen Ida.

Nachdem die heilige Ida ihren Gemahl, den tapferen Herzog Egbertus durch den Tod verloren hatte, ließ sie neben der Kirche zu Herzfeld an der Lippe ein

Einsiedlers Häuslein bauen, aus welchem sie durch ein Fensterlein auf den Altar der Kirche sehen konnte. Hier ließ sie ihren Eheherrn begraben, und nahm auch ihre Wohnung darin und trauerte um ihn. Zugleich ließ sie ihren eignen Todtensarg aus Marmorstein hauen, und stellte ihn in dieß Häuslein, und füllte ihn alle Tage zweymal mit Allmosen, welche sie Vor- und Nachmittags den Armen freudig austheilte. Als sie nun viele Jahrelang also in Gebet und frommen Werken zugebracht, erkrankte sie gar heftig, und starb seliglich am vierten September um das Jahr Achthundert, und ward in ihrem marmorsteinernen Sarge begraben. — Hernachmals geschahen viele Wunder an ihrem Grabe. Denn als im Jahre 915 die Ungarn in Westphalen einfielen und auch nach Herzfeld kamen, und daselbst die Kirche, die unterdeß über dem Grabe der H. Ida erbauet war, zerstören und niederbrennen wollten, gelang ihnen dieses auf keine Weise, indem das Feuer, das sie anlegten, alles Anschürens zum Trotz, jedesmal wieder ausging und nichts verzehrte. Und wie sie nun darauf auf das Dach der Kirche stiegen, um dieses einzureißen, und die schönen Glocken, die allda hingen, wegzunehmen, da kam eine gewaltige Furcht über sie, so daß sie weder einen Balken anrühren, noch eine Glocke von der Stelle bringen konnten. Daher blieb die Kirche zu Herzfeld in gutem Stande, obgleich ringsumher alle Kirchen und Kapellen von den heidnischen Ungarn zerstört waren. — Nachgehends wohnte zu Herzfeld ein vornehmer Graf, Namens Ludolf, der aber schlechten Gottesdienst hielt. Als diesem ein Kindlein gestorben war, ließ er es in das Grab der H. Ida begraben. Aber am folgenden Tage fand

man das Kind draußen vor der Thüre desselben. Sie begruben es wiederum in gemeltes Grab, es ward aber am anderen Tage, wie auch am Dritten, wiederum vor der Thüre gefunden. Da erkannte der Graf und die Seinigen die Heiligkeit der Ida, und fingen an, dieselbe zu verehren und gottesfürchtiger zu werden.

(Wittins. v. Steinen.)

IV.

Die Wundertropfen zu Lünen.

Ein gewisser Ritter, mit Namen Lübert von Schwansbell, von dem Orden des heiligen Gregorius in Lifland, wurde im Kriege wider die Russen gefangen und sehr übel gehalten. Weil er in seinem Gefängnisse von keinem Menschen Trost hatte, wendete er sich zu Maria, der Mutter der Barmherzigkeit. Als ihm nun zu einer Zeit ein Stück Fleisch, darin eine Rippe war gebracht wurde, nahm er dieselbige, und kratzte damit auf einen Klotz, der im Gefängnisse war, das Bild der Maria mit ihrem Kinde auf dem Arme, so gut er konnte, und betete täglich vor demselben um Erlösung aus der Gefangenschaft. Einst als er auch vor diesem Bilde seine Andacht verrichtete, und der Kerkermeister unverhöfft dazu kam, suchte er zwar das Bild mit seinem Mantel zu verbergen; weil aber der Kerkermeister meinte, er wolle etwas verstekken, womit er sich aus dem Gefängniß erlösen könne,

riß er ihm den Mantel weg, wurde des Bildes gewahr, und fragte ihn nach der Bedeutung. Wie ihm Lübbert solche gab, von der Kraft der Maria Vorstellung that, und ihn zu bekehren suchte, sprach der Kerkermeister: Ich will erfahren, ob du die Wahrheit redest! — Darauf zog er einen Dolch heraus, und stieß dreymal in das Bild. Und wunderbarer Weise flossen bey jedem Stoße drey Tropfen Bluts aus dem Holze, neun im Ganzen, so daß der Mensch bestürzt davon ging. Lübbert aber nahm seinen Mantel und fing das Blut damit auf. Nachmals wurde er aus seinem Gefängnisse befreyet, und wie er nun glücklich wieder nach Westphalen kam, hat er von diesen Wundertropfen drey nach Altenlünen, drey nach Derne und drey nach Waltrop an die Pfarrkirchen geschenkt, wo sie auch viele Wunder verrichtet haben

(v. Steinen.)

V.

Die Familie Hackenberg.

Im Jahre des Herren 1402 wurden von den Hamburgern zwey berüchtigte Seeräuber, mit Namen Stortebecker und Göddert Michaelis gefangen und hingerichtet. Von den Schätzen, die man bey dem Stortebecker gefunden hat, ist die goldene Krone verfertigt, so die Thurmspitze an St. Catharinenkirche in Hamburg ziert. — Einer von den mitgefangenen Schifferknechten, Hackenberg geheißen, wurde wegen seiner Ju-

gend von der Staße freygesprochen. Dieser kaufte von den Hamburgern eins von den alten eroberten Schiffen, dessen Mastbaum, wie er nur allein wußte, mit eitel Golde angefüllt war. Als er nun seinen Schatz in Sicherheit gebracht hatte, kam er endlich nach Hagen in Westphalen, schlug daselbst seine Wohnung auf, und stiftete von diesen ihm so unverhofft zugeflossene Reichthümer viele milde Werke. Dieser ist der Stammvater der noch jetzt in Hagen und der Umgegend vorhandenen Hackenberge, und ist auf solche Art ein nochmals ansehnliches Geschlecht nach Westphalen gekommen.

(v. Steinen.)

VI.

Johann mit den Bellen.

Johann I. Herzog zu Cleve und Graf von der Mark hatte den Beynamen: Mit den Bellen. Dieser rührte davon her: Denn als sein Herr Vater Adolf, als er den Sohn aus Frankreich nach Hause gerufen, und gesehen, daß er mit prächtigen Gezeuch, sonderlich vielen mit Bellen (Schellen) behangenen Maulthieren angekommen, hat aus Verdruß, und um dem Sohne dessen Thorheit aufzurücken, ausgerufen: Da kömmt Johanneken mit den Bellen!

(v. Steinen.)

VII.

Der Teufel in der Kirche zu Unna.

Es begab sich im Jahre 1596 zu Unna an einem Sonntage, zur Stunde des Predigens, da sowohl Katholische als Calviniſten in der Kirche waren, daß man ein gräßlich Gepolter oben in der Kirche an der Orgel hörte, worauf der Teufel aus der in Gestalt eines Calviniſchen Dieners mit großem Heulen und Geſchrey auf die Kanzel geflogen, darauf gestanden und sowohl von Katholiſchen als Calviniſchen gesehen worden. Er hatte zwey große Hörner auf dem Kopfe, und ließ ein Gemurmel hören zwiſchen den Zähnen. Als er aber eine Zeitlang gestanden und gemurmelt, iſt er verſchwunden.

(v. Steinen, II. 1176.

VIII.

Der Fluch des Biſchofs.

Auf einem großen Bauernhofe unweit Dortmund, den wir hier nicht näher bezeichnen dürfen, wurde vor vielen hundert Jahren ein Biſchof von den Bauern erſchlagen, den ſie eines Verbrechens wegen in Verdacht hatten, der aber ein frommer Mann und unſchuldig war. Noch ſterbend betheuerte er ſeine Unſchuld, und ſprach,

daß zum Zeichen derselben auf dem Hofe nie ein Erbe männlichen Geschlechts solle geboren werden. Sein Fluch ist bis auf den heutigen Tag eingetroffen; es werden Mädchen genug auf dem Hofe geboren, aber kein Knabe; auch der jetzige Besitzer ist von einem anderen Hofe.

(Mündlich.)

IX.

Der Mann mit dem Grenzsteine.

In der Schwerter Feldmark hat vor langen Jahren ein Mann einen falschen Grenzstein gesetzt, und einen langwierigen Prozeß darüber geführt, den er aber gewonnen, weil er falsche Zeugen bestochen hatte. Zur Strafe dafür muß er nun jede Nacht den Grenzstein auf seinen Schultern tragen, und damit in der ganzen Feldmark umhergehen. Viele Leute haben ihn schon so gesehen. Der Grenzstein glühete und alle Augenblicke fiel er damit nieder, aber von sich werfen konnte er ihn nicht, und weil das Feuer des Steins ihn brannte, sprang er wieder auf und eilte weiter, wobey er ächzte und ausrief: Wo soll ich mit dem Grenzsteine hin?

(Mündlich.)

X.

Die Hexenrache.

Vor vielen Jahren machte ein Nachtwächter in Schwerte zweyen Schwestern zugleich den Hof, ohne jedoch mit dem Heyrathen Ernst zu machen. Jede von ihnen forderte ihn zwar mehrmalen dazu auf, aber es half nichts; sie thaten sich deshalb zuletzt zusammen und schworen ihm Rache. Die beyden Schwestern aber waren Hexen. Als der Nachtwächter nun eines Nachts in seinem Bette lag, klopfte es auf einmal an sein Fenster, und als er dieß geschwind öffnete, faßten ihn Zwey, hoben ihn auf und führten ihn hoch durch die Luft. Erst wollten sie ihn in in die Ruhr werfen, nachher besannen sie sich aber, und setzten ihn ganz nakkend oben auf einen hohen Baum, wo ihn die Leute am andern Morgen halbtodt fanden.

(Mündlich.)

XI.

Der Währwolf.

Der Währwolf ist ein böser Zauberer, der sich in einen Wolf und in allerley grimmige Thiergestalten verwandeln, und dann, ohne daß man ihm etwas an-

haben kann, Menschen und Vieh Schaden thun kann. Er muß sich aber dann in seiner wahren Menschengestalt zeigen, wenn ein unschuldiges Kind ein Stück Stahl über ihn hinwirft, und die eher wieder aufgreift, als der Währwolf; greift aber der Währwolf es zuerst, so ist das Kind verloren, denn jener wird wüthend und zerreißt es. Es sind schon wohl dreyhundert Jahre her, als ein solcher Währwolf in dem Dorfe Ergste lebte. Er hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht und konnte sich in allerley Gestalten verwandeln und verübte allerley boshafte und gefährliche Streiche. Besonders liebte er es, sich in einen Wolf zu verwandeln, und in dieser Gestalt Schaafe, Kühe und anderes Vieh aus Ställen und Weiden zu rauben. Jedermann fürchtete ihn, aber Niemand konnte ihm etwas anhaben, denn die Macht des Satans beschützte ihn. Einstmals aber, als er in den Stall eines Bauern gedrungen war, um Schaafe zu stehlen, warfen die beyden Knaben des Bauern, der Eine eine Scheere, der Andere ein Messer kreuzweise über ihn, und fingen es geschwind wieder auf, ehe der Währwolf dazu kommen konnte. Jetzt mußte er seine natürliche Gestalt annehmen und sich gefangen geben. Er wurde nach Limburg an das peinliche Halsgericht gebracht, und hier, um zu sehen, ob er ein Zauberer sey oder nicht, unterm Oegersteine in die Lenne geworfen. Wenn er oben blieb, so war er ein Zauberer, wenn er aber zu Grunde gehen konnte, so war es gut. Lange schwamm er oben und es war ihm nicht möglich, unterzutauchen, und schon wollten Richter und Volk ihn als einen bösen Zauberer vernrtheilen. Da wandte der Währwolf in seiner Herzensangst sich an seinen Bundesgenossen,

den Teufel, und flehete ihn um Hülfe an. Dieser verließ ihn auch nicht, und verwandelte alsbald eine Nähnadel, die der Zauberer bey sich trug, in ein schweres Beil, also daß er zu Grunde ging. Er wurde jetzt für unschuldig erkannt, aus dem Wasser gezogen und freygegeben. — Er trieb darauf sein Wesen nach wie vor. Nachmals aber, als er in einen tiefen Schlaf gefallen war, überfielen ihn die Bauern plötzlich und legten Feuer an seinen Leib. Als er erwachte, wollte er sich zwar schnell verwandeln, allein es war zu spät, und er mußte elendiglich verbrennen. Seine Asche vergruben sie seitab vom Kirchhofe, wo er noch jede Nacht spucken geht, und jammert und winselt wie Jemand, der verbrannt wird.

(Mündlich.)

XII.

Der Brigadier von Corvey.

Vor etlichen hundert Jahren lebte in der Stadt Warendorf ein Oberst, Brigadier von Corvey geheißen, der war sehr reich, aber auch sehr grausam und geizig. Als er aber zum Sterben kam, verordnete er, daß er mit vielem Pompe begraben werde, und daß man viele Messen für ihn lesen lasse, damit seine Seele Erlösung bekomme. Dieses geschah auch, denn alle Straßen von seinem Hause bis zu der alten Kirche waren mit feinem schwarzem Tuche belegt, das nachher den Armen geschenkt wurde, und in allen Kirchen

der Stadt wurden ein ganzes Jahr lang jeden Tag Seelenmessen für ihn gelesen. Dennoch konnte er aber seiner Strafe nicht entgehen, daß er im Leben so grausam und geizig gewesen war. Jedes Jahr an seinem Sterbetage muß er von des Abends an bis zum Frühmorgen mit feurigen Wagen und Pferden durch die Stadt und über alle seine ehemaligen weitläufigen Besitzungen fahren, wobey böse Geister ihn umgeben, und man ihn jämmerlich ächzen und stöhnen hört. Sein Degen und seine Stiefel, die noch zu Warendorf verwahrt werden, fangen alsdann an, erschrecklich zu poltern, und liegen nicht eher still, als bis die Fahrt ihres alten Herrn zu Ende ist.

(Mündlich.)

Inhalt des ersten Bändchens.

Seite

I. Der Räuber Lutz 1
II. Der Hick 34
III. Das Fegefeuer des Westphälischen Adels . 46
IV. Gervin von Volmestein 62

Kleinere Sagen.

I. Die Gebeine des heil. Ludgerus . . . 99
II. Stiftung des Klosters Herdecke . . . 100
III. Das Kruzifix zu Stromberg 101
IV. Die Gotteslästerer in Körbecke . . . 103
V. Graf Eberhard von Altena 104
VI. Otto Schütz 107
VII. Das Monument am Dome zu Münster 109
VIII. Das Dorf Eine 110
IX. Der Bullerborn . . . . . —
X. Das verwünschte Schloß 111
XI. Die ungetaufte Glocke 112
XII. Das Erdmännchen auf Hardenstein . . 113
XIII. Die Springwurzel 116
XIV. Der Schatz bei Schwerte 118
XV. Der Schatz in Wiedenbrück 119
XVI. Der Knüppelhund 121
XVII. Der Teufel als Oheim 122
VXIII. Die weiße Jungfrau 123

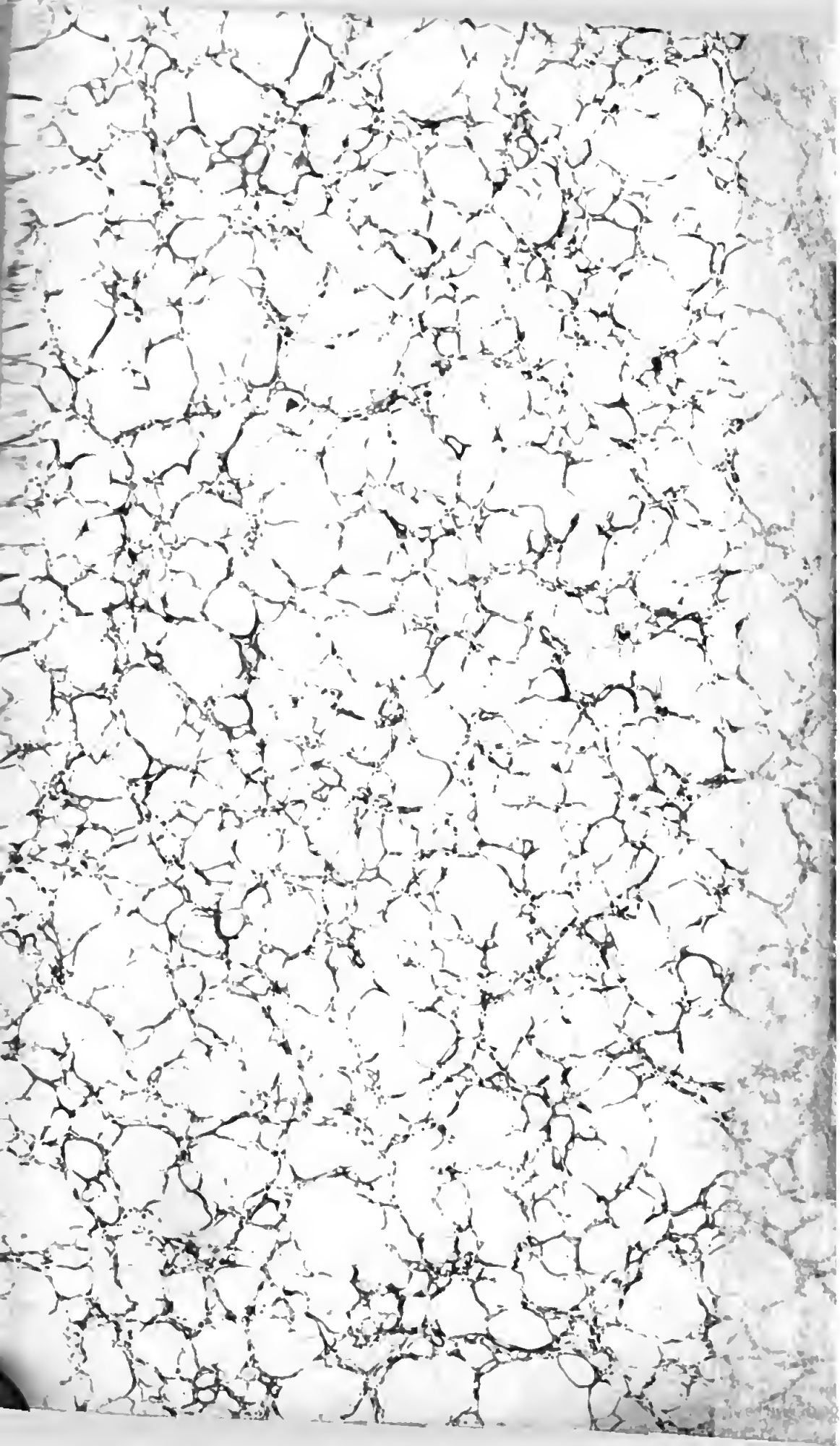
Abergläubische Gebräuche.

Seite

I. Gebräuche bei Leichen 125
II. Das Todtenansagen 126
III. Das Hexenbeschwören . . . . . —
IV. Der St. Einhardsbrunnen 128

Inhalt des zweiten Bändchens.

I. Elias Grail 131
II. Ursprung des Stifts Fröndenberg . . . 145
III. Der letzte Burggraf von Stromberg . . . 159
IV. Die Zerstörung der Irmensäule 253

Kleinere Sagen.

I. Der heilige Lebuinus 266
II. Der heilige Sueberus 267
III. Das Grab der heiligen Idá 268
IV. Die Wundertropfen zu Lünen 270
V. Die Familie Hackenberg 271
VI. Johann mit den Bellen 272
VII. Der Teufel in der Kirche zu Unna . . 273
VIII. Der Fluch des Bischofs . . . . . —
IX. Der Mann mit dem Grenzsteine . . . 274
X. Die Hexenrache 275
XI. Der Währwolf . . . . . —
XII. Der Brigadier von Corvey 278